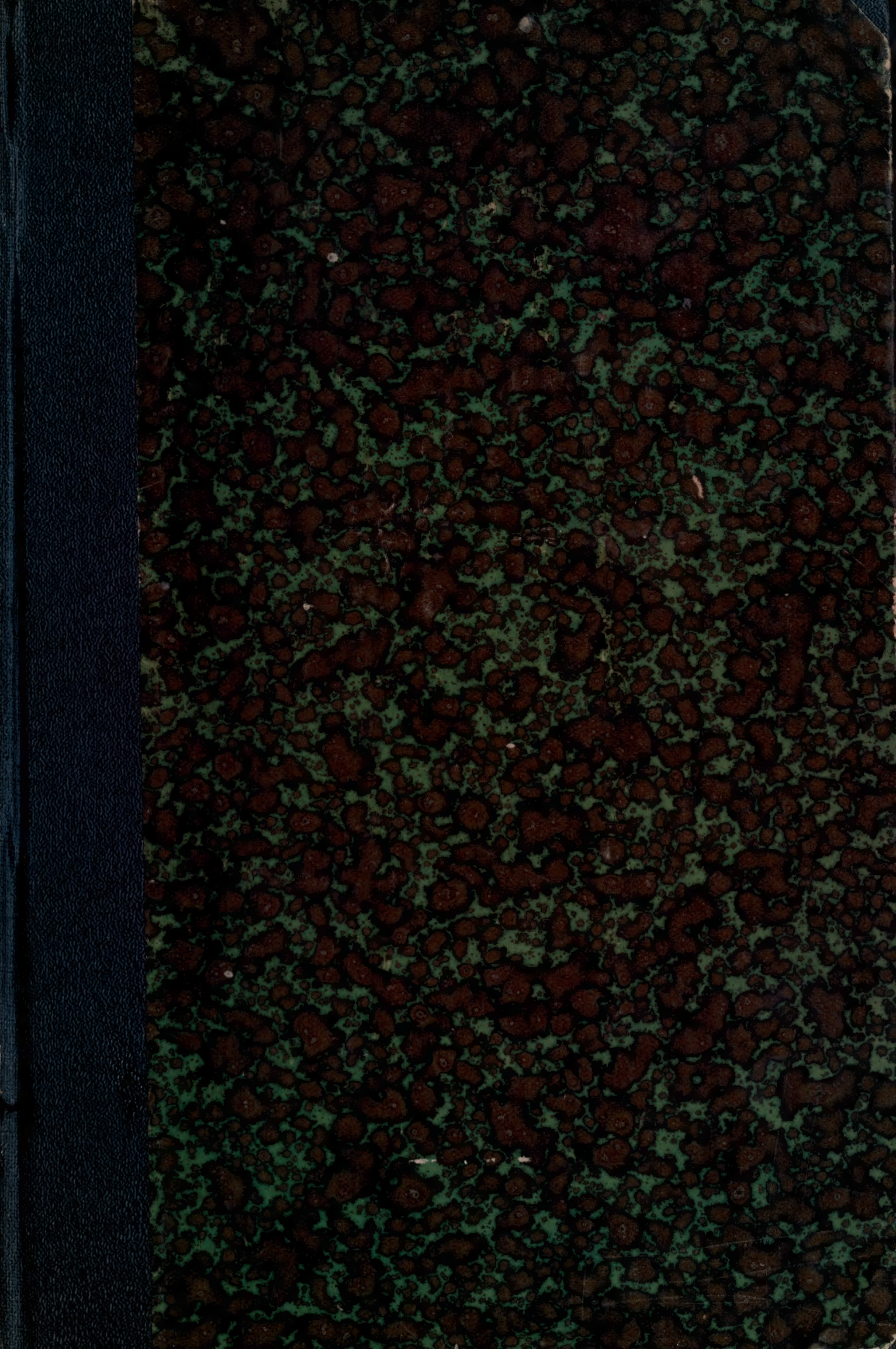








INDOGERMANISCHE BIBLIOTHEK

HERAUSGEGEBEN VON

H. HIRT UND W. STREITBERG

ZWEITE ABTEILUNG

SPRACHWISSENSCHAFTLICHE GYMNASIALBIBLIOTHEK

UNTER MITWIRKUNG ZAHLREICHER FACHGENOSSEN

HERAUSGEGEBEN VON

MAX NIEDERMANN

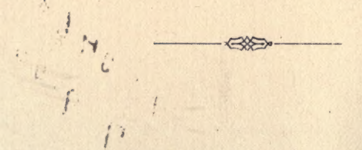
VIERTER BAND

HISTORISCHE SPRACHLEHRE DES NEUFRANZÖSISCHEN

VON

EUGEN HERZOG

I. EINLEITUNG LAUTLEHRE



HEIDELBERG 1913

CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG

HISTORISCHE SPRACHLEHRE DES NEUFRANZÖSISCHEN

VON

EUGEN HERZOG
O. PROF. AN DER UNIVERSITÄT CZERNOWITZ

«IL N'Y A PAS DE MOTS; IL Y A LE LANGAGE»
UMKEHRUNG EINES AUSSPRUCHS
VON V. HENRY

I. TEIL:

EINLEITUNG. LAUTLEHRE



HEIDELBERG 1913
CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG

Verlags-Nr. 824.

Herrn Hofrat

Wilhelm Meyer-Lübke

als Zeichen der Verehrung
und treuen Ergebenheit

Vorwort.

In diesem Büchlein ist versucht worden, eine Darstellung des Standes der neufranzösischen Sprache zu geben; diese Darstellung ist historisch, nicht daß der Werdegang der Sprache als solcher dargestellt würde, sondern insofern, als die Kenntnis des Vergangenen für das Verständnis des Gegenwärtigen nötig ist, s. § 23; sie ist elementar, nicht weil dem Bedürfnis der praktischen Spracherlernung gedient sein will, sondern weil sie sich erstens mit der am meisten gelernten und bekannten Form der frz. Sprache, der neufranzösischen Gemeinsprache, beschäftigt, zweitens auch hier nur die geläufigeren Erscheinungen bespricht, drittens keine besondern linguistischen Vorkenntnisse voraussetzt; sie ist aber vor allem deskriptiv, denn sie sucht ein Gesamtbild des für eine bestimmte Zeit Gültigen zu entwerfen.

Das Bedürfnis, den bisherigen wissenschaftlichen Darstellungen, die die Einzelerscheinungen entweder durch die ganze Lebensdauer des Französischen oder von Epoche zu Epoche evolutionistisch verfolgen, einmal eine Darstellung entgegenzustellen, die streng auf der Basis der zeitlichen Koexistenz ruht, ist von mehreren Seiten bereits empfunden worden. Es zeigt sich nämlich mehr und mehr, daß zum Verständnis

des einzelnen Entwicklungsfaktums das bloße Studium der Spracherscheinung, die davon getroffen wird, in der Regel nicht hinreicht, sondern die Beobachtung des gesamten sprachlichen Zustands der Periode dazu erforderlich ist; denn gewöhnlich ist die Einzelerscheinung von einem ganzen Bedingungskomplex abhängig. Und deshalb wäre es vielleicht sogar gut, den angehenden Linguisten an die Betrachtung des Gesamtzustandes zu gewöhnen, bevor man ihn in die evolutionistische Sprachforschung einführt. Welche Epoche der Sprache aber wäre dazu geeigneter als die gegenwärtige, wo schon durch die Vollständigkeit des gebotenen Materials und durch die Möglichkeit, die Daten jeden Moment von neuem zu prüfen, die Abhängigkeit der einzelnen Sprachfakten voneinander viel sicherer zu konstatieren ist als in älterer Zeit, wo die Belehrung über ganze große linguistische Teilgebiete überhaupt unmöglich ist? — Den Übergang zur historischen Sprachbetrachtung zu erleichtern, sind Hinweise auf das Altfranzösische angebracht worden, besonders auf die Grammatik des Altfranzösischen von Schwan-Behrens, die wenigstens teilweise deskriptiv angelegt ist.

Soll dies Buch zur Einführung in die Sprachwissenschaft dienen, dann halte ich es für notwendig, daß der Lernende mit einigen allgemein-sprachwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet an sein Studium heranschreite. Ich habe, was mir in dieser Hinsicht erforderlich schien, in dem ersten Teil der Einleitung untergebracht. Manchem Fachgenossen wird das hier Gesagte vielleicht selbstverständlich und deshalb überflüssig erscheinen. Demgegenüber darf ich wohl darauf hinweisen, daß ich manche dieser grundlegenden Einblicke in das sprachliche Leben nicht nur bei eigenen Schülern, sondern auch bei der Lektüre wissenschaft-

licher Arbeiten — nicht bloß von Anfängern — oft schmerzlich vermißt habe.

Außer dieser allgemeinen Einleitung enthält dieser Band noch eine spezielle, die das enthält, was über die Zusammensetzung und das Entstehen der frz. Gemeinsprache zu wissen zunächst wichtig ist, ferner die Lautlehre; die Wort- und Satzlehre soll baldmöglichst in einem zweiten Bändchen folgen, das ebenso elementar gehalten sein wird wie das erste. Zu einer wissenschaftlichen Vertiefung des hier Gebotenen gehörte nach meinem Empfinden die Ausdehnung der deskriptiven Darstellung auf das Französische im weiteren Sinn (vgl. § 24), die ich in einer andern Publikation zu versuchen vorhabe.

Für die Lautlehre habe ich die phonetische Literatur verwertet, soweit sie mir irgend zugänglich war; daß ich in diesem Elementarbuch im allgemeinen nicht die Stellen angebe, wo ich auf diese oder jene Eigentümlichkeit der frz. Lautgebung aufmerksam wurde, wird man entschuldigen; wer die Beobachtungen zuerst gemacht hat, läßt sich bei der Art und Weise, wie sie von einer Darstellung in die andere übergehen, ohnehin in der Regel nicht konstatieren. Gar mancherlei ist hier auch verwertet, was nicht aus Büchern gewonnen ist; und davon verdanke ich das meiste meinen Studien im Phonogrammarchiv der Wiener kaiserlichen Akademie. Herr Hofrat Siegmund Exner hat mir in liebenswürdigster Weise das Instrumentarium des Archivs zur Verfügung gestellt, Herr Dozent Dr. Rudolf Pöch hat mich bei den Aufnahmen und sonstigen Arbeiten stets mit Rat und Tat unterstützt, beiden sage ich hier meinen herzlichsten Dank; er gebührt aber auch den Franzosen, die sich in der freundlichsten und geduldigsten Weise für die Aufnahmen zur Verfügung ge-

stellt haben. — Mein Dank gebührt endlich auch der Verlagsbuchhandlung und Druckerei Winter, die keine Mühe scheute, um den so schwierigen Druck der phonetischen Texte zu bewerkstelligen.

Czernowitz, den 12. Oktober 1912.

E. Herzog.

Inhalt.

Einleitung.

Lautlehre.

Anhang.

Abkürzungen.

La Par.	La Parole.
ML. Einf.	W. Meyer-Lübke, Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Heidelberg, C. Winter, 1909.
ML. hG.	W. Meyer-Lübke, Historische Grammatik der franz. Sprache. Heidelberg, C. Winter, 1908.
Nyrop, Gr. h.	Kr. Nyrop, Grammaire historique de la langue franç. Copenhague, Nordisk Forlag. I, 2. Aufl., 1904; II 1903; III 1908.
Passy-R.	J. Passy et A. Rambeau, Chrestomathie française. 3. Aufl. Leipzig, Teubner, 1908.
Rouss. princ.	P. J. Rousselot, Principes de phonétique expérimentale. Paris 1901—8.
SB.	E. Schwan, Grammatik des Altfranzösischen. Neu bearbeitet von D. Behrens. 9. Aufl. Leipzig, O. R. Reisland, 1911.
Th.	Ch. Thurot, De la prononciation française . . . 2 Bde. Paris 1881—3.
Z.	Zeitschrift für romanische Philologie.

Erklärung der phonetischen Zeichen.

Die Zeichen, die systemmäßigen Lauten der französischen Sprache entsprechen, sind § 105 zusammengestellt und in den folgenden Paragraphen erklärt. Zu bemerken ist dazu bloß, daß die beiden *r*-Arten (s. § 105) nur mit dem einfachen Zeichen *r* bezeichnet werden, auch in den Texten des Anhangs, wo es fast durchwegs *R* bedeutet, ferner daß die vier dort aufgezählten Nasalvokale der Vereinfachung halber nur *ã*, *ẽ*, *õ*, *ɔ̃* geschrieben werden, endlich daß das helle *a* *(ȧ)* mit Ausnahme der Texte einfach *a* geschrieben wird, wo ein Mißverständnis ausgeschlossen ist.

Die Länge eines Lautes ist durch einen darübergesetzten Strich (¯) bezeichnet. Feinere Unterscheidungen in der Quantität wurden nicht angebracht, so sind besonders bei den unbetonten Vokalen die halblangen und kurzen auch im Anhang nicht auseinandergehalten worden (über die Gründe s. S. 146 f.). Nur wo es auf die Feststellung dieses Unterschiedes ankam, also besonders in den darüber handelnden §§ 151 f., ist Halblänge mit ˘̄ und Kürze mit ˘ bezeichnet worden.

Die Zeichen für Akzent, Tonbewegung, Silben und Gruppenabgrenzung s. S. 303.

Sonst kommen noch gelegentlich folgende Zeichen zur Verwendung:

𝔟, 𝔡, 𝔤, 𝔳, ſ, ſ̌, 𝔷: stimmlose Lenis (§ 132).

Kleine Zeichen ($^{ə, k}$ usw.): schwache oder reduzierte Laute.

d́, *t́*, *ź*, *ś*, *ĺ*: palatale Abart des *d*, *t*, *z*, *s*, *l* (Artikulationsstelle wie bei *ń*).

č, *ǧ*: ital. ***cera***, ***gelo***; Verschlußlaute mit den Artikulationsstellen von *š* und *ž*.

h': deutsch ***ich***, s. § 133; *k'*, *ǵ* die entsprechenden Verschlußlaute, s. § 134.

h˙: deutsch ***ach***; γ der entsprechende stimmhafte Laut; *ṅ* § 122.

ð: engl. ***th**ere*. *þ*: engl. ***th**ick*.

ĩ: *l* mit der Stellung der Hinterzunge wie bei den hinteren Rundvokalen § 110, die Vorderzunge genau so wie bei gewöhnlichem *l* § 125.

r̥, *l̥* usw. stimmlos.

ɒ: engl. ***u**t*.

å: Zwischenlaut zwischen *â* und *ǫ*.

ä: Zwischenlaut zwischen *à* und *ę*.

į, *ų*, *ų̈*: offenes *i*, *u*, *ü*.

˜: Anusvâra, vgl. § 214.

‘: kurze Pause, vgl. §§ 204, 3; 206.

': fester Vokaleinsatz.

Verbesserungen:

S. 164, § 170 Schluß: Tilge das über *mousson* Gesagte.
S. 175, § 184, b), 1. Zeile: lies Aus statt Auf.
S. 294, § 324, Das Beispiel *marlborough* gehört in den § 325, erster Absatz.
Vgl. noch S. 302.

Einleitung.

I. Allgemeiner Teil.

Zweck des Sprechens, Wesen der Sprache.

§ 1. — Die Handlung des Sprechens findet zunächst statt, um andere Lebewesen zum Handeln zu veranlassen oder um sie etwas wissen zu lassen. Beide Zwecke können in wechselnder Weise vereinigt sein und sind es auch oft. Es ist klar, daß das Sprechen in Akten bestehen muß, die leicht von den Sinnesorganen des Angesprochenen apperzipiert werden: als vermittelnde Sinnesorgane kommen in Betracht der Tastsinn (z. B. Streicheln, Händedruck), der Gesichtssinn (Gebärden), der Gehörsinn (Laute, aber auch Beifallsklatschen, Füßestrampeln usw.).

§ 2. — Wenn wir nun das Sprechen im wesentlichen als Handlung betrachten müssen, die zu den zwei genannten Zwecken ausgeführt wird, so soll damit nicht gesagt sein, daß das Sprechen nicht auch zu anderen Zwecken oder ganz zwecklos stattfinde; aber die Formen, die das Sprechen aufweist, hat es mit Rücksicht auf diese beiden Zwecke angenommen. Eine Tätigkeit, die sich nicht an diese Formen hält, pflegen wir nicht Sprechen zu nennen, auch wenn sie im Äußerlichen noch so verwandt damit erscheint (vgl. einerseits Beten, andrerseits Singen).

§ 3. — Die Handlung des Sprechens ist nämlich an gewisse Formen gebunden, von denen vorausgesetzt wird, daß das Lebewesen, an das es gerichtet wird, denselben

Sinn damit verknüpft wie derjenige, der spricht. Diese Übereinstimmung der Deutung, die vorausgesetzt wird, beruht entweder lediglich auf der gleichen psychischen Konstitution der Sprechenden (generelle Sprechformen) oder auf einer besonderen Vereinbarung (konventionelle Sprechformen). Eine generelle Sprechform z. B. ist die drohende oder wegweisende Gebärde, die nicht nur der Mitmensch, sondern auch ein Hund versteht, eine konventionelle ist z. B. das Wort «ja», «oui», aber auch das zustimmende Kopfnicken, das sehr viele Völker nicht in unserem Sinn verwenden.

§ 4. — Unter der Vereinbarung, die der konventionellen Sprechform zugrunde liegt, ist natürlich zumeist nicht eine wirkliche Verabredung, vielleicht sogar mit vorausgehender Beratung, zu verstehen, bei der der eine das Zeichen vorschlägt, der andere es akzeptiert. Dort, wo die Form ganz neu entsteht, wird sie in der Regel aus zufälligen Begleithandlungen oder Begleitumständen, die sich einmal bei einer gelungenen Verständigung durch generelle Mittel einfanden, oder aus immer stärkerer Abkürzung von generellen Mitteln hervorgegangen sein. Der weitaus häufigere Fall ist aber gewiß der, daß bereits in einem gewissen Kreis vorhandene Mittel auf andere Menschen übertragen werden, wobei dann die Vereinbarung so von statten geht, daß der Lernende die neue Sprechform durch einmalige oder wiederholte Verbindung mit generellen Sprechformen, durch die Sachlage, aus der heraus jene Sprechform angewendet wird, oder aber so lernt, daß sie ihm mit bereits gelernten konventionellen Sprechformen erklärt wird — letzteres wohl im ganzen seltener —.

§ 5. — Die konventionellen Sprechformen haben sich nun zu sehr komplizierten Systemen ausgebildet, die man S p r a c h e n nennt und die sehr häufig von einer großen Zahl von Menschen angewendet und verstanden werden. Zu solcher systematischer Ausbildung haben sich nur jene Ausdrucksformen als geeignet erwiesen, die

durch den Gesichtssinn oder durch den Gehörsinn vermittelt werden, und zwar in der Weise, daß in ersterem Fall hauptsächlich Bewegungen mit den Armen und Händen verwendet werden, in letzterem ausschließlich solche Schälle, die man beim Ausatmen in den vorderen Teilen der Atmungsorgane erzeugen kann. Hiebei ist zu bemerken, daß diese beiden Systeme (Gebärden- und Lautsprachen) namentlich auf den älteren Stufen der Entwicklung nicht nur vielfach Hand in Hand gegangen sein und sich gegenseitig ergänzt und verdeutlicht haben werden, sondern wohl auch mit mancherlei unsystemmäßigen Zeichen (Mienen, Händeklatschen u. dgl.) verbunden waren. Noch heute sind von dieser Verbindung viele Reste erhalten.

Von diesen zwei Arten von Systemen sind die Lautsprachen bedeutend wichtiger geworden und haben vielfach allgemeine Verwendung gefunden. Sie haben vor den Gebärdensprachen den großen Vorteil voraus, daß sie zur Verständigung einen viel kleinern Energieaufwand benötigen, und den fernern Vorteil, daß sie ihren Zweck auch dann erfüllen können, wenn die Sprechenden sich nicht sehen (im Dunkeln, der Angesprochene abgewendet u. dgl.). Demgegenüber fallen die Vorteile, die die Gebärdensprachen ihrerseits haben, 1. Verständigungsmöglichkeit über größere Entfernung hin, 2. größere Assoziationsmöglichkeit der Zeichen mit dem Inhalt, also geringere Belastung des Gedächtnisses, wenig ins Gewicht. So versteht man denn unter Sprachen in der Regel lautsprachliche Systeme, und auch wir werden das Wort zumeist so anzuwenden haben.

§ 6. — Beide Sprachsysteme haben den Nachteil, daß sie zur Mitteilung an abwesende Personen nicht unmittelbar geeignet sind. Der Mensch hat dem abgeholfen, indem er statt der flüchtigen Sprechakte dauernde Zeichen formte, die die Mitteilung noch lange Zeit, nachdem sie gemacht wurde, vermitteln konnten. Dabei konnte man versuchen und hat auch wirklich oft versucht, dasjenige,

was den Inhalt der Mitteilung ausmacht, direkt darzustellen. Aus Gründen aber, die auseinanderzusetzen hier zu weit führen würde, hat sich dieses Verfahren als unpraktisch erwiesen, und man ist allmählich dazu gelangt, die Elemente, wie sie für die Mitteilung durch die Lautsprache bereits geformt vorlagen, dazu zu benützen, indem diese Elemente wieder durch konventionelle Zeichen ausgedrückt wurden. Man ist dabei von größeren Einheiten der Lautsprache, die noch größtenteils bestimmten Vorstellungen entsprachen, zu immer kleineren fortgeschritten, wo das nicht mehr der Fall war.

Man nennt dies Verfahren schreiben und die verschiedenen eben angedeuteten Etappen der Entwicklung der Schrift: Bilderschrift, Wortschrift, Silbenschrift, Lautschrift. Bei den letzten drei Systemen ist also eine doppelte Konvention vorhanden: die Sprachkonvention, die ihnen mit der Lautsprache gemeinsam ist, und die eigentliche Schriftkonvention, die Zeichen für die sprachkonventionellen Elemente liefert.

Ausbreitung, Unifizierung und Differenzierung der Sprache.

§ 7. — Die sprachlichen Systeme erhalten sich im allgemeinen so, daß sie die Kinder von den Eltern lernen. Nun haben es aber die Bedürfnisse mit sich gebracht, daß Menschen, die in stetem Verkehr miteinander leben und auf sich angewiesen sind, sich im allgemeinen desselben Systems bedienen, mag nun diese Übereinstimmung durch freiwillige oder gezwungene Annahme des Systems zustande gekommen sein oder dadurch, daß diese Menschengruppe ursprünglich einer Familie angehörte. So erklärt sich die normale Erscheinung, daß lokal vereinigte Menschengruppen sich eines einzigen Sprachsystems bedienen. Ein solches lokales System kann durch starke Expansion der betreffenden lokalen Gruppe eine große Verbreitung gewinnen.

Im ganzen aber wird dies nur ganz selten der einzige Grund einer großen Ausdehnung des Geltungsbereichs eines sprachlichen Systems sein. Durch lokale Verschiebungen (Wanderungen, Eroberungen und sonstige Ortsveränderungen) ergibt sich für das Einzelindividuum häufig die Notwendigkeit, andere Systeme zu lernen als dasjenige der lokalen Gemeinschaft, der es ursprünglich angehörte, sei es, daß es dadurch inmitten einer anderen Gemeinschaft lebt, sei es, daß dadurch in seiner lokalen Gemeinschaft anderssprachige Elemente eindringen. Häufig lernt sogar auf diese Weise eine ganze Gemeinschaft die Sprache einer anderen Gemeinschaft; und wenn es einmal soweit ist, so kann es vorkommen, daß sie, die Doppelarbeit im Lernen und Merken ersparend, die sich aus der Beherrschung zweier Systeme notwendigerweise ergibt, ihre ursprüngliche Sprache ganz aufgibt. Das findet namentlich dann statt, wenn die Gemeinschaft, die die zweite Sprache spricht, sich in politischer, wirtschaftlicher oder ästhetischer Hinsicht eines großen Ansehens erfreut, oder insbesondere, wenn die Erlernung dieser Sprache dadurch von großem Nutzen ist, daß sie die Möglichkeit der Verständigung mit recht viel Individuen, mit denen man in Verkehr zu treten gezwungen ist, ergibt; diese Individuen können entweder ursprünglich der betreffenden Sprachgemeinschaft angehören oder aber einer dritten, die aus ähnlichen Gründen diese Sprache neben ihrer ursprünglichen gelernt hat.

§ 8. — Es liegt auf der Hand, daß ein sprachliches System um so nützlicher ist, mit je mehr Individuen man sich dadurch zu verständigen vermag. Diese Tatsache, deren Wahrheit die Menschheit in einer Jahrtausende langen Entwicklung unausgesetzt sozusagen an ihrem eigenen Leib verspüren mußte, hätte — auch ohne eine mit modernen Mitteln geführte Propaganda — unzweifelhaft längst zu einer Einheitssprache geführt, wenn nicht andere Tatsachen der Durchführung einer derartigen Unifizierung im Wege stünden.

§ 9. — Der Tendenz der Unifizierung nämlich, die in letzter Linie hauptsächlich auf dem Willen der Menschheit, auf ihrem Bemühen um weitestgehende Verständigungsmöglichkeit beruht, steht eine Tendenz der Differenzierung entgegen, die von dem Willen des Menschen unabhängig und in dem Wesen der sprachlichen Systeme und ihrem Fortleben begründet ist.

§ 10. — Die Sprache ändert sich nämlich von selbst in mehrfacher Hinsicht. a) Durch die physiologischen Vorgänge, die das Wachstum und Älterwerden des Menschen begleiten, dürfte sich, allerdings in geringem Maße, die Klangfarbe der Schälle ändern, die zur Zusammensetzung der Zeichen benützt wird, und diese veränderten Schälle können dann von der jungen sprachlernenden Generation nicht mehr durch dieselben Bewegungen erzeugt werden wie von der älteren. — b) Aus der Art, wie die Entsprechung zwischen den Zeichen und ihrem Sinn zumeist gelehrt wird (§ 4), nämlich nicht durch eigentliche Unterweisung, sondern so, daß der Lernende durch immerwährende Wiederholung der Zeichen im wechselnden Zusammenhang und bei wechselnder Gelegenheit die genaue Beziehung zwischen ihnen und ihrem Sinn sich selbst konstruiert und die Sphäre ihrer Gebrauchsüblichkeit erkennt, ergibt sich, daß die Entsprechung zwischen Sinn und Zeichen und die Gebrauchssphäre der letzteren sich eben nur im großen ganzen bewahren wird, im einzelnen sich aber manche Verschiebungen einstellen werden, die, was die *Entsprechung* betrifft, in letzter Linie auf *Mißverständnissen*, was die *Gebrauchssphäre* betrifft, auf *mangelhafter Genauigkeit der Beobachtung* beruhen. c) Es werden öfter aus dem einen oder andern Grund neue Verständigungsbedürfnisse sich einstellen, dies ist z. B. der Fall, wenn ein neuer Handelsartikel eingeführt wird, aber auch wenn eine neue Art, Ideen zu konzipieren, mit einer neuen Geistesrichtung aufkommt. Dann braucht man neue sprachliche Elemente, die entweder aus dem Mate-

rial des betreffenden Sprachsystems selbst bestritten oder aber von einer oft weit entfernt gelegenen, häufig sogar von einer längst ausgestorbenen Sprachgemeinschaft entlehnt werden. Aus den analogen Gründen werden aber auch alte sprachliche Elemente aufgegeben.

§ 11. — Es ist nun natürlich, daß diese verändernden Tendenzen nicht überall in derselben Weise wirken werden. Es würde durch sie eine rasche Sprachdifferenzierung zwischen den einzelnen Familien eintreten, wenn nicht der Verkehr und die Notwendigkeit, sich auch mit Menschen außerhalb des engsten Kreises, dem man angehört, zu verständigen, unifizierend entgegenwirken würde, so daß ein Ausgleich zustande kommt, indem sich ein gewisser Durchschnitt einstellt. Da nun aber diese unifizierende Tendenz durch das Zusammenleben zustande kommt, so wird sie um so mächtiger wirken, je geschlossener in sozialer Hinsicht die Gruppe der Sprechenden ist. Sozial in sich abgeschlossen sind aber immer mehr oder minder die lokalen Gemeinschaften. Ehemals war ja lokale und soziale Gemeinschaft fast identisch, heute ist das allerdings viel weniger der Fall. Daraus erklärt sich nun leicht, daß die Veränderungen, die sich in der Sprache vollziehen, sich im ganzen auf lokale Durchschnitte einstellen — ehemals noch vielmehr als heute — und daß diese lokalen Systeme um so weiter voneinander stehen, je weniger die einzelnen Lokalitäten Verkehr und Berührung miteinander haben. Trotzdem wird die Differenz nie besonders groß werden, solange die in § 7 erwähnten Umstände, die die Vereinheitlichung der Sprache herbeigeführt haben, fortbestehen. Aber diese Umstände können durch Umwälzungen politischer, wirtschaftlicher usw. Art in Wegfall kommen, und damit ist den differenzierenden Tendenzen Tür und Tor geöffnet.

§ 12. — Nun ist aber zum Verständnis der differenzierenden Sprachtendenz noch auf einen Punkt besonders zu achten. In den obigen Ausführungen wurde, um das Verständnis zu erleichtern, mit einer Fiktion gearbeitet,

der in der Wirklichkeit nur ein Näherungswert entspricht. Eine völlige Unifizierung, eine vollständige Ausgleichung der Verschiedenheiten, die durch die in § 10 erwähnten Veränderungen entstehen, kommt überhaupt nicht zustande. Es verbleiben selbst im engsten Kreis Varianten zwischen den sprachlichen Systemen der Sprechenden, Varianten, die so klein zu sein pflegen, daß sie die Verständigung der einzelnen Mitglieder des Kreises nicht erschweren, die aber immerhin der Sprache jedes einzelnen einen individuellen Stempel aufdrücken. Wenn man also sagt, eine Sprache sei innerhalb irgendeines Milieus oder in einer bestimmten Gegend einheitlich, so kann das nur besagen, daß die Varianten in diesem Bereich nicht oder nicht um vieles erheblicher seien als derartige individuelle Varianten, die die gegenseitige Verständlichkeit nicht behindern. Jedoch wird man die gegenseitige Verständlichkeit als eine zwar im ganzen notwendige, aber nicht als hinreichende Bedingung für die Einheitlichkeit der Sprache ansehen wollen. Die Varianten in der Sprache zweier Individuen können nämlich so groß sein, daß sie dem einen beim Anhören des andern auffallen und daß die beiden sofort erkennen, daß sie nicht demselben engeren Kreis angehören, und doch ist durch diese Differenzen die gegenseitige Verständigung, wenn auch vielleicht ziemlich erschwert, so immerhin nicht unmöglich gemacht. Es ist nun ohne weiteres verständlich, daß derartige lokale und soziale Varianten aus individuellen entstehen können, einfach dadurch, daß der Durchschnitt der individuellen Varianten in jedem Milieu ein etwas verschiedener sein wird und daß diese Verschiedenheiten des Durchschnitts, der ja (vgl. § 11) als Richtschnur für die Regelung des Sprachgebrauchs dient, durch die in § 10 besprochenen Veränderungen sich im Lauf der Zeit immer stärker und stärker akzentuiert.

Es ist aber weiterhin klar, daß solange man sich trotz der lokalen und sozialen Varianten noch immer

verständigen kann, die praktische Triebfeder zur Unifizierung, von der in § 8 die Rede war, wegfällt. Und es ist ebenso sicher, daß das praktische Bedürfnis, das nach § 7 Individuen oder ganze Gemeinschaften dazu treibt, sich fremde Sprachsysteme anzueignen, auch befriedigt ist, wenn bei dieser Aneignung durch Beibehaltung von Resten des ursprünglichen Systemes Varianten in dem Ausmaß bestehen bleiben, daß Verständigung immerhin noch möglich ist. Solche Varianten, mögen sie nun zur Zeit auffallen oder nicht, können natürlich ebenfalls die Grundlage einer sehr starken Differenzierung werden, und da sie auf Elementen beruhen, die aus dem ursprünglichen Sprachsystem stammen, so verbindet ein — wenn auch noch so schwaches — Band das neuentstandene System mit dem ursprünglichen.

§ 13. — Es folgt also im ganzen auf die Epoche der Expansion, in der eine Sprache andere verdrängt, eine Periode der Zerklüftung, in der sie sich in verschiedene, zumeist lokal getrennte Sprachen spaltet. Daß diese zwei Vorgänge zeitlich immer scharf getrennt sind, soll damit übrigens nicht gesagt sein; sie können wohl unter Umständen Hand in Hand gehen. Die geschichtliche Erfahrung aber lehrt uns, daß man wenigstens im großen und ganzen derartige Perioden unterscheiden kann. Bezüglich des Französischen ist zu sagen, daß sich diese Vorgänge, soweit wir es historisch zurückverfolgen können, dreimal abgespielt haben: Lange nachdem sich die indogermanische Gemeinsprache in Einzelsprachen gespalten hatte, hat sich innerhalb der italischen Dialekte das Lateinische eine führende Stellung erobert; unter den Ländern, die die lateinische Sprache angenommen haben, hat das nördliche Gallien eine übrigens nicht sehr weitgehende Einheitlichkeit aufzuweisen; von den verschiedenen Abarten dieser Sprache in Nordfrankreich ist die eine, die von Paris, gegenwärtig im Begriff, die anderen vollständig zu verdrängen.

Mustersprache. Schriftsprachen.

§ 14. — Es wäre übrigens verfehlt, aus dem in § 12 Gesagten zu schließen, daß, weil das unmittelbare praktische Bedürfnis nicht dazu zwingt, lokale und soziale Varianten aufzugeben, eine Unifizierung und ein Ausgleich derselben nicht vorkomme.

Eine ausgebreitete Sprache pflegt nämlich an einer bestimmten Lokalität und in einer bestimmten Gesellschaftsschichte Leute zu haben, die als berufene Vertreter des Sprachgebrauchs angesehen werden. Die Lokalität, die eine solche Bevorzugung erfährt, ragt zumeist politisch oder kulturell über die anderen Gegenden hervor, gewöhnlich wird es diejenige sein, von der aus die in § 7 dargestellte Expansion ihren Ausgang genommen hat. Die maßgebenden sozialen Kreise waren früher zumeist die Hüter von Einrichtungen, die bis zu einem gewissen Grad die Fixierung eines einmal gegebenen Sprachzustandes gestatten oder gebieten. Solche Einrichtungen sind z. B. religiöses Ritual, Rechtsformeln, Formeln und Gesänge bei Familien- und anderen Festen u. dgl. Auf einer höheren Stufe sind es dann die Literaten, d. h. diejenigen, die die Erzeugnisse des menschlichen Geistes mit Hilfe jenes zweiten konventionellen Systemes (§ 6) niederschreiben. Das ist nun natürlich nicht so aufzufassen, als ob diese Kreise von Anfang an ihre besondere Klassensprache hätten, sie übernehmen vielmehr die allgemein übliche Sprache, und wo diese etwa bereits sozial abgestuft ist, in der Regel diejenige der besseren Gesellschaftschichten. Die Sonderstellung kommt vielmehr hauptsächlich dadurch zustande, daß durch die erfolgte Fixierung die Veränderung des sprachlichen Zustandes langsamer fortschreitet als in den anderen Schichten. Dies ist namentlich dann der Fall, wenn diese Fixierung nicht nur durch das Gedächtnis, sondern schriftlich erfolgt. Es bildet sich die Vorstellung aus, daß zur Fixierung seinerzeit nur mustergültige Formen verwendet worden seien — was ja insofern seine Berechtigung hat,

als man bei der Auswahl der sprachlichen Formen, mit Hilfe deren man ein Gedankenerzeugnis für die Zukunft fixieren will, wirklich mit einer gewissen Sorgfalt zuwege gehen wird —; und diese für mustergültig angesehenen Formen werden dann etwa neu aufkommenden vorgezogen. Wie groß der Einfluß dieser schriftlichen Fixierung ist, ist je nach dem gewählten Schriftsystem (vgl. § 6) verschieden. Bei den europäischen Kultursprachen, deren Schriftsysteme Lautschrift sind, also selbst kleine Elemente der gesprochenen Rede mehr oder minder getreu wiedergeben, ist dieser Einfluß im allgemeinen ein sehr großer. Die Richtung dieses Einflusses ist, wie aus dem Gesagten hervorgeht, im großen und ganzen eine konservative. Unter Umständen aber, namentlich infolge von Mißverständnissen, kann er auch alterierend wirken, vgl. § 23, 40.

§ 15. — Der Einfluß, den die Fixierung durch die Schrift auf die Entwicklung hat, hängt aber bei weitem nicht allein von der Art des Schriftsystems ab, sondern noch von vielfachen andern Momenten, und ebenso hängt die Stärke des Einflusses der Sprache jener als maßgebend angesehenen Stände auf die Sprache der übrigen von vielen Momenten ab. Es kommen da die Intensität und der Umfang der literarischen Betätigung, auch ihre Sonderart und die Art der mit ihr verfolgten Zwecke, das größere oder geringere Ansehen, in dem sie steht, die Größe der Berührungsflächen, die die maßgebenden Kreise mit den anderen haben, d. h. ihre größere oder geringere Exklusivität, usw. in Betracht. Wenn diese Umstände nun dafür besonders günstig liegen, kann es vorkommen, daß eine sprachliche Weiterentwicklung, wie sie in § 10 analysiert wurde, überhaupt nahezu aufgehoben ist und sich die Sprache durch längere Zeit unverändert erhält, freilich nur in jenen Elementen, die durch die Schrift zum Ausdruck kommen. In der Regel aber übt die Schrift nur eine retardierende Wirkung aus, und die inzwischen in andern Schichten eingetretenen Veränderungen finden, nachdem

sie genug allgemein geworden sind, doch auch bei den sprachlich maßgebenden Kreisen und endlich auch in der Literatur selbst Aufnahme.

§ 16. — Eine in der geschilderten Art entstandene Sprachnorm (Schriftsprache) verstärkt nun in erheblichem Maß die Expansionskraft der Sprache (vgl. § 7). Namentlich aber hält sie die allzu starke Differenzierung der lokalen und sozialen Varianten mehr oder weniger auf. Freilich bringt auf der anderen Seite ihre Existenz selbst wieder ein differenzierendes Moment in die sprachliche Entwicklung. Einerseits wird nämlich ihre Einwirkung auf verschiedene lokale und soziale Kreise verschieden stark sein, andererseits werden, wenn sie sich in ihrem allerdings langsamen Tempo weiterentwickelt, in verschiedenen Gegenden verschiedene Entwicklungsetappen maßgebend werden. Allerdings werden die so entstandenen Differenzen nicht sehr erheblich sein und sich wieder im Lauf der Zeit ausgleichen, Bedeutung würden sie erst dann erlangen, wenn die Schriftsprache ihre normgebende Kraft verliert.

Der Sprechakt.

§ 17. — Bei der folgenden Darstellung des Sprechaktes wollen wir nur die Lautsprache ins Auge fassen, obwohl das Gesagte mit gewissen Modifikationen auch von den andern Sprachformen gelten dürfte.

Das Zustandekommen einer Mitteilung in einem sprachlichen System geschieht so, daß eine durch die dem betreffenden System eigene Konvention gegebene Ausdrucksform gewählt wird (konzipieren) und man dann die Muskelbewegungen ausführt, durch die diese Ausdrucksform in der Gestalt von Schällen an das Ohr derjenigen gelangt, für die die Mitteilung bestimmt ist (enunzieren).

Das Sprechen zerfällt also in zwei Akte, einen psychischen, die Wahl der Ausdrucksform, und einen psychophysischen, die Ausführung der gewählten Ausdrucksform.

Es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn ich sage,

daß über die Einzelheiten des psychischen Aktes noch völlige Unklarheit besteht. Wir können mehr erschließen als beobachten, daß dabei drei Bestandteile vorhanden sind, wenigstens bei den entwickelteren Sprachformen: zunächst eine Art Analyse, bei der verschiedene begriffliche Bestandteile ausgesondert werden, eine Übersetzung, bei der die diesen Begriffen entsprechenden, konventionell feststehenden akustischen Zeichen — Schälle, resp. Schallfolgen — gesucht und gefunden werden, endlich eine Art Synthese, bei der diese einzelnen akustischen Entsprechungen wieder verbunden werden, was zum Teil wieder unter Zuhilfenahme solcher akustischen Zeichen geschieht, deren Aufgabe es ist, die verschiedenen Begriffe miteinander in Beziehung zu setzen, d. h. also Schälle, resp. Schallfolgen, die als Entsprechung einer bestimmten Beziehung zwischen Begriffen von der Allgemeinheit anerkannt werden. Wir nennen solche konventionell festgesetzten Schälle resp. Schallfolgen, die dazu dienen, Begriffe oder Begriffsbeziehungen (Funktionen) auszudrücken, **Wörter,** obwohl wir später sehen werden, daß sich diese Bezeichnung, so definiert, nicht in jedem Fall mit dem deckt, was man im gewöhnlichen Leben und selbst in der Sprachwissenschaft unter Wörtern versteht.

§ 18. — Ebenso kompliziert ist der seelische Vorgang, der sich bei demjenigen abspielt, an den die Rede gerichtet ist; auch hier haben wir zunächst zwei Akte zu unterscheiden, einen physio-psychischen (apperzipieren) und einen rein psychischen, den wir rezipieren nennen wollen. Und auch in diesem letzteren können wir wieder drei Bestandteile erschließen: eine Analyse, bei der die Schallfolge in ihre begriffs- oder funktionentragenden Elemente zerlegt wird, eine Übersetzung, die zur Vergegenwärtigung der diesen Zeichen entsprechenden Vorstellungen oder Vorstellungsbeziehungen führt, und eine Synthese, die den Sinn der Mitteilung aufbaut und damit den Zweck der Mitteilung zu ergründen sucht.

§ 19. — Nun ist aber zweierlei zu beachten.

1. Wie bereits angedeutet wurde, läßt sich die Scheidung von Analyse, Übersetzung und Synthese nur ganz selten und unvollkommen beobachten. Nur wenn die Mitteilung in einem uns ungewohnten konventionellen System erfolgt, das heißt also, wenn wir eine uns noch nicht ganz geläufige Sprache sprechen oder hören, lassen sich diese Bestandteile bis zu einem gewissen Grad von dem Beobachter auseinanderhalten. In der Mehrzahl der Fälle folgen sie so rasch aufeinander, daß eine zeitliche Unterscheidung nicht vorgenommen werden kann. Auch zwischen Synthese und Enunziation einerseits, zwischen Apperzeption und Analyse andrerseits ist das zeitliche Intervall in der Regel minimal. Es ist das eine Folge der großen Übung, die wir im Gebrauch der Sprachformen erlangt haben. Im besondern läßt sich häufig beobachten, daß wir zunächst einen Teil eines fest in sich geschlossenen Mitteilungsinhaltes konzipieren und enunzieren, ohne daß wir uns noch darüber Rechenschaft gegeben haben, wie wir den Rest gestalten. In andern Fällen allerdings konzipieren wir wieder lange, bevor wir die Mitteilung machen, ja bevor wir dem Hörenden gegenüber sind und reproduzieren das Konzipierte bloß durch das Gedächtnis. Oder wir konzipieren mehrere Mitteilungen zusammen, die wir dann nach und nach enunzieren; beziehen sich dann diese Mitteilungen auf gleiche Gegenstände, so können in der Konzeption beträchtliche Ersparungen von sprachlichen Elementen stattfinden. Im Zwiegespräch fällt die Konzeption des zu Sprechenden häufig mit der Rezeption des eben Gehörten zusammen, z. B. bei Antworten, aber auch sonst vielfach, und auch hier führt diese Simultanität zu vielen Ersparungen. Ebenso wie diese Momente führt aber auch die dem Sprechenden und Hörenden gemeinsame Umgebung, die Vertrautheit mit der Sachlage und den Verhältnissen der angesprochenen Person dazu, die Konzeption stark einzuschränken, ohne daß im allgemeinen die Rezeptionsfähigkeit darunter leidet, diese Momente

bilden also gewissermaßen mit einen Teil der Mitteilung. Anderseits wird aber auch Selbstverständliches oft nicht rezipiert, die hörende Person lenkt ihre Aufmerksamkeit nur auf die Punkte, die ihr wissenswert und neu erscheinen. Diese Unvollkommenheiten in der Gleichung einerseits zwischen Mitzuteilendem und Mitgeteiltem, andrerseits zwischen Mitgeteiltem und Rezipiertem sind eine häufige Quelle des Mißverständnisses.

2. Es kommt also zu den konventionellen akustischen Zeichen oft noch andres hinzu, um die Mitteilung zu verdeutlichen oder zu ergänzen: die Situation, Umgebung usw., aber auch Gebärden (§ 5), Mienen, ferner unsystemmäßige Schälle (unartikulierte Laute oder abweichend artikulierte Laute). Aber selbst wenn wir von all dem absehen, ist nicht alles Mitgeteilte in den konventionellen Zeichen als solchen und den verschiedenen Möglichkeiten ihrer Gruppierung enthalten, sondern sehr viel in der Art und Weise, wie sie erzeugt werden. Wenn wir zum Beispiel jemand begegnen, der einen schweren Trauerfall durchgemacht hat und ihm zeigen wollen, daß wir an seinem Geschick innigen Anteil nehmen, so wird man etwa das *bon jour*, mit dem man ihn begrüßt, in einem besonderen Ton sprechen, der ungefähr besagt: ʻDu tust mir leidʼ, etwa: *b$\bar{\tilde{o}}$-žūr*. Die konventionellen Zeichen, die ich be-
↑‾\\ ‾‾‾
nütze, haben gar keine Beziehung zum Inhalt, den ich ausdrücken will. Diesen drücke ich vielmehr durch eine akustische Modifikation einer Schallreihe aus, die eigentlich einen ganz andern Inhalt ausdrücken sollte. Besonders häufig wird nun die Beziehung der durch die Zeichen ausgedrückten Begriffe untereinander oder zu der Sachlage, in der man sich befindet, nicht durch eigene Wörter — Begriffs- oder Funktionsbezeichnungen — sondern durch derartige Modifikation des Schalles ausgedrückt; so wird man etwa die Worte ʻle quartorze julletʼ als Angabe des Titels einer Erzählung, die nun folgen soll, beiläufig folgendermaßen sprechen:

lə-kå-tǫrz-žü̯i-yę. Werden dieselben Worte aber von einem Fremden gesprochen, der als Aufklärung auf seine Frage, was die vielen Vorbereitungen auf der Straße bedeuten, die Antwort erhält: Vous ne savez pas? c'est aujourd'hui le quatorze juillet (gesprochen etwa *lə-kå-tǫr̄z̄-žü̯i-yę*, nur leise unterschieden von dem vorigen, besonders durch die Intervalle), so wird etwa ein nun so wiederholtes: *lə-kå-tǫrz-žü-yę* ausdrücken, daß der Fremde den Zusammenhang zwischen diesem Datum und dem Festesrummel nicht versteht. Diese Modifikationen dienen auch dazu, den Zusammenhang der Äußerung mit dem Gefühlsleben zu bezeichnen. Sie dürften in hohem Grade generell sein (§ 3) und stehen mit den Gebärden in engem Zusammenhang.

§ 20. — Nach dem Gesagten ergibt sich eine Zweiteilung der akustischen Phänomene: Erstens diejenigen, die fest mit den Worten, mit jenen Begriffs- und Funktionsbezeichnungen, verbunden und für sie charakteristisch sind (semantische Phänomene), zweitens diejenigen, die sich frei mit jenen Begriffs- und Funktionsbezeichnungen verbinden können, im übrigen weniger an die einzelnen Zeichen als an das ganze daraus zusammengesetzte Gebilde geknüpft sind und hier einem besondern Inhalt entsprechen, der nicht mit den systemmäßigen Zeichen zum Ausdruck gebracht wird (suggestive Phänomene).

Zu den ersteren gehören hauptsächlich die Artikulationen in ihrer bestimmten Gruppierung, zu den letzteren zum großen Teil Akzent, Melodie und Dauer. Aber im einzelnen gibt es viele Ausnahmen von dieser Verteilung.

Aufgabe und Einteilung der Sprachlehre.

§ 21. — Die Grammatik einer bestimmten Sprache als eines bestimmten konventionellen Systems, insofern

man sie als Beschreibung auffaßt, wird naturgemäß in zwei Teile zu zerfallen haben: die Beschreibung der konventionellen Schallelemente, aus denen sich der Mitteilungsakt zusammensetzt (Phonetik), und die Lehre von der Wahl der Schallelemente, d. h. diejenige, die uns sagt, welche Schallelemente für jeden Mitteilungsakt gebraucht werden (Synthetik). Die Synthetik zerfällt wieder weiter in zwei wesentliche Teile: der erste lehrt die Zusammensetzung der Schallelemente zu begriff- und funktiontragenden Zeichen, zu Wörtern (Wortkunde), der zweite die Zusammensetzung dieser Zeichen zu fortlaufenden Mitteilungen (Satzlehre).

§ 22. — Es läßt sich nun aber weder die Darstellung des Gesamtgebiets, noch die der einzelnen Teile streng auf die Vorführung dessen beschränken, was zunächst ihren Gegenstand zu bilden scheint, besonders wenn man sich nicht mit einer bloßen Aufzählung der Tatsachen begnügt, sondern auch zu ihrem Verständnis gelangen will. Die Sprache ist nämlich ein überaus komplizierter Organismus, worin die Tatsachen, die einem Gebiet angehören, die Tatsachen des andern in der verschiedenartigsten Weise beeinflussen. Ferner kommen noch vielfach außerhalb des Systems liegende Momente in Betracht, die ihre Einflüsse geltend machen und die man berücksichtigen muß, wenn man verschiedene Einzelheiten des Systems verstehen will. Das wird aus folgenden Erwägungen klar hervorgehen:

1. Es ist nicht möglich, von der Darstellung der Sprache alle jene Erscheinungen auszuschließen, die nicht dieser einzelnen Sprache speziell zukommen, sondern entweder der Gesamtheit der sprechenden Menschheit oder einer größeren Gruppe. Zwar von Gebärden, Mienen und andern nicht der Lautsprache angehörigen Zeichen kann man in der Regel ohne Schaden absehen, weil sie durch ihre gänzlich verschiedene Erzeugungsart kaum je auf die konventionellen Zeichen einen Einfluß nehmen können, nicht aber von jenen andern in § 19, 2 erwähnten, zum großen

Teil generellen Mitteln der Verständigung, den akustischen Modifikationen, wie Betonung, Melodie usw. Denn erstens sind diese Erscheinungen nur in manchen Punkten generell, in manchen andern dagegen wieder sehr speziell und gerade diese Erscheinungen pflegen dann für das betreffende Sprachsystem in hohem Grad charakteristisch zu sein. Zweitens sind wir über die Verbreitung gerade dieser Erscheinungen in der Regel sehr mangelhaft unterrichtet; jene Teile der Sprachwissenschaft, die sich damit beschäftigen, liegen noch vollständig brach, so daß es im einzelnen oft noch unklar ist, ob wir etwas allgemein zu Konstatierendes oder eine Eigentümlichkeit der betreffenden Sprache vor uns haben. Drittens treten diese Erscheinungen sehr oft in Wechselwirkung mit den sicher speziellen akustischen Phänomenen der betreffenden Sprache.

2. Jede Sprache hat eine gewisse Auswahl von Schällen (Laute), die die Sprechenden in einer ganz bestimmten Art erzeugen und aus denen sich die Begriffs- und Funktionszeichen aufbauen. Diese Laute verwendet man zum Teil auch in Fällen, wo die Mitteilung ausnahmsweise ohne Anwendung von Begriffszeichen vor sich geht, wobei also die Auswahl der Laute selbst das konventionelle Element ist (Interjektionen). Es ist also ganz in der Ordnung, daß in der bisher üblichen Art der Gesamtdarstellung einer Sprache die Darstellung der Laute vorangeht, um so mehr, als auch ihre Entwicklung, wenigstens zum Teil, von den begrifflichen Elementen nicht direkt abhängt, sondern von den Faktoren, die die erzeugenden Organe und den Klang beim Wachstum einer Generation und beim Übertragen auf die andere modifizieren, so daß also diese Entwicklung zum Teil mechanisch vor sich geht (vgl. § 10 a). Ein innerer Zusammenhang zwischen diesen Elementen und dem Sinn der betreffenden Schallreihen besteht nur in den verhältnismäßig wenig zahlreichen Fällen, wo ein Wort durch Nachahmung entstanden ist, obwohl sich auch da das Gefühl für den Zusammenhang leicht verliert. Das assoziative Band, das

das Zeichen mit dem Begriff verbindet, ist also in den weitaus meisten Fällen bloß durch die Gewohnheit hergestellt. Daraus mag sich ein eigentümliches psychisches Phänomen erklären, das zuweilen eintritt, wenn wir über einem vertrauten, mit einem Wortbild fest assoziierten Begriff nachgrübeln und dabei in den Wortklang einzudringen versuchen. Es scheint uns dann das Band plötzlich wie durchgerissen, das Klangbild eigentümlich leer und fremd. Tennyson hat dies Phänomen zu einem schönen Gleichnis benützt:

> As when we dwell upon a word we know,
> Repeating, till the word we know so well
> Becomes a wonder, and we know not why...
>
> Idylls of the king, Eversley Ed., S. 261.

Dennoch ist nicht möglich, bei der Betrachtung der Klangelemente als solcher von dem Sinn der Mitteilung völlig zu abstrahieren und wir werden sofort sehen warum.

Ein jedes sprachliche System enthält an konventionellen Sinnelementen nicht nur die oben (§ 17) erwähnten feststehenden Schallfolgen als Zeichen für Begriffe und Funktionen (stoffliche Elemente), sondern auch gewisse Formelemente, die sich in ziemlich weitgehender, aber nicht unbeschränkter Kombinationsfreiheit mit den stofflichen Elementen verbinden. Dadurch hat die Sprache die so wichtige — allerdings nicht unbeschränkte — Möglichkeit, mit ihren fest eingeübten konventionellen Zeichen auch noch nicht Dagewesenes, nie Gehörtes völlig verständlich auszudrücken. Zu diesen Formelementen gehören die Intonationsschemen und Akzentuierungsschemen, soweit sie nicht rein suggestive Phänomene sind (§ 20), ferner gehört hierher vor allem die Gruppierung der Stoffelemente. Nun hängt die Entwicklung der Laute vielfach von der Akzentuierung und von der Umgebung ab, welch letztere natürlich wieder durch die Gruppierung gegeben ist. Wir haben also z. B. ein Funktionselement, das *-ions* geschrieben wird und das, von Haus aus, etwa in *(nous) montions* ein wenig anders gesprochen wird als

in *(nous) allions* oder in *(nous) montrions.* Da aber das Gefühl für die Sinngleichheit des Elementes in den drei Fällen vorhanden ist, nicht aber das Gefühl für die Verschiedenheit der Aussprache, kann es geschehen, daß diese Elemente auch in den letzten beiden Fällen ebenso ausgesprochen werden wie in dem ersten. Dadurch entstehen dann Verbindungen von Klangelementen, die sonst nicht vorkommen. Da nun die Phonetik als beschreibende Wissenschaft zu sagen hat, welche Verbindungen von Klangelementen vorkommen und welche nicht, so wird sie konstatieren müssen, daß diese oder jene Verbindung, die tatsächlich vorkommt, nicht eigentlich in den lautlichen Tendenzen der Sprache liegt, sondern nur durch Rücksicht auf die begrifflichen Faktoren zustande kommt. Damit wird sie auch das Nebeneinander zweier Aussprachen und das Vorhandensein etwaiger Zwischenstufen erklären. Ebenso wird sie etwa zu lehren haben, daß ein *ə* unter dem Starkton, wie es heute vorkommt, sein Dasein nicht der mechanischen Entwicklung verdankt, sondern der Einwirkung der Analogie, die hier das formelle Element einer bestimmten Betonung (Hauptakzent) mit einem stofflichen Element, das früher nur unbetont vorgekommen ist, verbunden hat. Das Eingehen auf diese Einwirkungen nimmt aber immer gewisse Partien, die eigentlich der Synthetik angehören, vorweg.

Außerdem ist aber zu beachten, daß das Lautsystem einer jeden sprachlichen Gemeinschaft mehr oder minder von den Lautsystemen der andern Sprachgemeinschaften, mit denen sie in Berührung ist, vor allem also von andern lokalen oder sozialen Varianten der Sprache (§ 12) beeinflußt wird; bei einer Kultursprache wie die französische ist es außerdem der Einwirkung der gewohnheitsmäßigen schriftlichen Darstellung ausgesetzt, wozu des näheren § 23. Der Grad, in welchem diese Einflüsse sich fühlbar machen, ist von Faktoren abhängig, die mit den begrifflichen Eigenschaften der betreffenden Schallreihen innig zusammenhängen. Daraus folgt, daß bei der Dar-

stellung der Phonetik auch darauf Rücksicht genommen werden muß, in welcher Weise das einzelne Phonem in den begrifflichen Bestandteilen der Sprache verwendet wird.

§ 23. — Faßt man nun als Aufgabe der Sprachwissenschaft die Beschreibung eines zu einer bestimmten Zeit, z. B. heute, in Gebrauch stehenden Sprachsystems ins Auge, so mag es zunächst scheinen, daß eine solche auch ohne Berücksichtigung der historischen Verhältnisse möglich sein müßte. Dem ist aber nicht so.

In keinem sprachlichen System ist nämlich je völlige Einheitlichkeit erreicht, so daß einem bestimmten Sinn immer ein Zeichen entspreche. Die ganze in § 10ff. geschilderte Entwicklung bringt es im Gegenteil mit sich, daß sowohl auf dem Gebiet der Phonetik als auf dem der Synthetik stets zahlreiche Dubletten koexistieren, die naturgemäß nicht gleich alt sein werden. Eine Darstellung nun, die den rein praktischen Zwecken der Spracherlernung dient, wird sich im allgemeinen damit begnügen können, eine dieser Dubletten, gewöhnlich die häufigere, auszuwählen und als mustergültig zu empfehlen. Eine wissenschaftliche Darstellung wird aber einerseits eine gewisse Vollständigkeit anstreben müssen, anderseits wird sie neben dem Evidenten, dem Bestande, auch das Latente, das Werden, die Tendenzen, beachten müssen. Dadurch ist sie genötigt, sich über das genetische Verhältnis dieser Dubletten ein Urteil zu bilden, und dazu wird sie sie je nach Umständen durch kürzere oder längere Zeit zurückverfolgen müssen.

Bei Kultursprachen sind die geschichtlichen Verhältnisse noch aus einem andern Grund sowohl für die Lautentwicklung als für die Auswahl der Begriffs- und Funktionszeichen von Bedeutung. Wir wissen bereits aus § 14, daß die schriftliche Fixierung — und zwar in beiden Beziehungen — ein Grund zur Retardierung der Entwicklung ist. Was speziell die Lautentwicklung betrifft, so ist daran zu erinnern, daß das konventionelle Schriftsystem der europäischen Sprachen im Prinzip das der

Lautschrift (§ 6) ist, daß also hier die kleinsten Einheiten der gesprochenen Sprache fixiert werden. Nun ist aber wichtig festzuhalten, daß diese Schriftsysteme eben nur im Prinzip Lautschriften sind und daß dieses Prinzip für jede einzelne Periode durch zahlreiche Ausnahmen durchbrochen wird, und es ist ferner wichtig, sich über die Gründe dieser Inkonsequenzen Rechenschaft abzulegen.

Wir haben bereits erwähnt (§ 15), daß die Ausbildung einer Schriftsprache, wenn sie auch retardierend wirkt, die weitere Entwicklung in der Regel nicht aufhebt. Die schriftliche Aufzeichnung pflegt aber mit der sprachlichen Entwicklung nicht Hand in Hand zu gehen, sondern man bleibt bei den gewohnten Schriftbildern für die sprachlichen Begriffs- und Funktionszeichen, auch wenn die Laute andere geworden sind, kürzere oder längere Zeit. Es scheinen sich nämlich diese Begriffs- und Funktionszeichen inniger mit den Schriftbildern zu assoziieren als die Lautbilder mit den Lautzeichen; doch würde es zu weit führen, hier den Gründen dieser Erscheinung nachzugehen. Würde sich nun infolge der lautlichen Entwicklung der Fall ereignen, daß ein Laut in allen Stellungen und unter allen Modalitäten, wo er sich findet, sich in einen andern sonst nicht vorhandenen verändert, so hätte dieser Konservativismus des Schriftsystems weiter keine Folgen: das Zeichen für den alten Laut würde einfach zum Zeichen für den neuen Laut. Dieser Tatbestand dürfte aber in der Wirklichkeit kaum je rein nachzuweisen sein. Die Tatsachen vielmehr, die der historische Sprachforscher fortwährend zu konstatieren Gelegenheit hat, sind vielmehr die folgenden:

1. Derselbe Laut entwickelt sich je nach seiner Umgebung und andern Modalitäten in zwei oder mehr verschiedene Laute.

2. Verschiedene Laute fallen in den gleichen zusammen.

3. Aus zwei oder mehreren unmittelbar aufeinander folgenden Lauten entsteht ein einheitlicher.

4. Ein einheitlicher Laut zerfällt in zwei oder mehrere, die aufeinander folgen.

5. Ein Laut verschwindet vollständig.

6. Ein neuer Laut entsteht zwischen den andern früher vorhandenen Lauten.

Dazu kommt, daß diese Vorgänge sich in der verschiedensten Weise miteinander kombinieren.

Es ist nun klar, daß, wenn die Schrift diesen Veränderungen nicht Rechnung trägt, in der Entsprechung zwischen Laut und Schrift eine Menge Unstimmigkeiten ('historische Schreibung') entstehen. Dazu kommt nun noch ein weiteres. Man sah häufig diese Unstimmigkeiten nicht als das an, was sie sind, nämlich als Reste eines ursprünglich genauer entsprechenden Zeichensystems, sondern man glaubte, daß sie die Aufgabe hätten, die Herkunft der einzelnen Elemente ins Bewußtsein zu bringen. Namentlich in den Fällen 3 und 5 schien die nun unnötig komplizierte Schreibung einzig diesem Zweck zu dienen. Das führte nun dazu, daß man derartige Unstimmigkeiten auch dort einführte, wo sie nicht durch die Tradition sich von selbst ergaben, indem man mit vollem Bewußtsein dem Begriffs- oder Funktionszeichen eine Form gab, die sich jener nähert, aus der man es ableitete, sei es, daß es sich um noch bestehende aber in anderer Verwendung stehende Formen handelte, sei es, daß man in der Literatur erhaltene Formen längst vergangener Sprachperioden so wieder künstlich zum Leben erwecken wollte ('etymologische Schreibung'). So kommt es, daß die Schriftsysteme der europäischen Sprachen zumeist nicht als reine Lautschrift klassifiziert werden können, sondern als ein Zwitterding zwischen zwei oder mehreren Schriftsystemen, ja es müßte sogar, wenn die Orthographie so einheitlich geregelt ist wie heutzutage in Frankreich, das Schriftsystem eigentlich direkt eine Wortschrift genannt werden, wenn nicht doch der Zusammenhang zwischen Lautgestalt und Schreibung ein so inniger wäre, daß man die schriftliche Entsprechung

der konventionellen Begriffs- und Funktionszeichen eben an der Hand des phonetischen Bestandes lernt und sich merkt und daß schriftliche Entsprechungen, die nicht jene vom Gebrauch geforderten historisch-etymologischen Unstimmigkeiten aufweisen, zwar als 'falsch' verschrien und als ein Schiboleth der Unbildung angesehen werden, aber doch nahezu ebenso verständlich, also ebenso zweckentsprechend sind wie die durch den Gebrauch normierten Entsprechungen.

Dieser enge Zusammenhang, der also noch immer zwischen der schriftlichen Wiedergabe und der lautlichen Gestalt besteht, hat nun auch die in § 22, 2 erwähnten Einwirkungen der Schrift auf die Lautgestalt zur Folge, in den Fällen, wo eben Unstimmigkeiten bestehen. Und da sich eben diese Unstimmigkeiten größtenteils durch historische Verhältnisse erklären, so ist zum vollständigen und allseitigen Verständnis der heutigen Lautgestalt der Einblick in die Geschichte der Sprache nötig.

II. Spezieller Teil.

Die französische Sprache.

§ 24. — Unter Französisch im weiteren Sinn faßt man die verschiedenen Gestaltungen zusammen, die die lateinische Sprache im nördlichen Teil der Gallia transalpina angenommen hat. Aus dieser Definition läßt sich schon ersehen, daß die französische Sprache nichts Einheitliches ist.

In der Tat zerfällt sie, selbst wenn wir von den feineren, nur aufmerksamer Beobachtung zugänglichen individuellen Variationen, vgl. § 12, absehen, in hunderterlei Abarten, die untereinander große Verschiedenheiten aufweisen. Diese Varianten lassen sich nach drei Gesichtspunkten scheiden. Der erste ist der lokale. Es hat nämlich jeder Ort, jede Gemeinde eigene Sprach-

formen entwickelt, die sich von denen der Nachbarörtlichkeiten mehr oder minder unterscheiden. Diese lokalen 'Dialekte' lassen sich nach gewissen gemeinsamen Merkmalen in einzelne größere Gruppen zusammenfassen, die voneinander schon ziemlich stark abstehen und im großen und ganzen sich mit alten geographisch-politischen Landschaftsbegriffen annähernd decken: normannisch, pikardisch usw. Eine Anzahl südöstlicher Gruppen weichen in einzelnen Punkten so stark von den andern ab, daß man versucht war, sie als eigene Sprache den andern romanischen Sprachen an die Seite zu stellen.

Der zweite Gesichtspunkt ist der zeitliche. Die einzelnen Mundarten haben seit der Latinisierung Galliens nach und nach verschiedene Phasen durchgemacht. Nur die letzte dieser Phasen ist uns direkt zugänglich. Mehr oder minder ausführliche sprachliche Beobachtungen liegen erst seit dem 16. Jahrhundert vor. Für das Studium der früheren Phasen sind wir auf die Literatur angewiesen, die nur ein in jeder Beziehung sehr unvollständiges Bild der sprachlichen Entwicklung gibt. Immerhin läßt sich so viel konstatieren, daß die Entwicklung der einzelnen Mundarten sich in divergenter Weise vollzogen hat, d. h. daß die Verschiedenheiten, die bestanden, immer größer geworden sind. Neben dieser allgemeinen Tendenz läßt sich aber im einzelnen auch vielfach parallele und sogar konvergente Entwicklung konstatieren.

Die dritte Verschiedenheit endlich ist sozialer Natur. Eine fast unübersehbare Anzahl von Varianten kommt dadurch zustande, daß jeder Stand ihm allein zukommende sprachliche Elemente hat, wovon sehr viele andern Ständen unverständlich sind. Doch ist ein großer Teil dieser Besonderheiten aus den Bedürfnissen des Berufes selbst entsprungen, die Eingeweihtheit in die Sprache hängt also von der Eingeweihtheit in die Einzelheiten des Berufes ab. In außerberuflichen Dingen dagegen dürfte die Verschiedenheit der Sprache z. B. zwischen einem Pariser Schuster und einem Pariser Fleischhauer oder zwischen

einem Literaten und einem bildenden Künstler durchschnittlich nicht sehr bedeutend sein; so können wir denn auch diese verschiedenen Sprachformen in einige wenige Gruppen zusammenfassen, zwischen denen nun tatsächlich beträchtliche Differenzen bestehen und für die das gesellschaftliche Niveau der Sprechenden maßgebend ist.

Die Zeugnisse für solche Niveaudifferenzen reichen ebenfalls bis ins 16. Jahrhundert zurück. Da jedoch die sozialen Berührungsflächen viel größer sind als die lokalen, so sind die Grenzen hier viel weniger scharf zu ziehen und infolgedessen die historischen Zeugnisse oft widersprechend und schwierig zu beurteilen. Es sprechen aber gewichtige Gründe dafür, daß — abgesehen von jenen durch den Beruf gegebenen Verschiedenheiten mehr lexikalisch-stofflicher Natur und abgesehen von der Sprache gewisser Klassen des untersten Gesellschaftsniveaus, das ein Interesse daran hat, von den übrigen Klassen möglichst wenig verstanden zu werden — große soziale Verschiedenheiten der gesprochenen Sprache in der älteren Zeit, bis etwa ins 14. Jahrhundert, überhaupt nicht existiert haben. Wohl aber waren Ansätze vorhanden, die uns erkennen lassen, daß sich die sozialen Unterschiede aus lokalen und zeitlichen entwickelt haben. Es mag sich z. B. schon im Mittelalter die Hofsprache von der Aussprache des Ortes, an dem Hof gehalten wurde, entfernt haben, und zwar dadurch, daß am Hofe eben Elemente von verschiedener Herkunft zusammenkamen und ihre heimatlichen Lautungen mitbrachten, unter denen dann eine gewisse Auswahl getroffen wurde, bei der ästhetische und Kulturrücksichten maßgebend waren, immer aber so, daß doch in der Hauptsache der Lokaldialekt maßgebend blieb. So dürfte im 12., 13. Jahrhundert am Hofe durch den Einfluß der provenzalischen Kulturströmung die weitverbreitete, aber nicht franzische Vokalisierung *amour*, *jalous* akzeptiert worden sein, die sich dann von hier aus verallgemeinerte, während sonst die franzische Aussprache mit *eu*, nicht *ou* galt.

Namentlich aber scheint vor dem 15. Jahrhundert noch nicht eine allgemeine Gebildetensprache ausgebildet worden zu sein. Zwar tritt uns die Literatur bereits im 14. Jahrhundert in verhältnismäßig einheitlichem Gewande entgegen, aber daraus darf man nicht ohne weiters auf die gesprochene Sprache schließen. Denn damals hatte sich die Schreibung schon ziemlich stark von der Lautung entfernt, und so konnte ein und dasselbe Schriftbild je nach der Gegend verschieden ausgelegt werden.

Im 16. Jahrhundert nun scheinen sich die Niveaudifferenzen ausgiebig und rasch entwickelt zu haben, um dann im 17. einen Höhepunkt zu erreichen. Dann aber ist neben der divergierenden Tendenz, die noch weiterwirkte, wieder zum Teil eine stark konvergierende eingetreten, allerdings weniger auf Grund einer natürlichen Entwicklung der Sprache aus sich selbst heraus als aus bewußter oder unbewußter Nachahmung der Sprache andrer Stände.

Ein Resultat dieser konvergierenden Entwicklung ist es unter andrem, daß die alten lokalen Mundarten zunächst sozial beschränkt wurden und dann zum großen Teil ganz untergingen. Dadurch erklärt sich, daß heutzutage fast nur mehr die Landbevölkerung — die Bauern — die alten heimischen Mundarten spricht und auch in diesem Kreise haben sie sich eigentlich nur in den peripheren Gegenden, fern von Paris, einigermaßen rein erhalten.

Über die äußeren Grenzen und die innere Gliederung der französischen Sprache s. ML. Einf. § 11—25 und die dort angeführte Literatur. Über die äußere Geschichte s. Nyrop. Gramm. hist. [2], S. 20—113, F. Brunot, Hist. de la langue franç, Paris I. 1905, II. 1906, III. 1911 (verschiedene Kapitel und Teile, siehe das Inhaltsverzeichnis). Einen kurzen übersichtlichen Auszug gibt wieder ML. hG. § 5—24.

§ 25. — Unter jene verschiedenen Gestaltungen, die wir im vorigen Paragraphen besprochen haben, gehört auch jene, an die wir zunächst zu denken pflegen, wenn wir von der französischen Sprache reden hören, das Französische im engeren Sinn. Darunter verstehen

wir nämlich jene Gemeinsprache (κοινή), die heute fast von der gesamten Bevölkerung Frankreichs, des südlichen Belgiens, der westlichen Schweiz und von einem großen Teil der Einwohner der französischen Kolonien außerhalb Europas verstanden und von einem ansehnlichen Bruchteil der in diesen Gebieten wohnenden Menschen entweder ausschließlich oder bei besonderen Gelegenheiten gesprochen wird. Sie ist es, die in den Schulen Frankreichs und der andern Länder als Französisch gelehrt wird; sie wird in den früher genannten Gebieten bei öffentlichen Anlässen (Predigten, Reden, Theater usw.) fast ausschließlich angewendet, ihrer bedient man sich dort allgemein bei der Wiedergabe der Gedanken durch die Schrift oder den Druck. Sie dient auch vielfach als Verständigungsmittel für Nichtfranzosen (diplomatischer Verkehr, Handel). Sie bietet jene Form dar, in der zu allermeist französische Elemente in die andern Kultursprachen — romanische und nichtromanische — drangen. Sie war es, die in den Städten und zum großen Teil auch auf dem Lande die lokalen Mundarten aus dem Gebrauch verdrängt hat, nicht nur im eigentlichen französischen Sprachgebiet, sondern auch vielfach südlich davon, in Südfrankreich, wo ein andrer romanischer Sprachtypus heimisch war.

§ 26. — Allerdings bleiben, wo die französische Gemeinsprache die Mundarten verdrängt, noch manche Spuren der Mundart in Aussprache, Lexikon und Syntax bestehen — man nennt diese Stufe provinziales Französisch —. Dieser Einschlag aber ist äußerst verschieden nicht nur nach Gegenden, sondern auch nach Individuen, selbst in entfernten Zentren bei dem einen fast Null, bei dem andern sehr beträchtlich, übrigens oft bei demselben Individuum je nach dem Stand dessen, mit dem es spricht, verschieden. Es besteht das Bestreben, sich einem bestimmten Vorbild zu nähern, und dies Ideal erreicht eben der eine Kreis besser als der andere, das eine Individuum besser als das andere.

§ 27. — Dies Vorbild und somit der eigentliche Typus der französischen Gemeinsprache wird geliefert von der Sprache der besseren Pariser Bourgeoisie. Durch diese Beschränkung ist sie, verglichen mit andern Gemeinsprachen, eine sehr einheitliche Sprachform. Das bedeutet nicht, daß Schwankungen nicht vorkommen; das ist im Gegenteil in reichem Maße der Fall, sondern daß alles, eben auch die vorkommenden Doppelformen, von der Pariser Bourgeoisie akzeptiert sein muß; sonstige Verschiedenheiten werden eben als nicht vorbildlich ('ce n'est pas français') abgelehnt. Deshalb ist es fast stets unmöglich, von diesen Doppelheiten das eine auf diesen, das andre auf jenen lokalen oder sozialen Sprachtypus zurückzuführen, wie das fast bei allen andern heutigen Gemeinsprachen häufig möglich ist.

§ 28. — Daß Paris unbedingtes Vorbild geworden ist, hat seinen Grund nicht nur darin, daß Paris die Landeshauptstadt ist, als besonders in dem Zentralismus, der die französische Politik beherrscht. Diese Vorherrschaft zeigt sich in der Literatursprache schon früh, in der Umgangsprache dürfte sie erst in der Neuzeit fühlbar geworden sein. Daß die Bourgeoisie maßgebend geworden ist, hat seinen letzten Grund in den politischen Ereignissen der letzten 120 Jahre. Die französische Revolution hat dem Bürgertum alle Wege geöffnet; der Zutritt zu den Ämtern, zum Heer, die Schulen, die Bildung, alles war ihm nun freistehend, es paßte sich bewußt der Sprache der gebildeten Stände an, die auch ihrerseits ihm entgegenkamen, der Einfluß der Hofkreise, deren Sprechweise früher vielfach maßgebend war, fiel hinweg und konnte auch nicht durch die vorübergehende Herstellung des Königtums erneuert werden, da die Tradition eben schon zerstört ist und der Hof selbst sich der allgemeinen Sprache anpassen mußte. Freilich waren schon vor der französischen Revolution die Unterschiede, die ehemals zwischen der Sprache der Hofkreise und der der Gebildeten bestand, zum Teil verwischt: Im 18. Jahr-

hundert war ja der Adel Frankreichs ganz allgemein von hervorragendem Bildungstrieb beseelt und schickte die Jugend auf die Schulen; in den vielen Salons trat er mit Vertretern der gebildeten Stände in dauernde Berührung. Im 17. Jahrhundert aber unterschieden sich die gesellschaftlichen Kreise in Paris noch sehr deutlich in ihrer Sprache; und alle Autoren, die über Sprachliches berichten, erwähnen diese tiefgehenden Unterschiede. Es lassen sich deutlich vier Schichten erkennen: Erstens die Sprache des Hofes, von deren Ausbildung auch schon im 16. Jahrhundert genügend Zeugnisse vorliegen. Sie ist durch das Zusammenströmen der verschiedenartigsten Elemente am Hofe provinziellen, ja sogar ausländischen Einflüssen ausgesetzt. Bei der Auswahl zwischen gleichbedeutenden Ausdrucksmöglichkeiten steht sie auf dem Standpunkt, die größere Eleganz zu bevorzugen; dadurch wird die sprachliche Gestaltung zum Teil wechselnde Modesache. Dann haben wir die Sprache der gebildeten Stände, die erst im 17. Jahrhundert ein deutliches Gepräge annimmt, aber doch bereits im 16. in manchen Punkten eine Sonderstellung innegehabt haben muß, dadurch, daß sie an dem, was einem größern Gebiet gemeinsam ist, auch in Punkten festhält, wo die Pariser Bevölkerung zu Neuerungen schreitet. Dieser konservative Zug prägt sich dann immer mehr und mehr aus. Ferner läßt sich im 17. Jahrhundert eine Beeinflussung der Sprache der Gebildeten durch die Hofsprache in beschränktem Maß konstatieren. Der Sprache dieser höhern Schichten steht nun auf der andern Seite die der untern Klassen gegenüber, des 'petit peuple', wie es immer genannt wird. Diese ist auch wieder nicht sehr homogen, da die untern Schichten fortwährend Zuzug von Arbeit oder anderartigen Erwerb suchenden Personen vom Lande her erhält. Es herrscht also in diesem Punkt eine gewisse Analogie mit den Hofkreisen, doch unterscheidet sich dieser Zuzug von dem am Hofe besonders dadurch, daß er zum größten Teil aus der nächsten Umgebung der Hauptstadt stammt.

Ganz in die Nähe von Paris aber reichen Dialektgebiete, die sich ziemlich scharf von der Pariser Sprache unterscheiden. Vom Westen nähert sich bis auf einige Meilen die normannische Mundart, vom Norden die pikardische. Weniger scharf geschieden und auch entfernter ist das Champagnische im Osten, das Orléanais im Süden. Außerdem dürfte sich schon im Mittelalter die Sprache der Hauptstadt von der der Vororte und der nächsten Umgebung etwas differenziert haben, wenn sich auch diese Differenzen fast völlig unserer Beurteilung entziehen. An diese verschiedenen Idiome hatte sich damals das Ohr des Parisers gewöhnt, und er wird auch manches daraus übernommen haben. Es wird also eine Art Ausgleich zustande gekommen sein, nur werden für die Richtung, die dabei eingeschlagen wurde, weniger ästhetische Rücksichten den Ausschlag gegeben haben wie bei den Hofkreisen, sondern das tatsächliche Stärkeverhältnis. — Zwischen diesen Extremen nun wird sich die Sprache der Pariser Bürgerschaft bewegt haben, von der in den Arbeiten der damaligen Grammatiker verhältnismäßig wenig die Rede ist, offenbar, weil eben diese Mittelstellung wenig Auffälliges bot. Daß es aber ein derartiges mittleres Niveau gab, zeigt sich sehr deutlich aus den wiederholten Angaben, daß die Vertreter der gebildeten Stände — Prediger, Anwälte usw. — in gewissen Einzelheiten beim Vortrag eine andre Sprechweise wählten, als im Umgang. Diejenige, deren sie sich im Umgang bedienten, war augenscheinlich die der bessern Pariser Bürgerschaft. Diese stand eben gesellschaftlich in der Mitte zwischen den niedern und den hohen Klassen, hatte mit beiden zu verkehren und wird sich wohl, wie wir das heute z. B. bei der Wiener Bürgerschaft oft genug zu beobachten in der Lage sind, in ihrer Sprechweise halb bewußt, halb unbewußt dem Stand der Personen, mit dem man gerade zu tun hatte, angepaßt haben, im Gespräch untereinander aber eine mittlere Marschroute eingehalten haben, wobei man, je nach der Art der auszudrückenden Gedanken,

sich bald mehr nach der einen, bald mehr nach der andern Seite neigte.

Es ist nun wichtig, sich vor Augen zu halten, daß gerade in jener Zeit, wo uns die Literatursprache eine so vollkommene Spracheinheit vorheuchelt, die wirklich gesprochene Sprache sogar innerhalb des Zentrums ein sehr buntscheckiges Gepräge hatte. Nur wenn wir dessen gedenken, werden wir gewisse scheinbare Inkonsequenzen der Entwicklung verstehen. — Es wird vielleicht gut sein, diese Verhältnisse noch an einem besonders auffälligen Einzelbeispiel klarzulegen, wie ich es im folgenden, auf die ausdrücklichen Zeugnisse der Grammatiker gestützt, versuchen will.

§ 29. — Im Anfang des 16. Jahrhunderts bestand als häufiges Element der französischen Rede ein Diphthong *u̯ę*, der mit historischer Schreibung zumeist als *oi* wiedergegeben wurde. Aus Zeugnissen der Grammatiker, besonders des Dubois 1531 ('hiatu immodico', vgl. Thurot I, 354) und des H. Estienne 1579 (Thurot I, 376) geht hervor, daß in dieser Verbindung *ę* mit sehr weiter Mundöffnung (stark gesenktem Unterkiefer, 'low'-Stellung) gesprochen wurde, mit viel weiterem als sonstiges *ę*.

Für die überwiegende Mehrzahl dieser *u̯ę* bestand nun auf einem großen westlichen Gebiet (Normandie usw.) die Aussprache *ę*, die auf eine frühere Etappe *ei* zurückgeht. Wie uns nun die Grammatiker, besonders Dubois 1531, bezeugen, war diese normannische Aussprache — offenbar durch den normannischen Zuzug — in Paris sehr wohl bekannt (Thurot I, 374f.) und wurde vielfach in Paris selbst gehört. — Aber auch für berechtigtes *u̯ę* mochte, wie wir das heute nachweisen können, in manchen Dialekten hie und da *ę* als Schnellsprechform oder als Erleichterung nach Muta + Liquida eingetreten sein.

§ 30. — Nun haben wir ebenfalls schon frühzeitig Zeugnisse für die heute gangbare Aussprache *u̯a*. Schon vor dem 16. Jahrhundert haben wir einzelne Spuren in Schreibungen und Reimen, die sich aber schwer lokali-

sieren lassen. Für das Zentrum scheinen nur Bedingungen in Betracht zu kommen, wo auch sonst *ę* zu *a* werden konnte (s. § 193). Mit dem ersten Grammatikerzeugnis (Thurot I, 356), dem des Engländers Palsgrave 1530, können wir, obwohl sich seine Beispielsworte zum Teil mit den von Späteren angegebenen decken, gleichfalls wenig anfangen, erstens weil wir nicht wissen können, ob das *a*, dem ähnlich der zweite Bestandteil geklungen haben soll, nicht einen der englischen Vokale bezeichnen konnte, die damals auf dem Weg der Palatalisierung sein mochten, also eine Art *ä*, so daß schließlich sein Zeugnis sich auch auf ein offenes *u̯ę* beziehen könnte, und zweitens weil wir nicht wissen, aus welcher Gegend er seine französische Aussprache bezogen hat. An andern Stellen gibt er als Aussprache auch *oi* und *oe* an, das erstere mit Beispielen belegt, die sicher zum Teil im Gegensatz zum zentralfranzösischen Gebrauch stehen. Am wahrscheinlichsten ist mir, daß er aus Beobachtungen, die er tatsächlich gemacht hat, sich Regeln abstrahiert hat, die er dann in seinem Französisch auch auf Fälle anwandte, wo sie mit dem zentralfranzösischen Gebrauch in Widerspruch standen. So mag er tatsächlich in und um Paris *su̯a* oder *su̯ä* für die erste und zweite Person Einzahl *soie(s)* und für die dritte Person Mehrzahl *(soient)* gehört haben, und ähnlich im Imperfektum, und diese Aussprache dann auf die dritte Person Einzahl *soit, disoit* übertragen haben. Er mag *voarre*, *tonoarre*, *poale* 'Ofen' gehört haben und diese Aussprache auf *gloire*, *mémoire, victoire*, *voile* übertragen haben. So erklären sich am einfachsten jene Fälle, wo seine Angaben mit sämtlichen andern des 16. Jahrhunderts und mit dem, was sich aus diesen Angaben für den Gang der Dinge gewinnen läßt, kontrastieren.

In gewissen Fällen existierte aber *o̯a* oder *u̯a* schon unzweifelhaft in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Zentrum. 1549 schreibt Robert Estienne *foarre*, *voarre* und ebenso deren Ableitungen, und 1582 bezeichnet dessen

Sohn Henri die Aussprache *moas*, *foas*, *troas*, *poas* als pariserisch, ebenso zwei Jahre später Bèze *troas, voarre, foarre* und 1587 Tabourot *vouas* für *voix*. Bei Bèze finden wir auch die Form *tra*, die offenbar die flüchtige Aussprache nach Muta + Liquida darstellt. Es ist ganz ersichtlich, daß die Bewegung zunächst jene *u̯ę* ergreift, wo das *ę* gelängt war (langes *ę* wurde wohl auch sonst offener ausgesprochen als kurzes): vor Doppel-*r* war langer Vokal die normale Aussprache, in den andern Fällen fand Ersatzdehnung für den Ausfall des *s* statt, der gerade zu dieser Zeit auch in der Pausaform um sich griff (§ 290), so zwar, daß ein Teil der Bevölkerung, besonders wohl die Gebildeten, noch an der Aussprache des *s* festhielten. Von allen französischen Autoren des 16. Jahrhunderts, die diese Aussprache erwähnen, wird sie als vulgär verdammt. — Dieses *u̯a* scheint nicht mehr mit dem übermäßigen Kieferwinkel gesprochen worden zu sein, wie das *u̯ę*, wenigstens wird es heute wohl nicht ʽlowerʼ gesprochen als sonstiges *a*.

§ 31. — Beide Aussprachen, *ę* und *u̯a*, sind nun auch in die Hofkreise gedrungen. *ę* wird zunächst durch normannische usw. Edelleute hingebracht worden sein. Dort wurde sie, wie es scheint, zunächst von den zahlreich anwesenden Italienern adoptiert, die von den beiden üblichen Ausprachen *u̯ę* und *ę* eben die ihnen zusagende wählten, wohl mehr instinktiv als bewußt, einerseits weil ihnen *u̯ę* Schwierigkeiten machte (vgl. H. Estienne, Deux Dial. p. p. Ristelhuber II, 251), andrerseits weil das *ę* ihrem italienischen *ẹ* besser zu entsprechen schien, standen ja auch sonst italienisches *ẹ* und französisches *ę* einander gegenüber (*sęc* — *sẹcco*, *-ęt* — *-ẹtto*, *męt* — *mẹtte*, *vę̃ne* — *vẹna* usw.) Sie sprachen also *disęt, francęs* wie die Normannen. Das wurde nun als graziös angesehen, einerseits weil überhaupt alles, was die Italiener taten, damals als graziös galt, anderseits weil es gestattete, den Mund weniger weit zu öffnen (vgl. das Zeugnis von Guillaume des Autels 1551).

Einmal in Gebrauch, setzte sich diese Aussprache hier fest, und so finden wir sie denn über ein Jahrhundert (von Pelletier 1548 bis Dobert 1650) als ein Charakteristikum der Hofsprache angegeben.

u̯a dagegen scheint am Hofe nur eine vorübergehende Mode gewesen zu sein; denn wir haben dafür nur das eine, aber unverdächtige Zeugnis des H. Estienne 1582.

§ 32. — So findet sich das Pariser Bürgertum mit seinem ursprünglichen *u̯ę* zwischen zwei Klassen eingebettet, die nach derselben Richtung divergieren: unten *u̯a* und *ę*, oben *ę* und zum Teil auch *u̯a*. Zunächst findet aber das *u̯ę* Unterstützung an den gebildeten Ständen; diese bleiben bei *u̯ę* und verteidigen es sogar, teils aus Konservativismus, teils weil *u̯ę* am besten der Schreibung *oi* zu entsprechen schien. Denn *u̯a* und *ę* dringt vorläufig nur in einem beschränkten Teil des Lexikons ein, während *u̯ę* für alle *oi* paßte, also gewissermaßen als Normalaussprache gelten konnte, gerade zu einer Zeit, wo zuerst eine Normalisierung der Aussprache in der gebildeten Bevölkerung Frankreichs sich entwickelte. Daß man die Aussprache *u̯ę* tatsächlich bereits im 16. Jahrhundert als die der Schrift entsprechende betrachtete, geht klar daraus hervor, daß sie von Höflingen, die *ę* sprachen, als eine pedantische empfunden wurde; das bezeugt uns wieder H. Estienne (Deux Dial. I, 62, II, 260).

Trotzdem konnte sich *u̯ę* nicht halten, und zwar einfach aus dem Grund, weil derselbe mechanische Trieb (vgl. § 22, 2), der früher die Vulgärbevölkerung von *u̯ę* zu *u̯a* getrieben hatte, langsam aber sicher auch das Bürgertum mitriß, so daß schließlich auch die Gebildeten sich der Mehrheit fügen mußten.

Bevor es aber dazu kam, hatte das Bürgertum bereits in einer großen Reihe von Fällen dem drängenden Einfluß der andern Richtung (*u̯ę* zu *ę*) nachgegeben, und hier löst sich die allgemeine Entwicklung in eine Reihe von Sonderproblemen auf.

§ 33. — Eine ziemliche Anzahl Fälle, die gewöhnlich

als Beispiele des Übergangs von *u̯ę* zu *ę* für jene Zeit angeführt werden, sind allerdings von vornherein auszuschließen. Auf alte berechtigte Formen geht zurück das *ę* in *espęs* und *fęble.* Ersteres stand wohl neben einem *espois,* das durch ein Substantiv *espoisse* oder ein Verb **espoissier* hervorgerufen wurde, letzteres neben nicht ganz durchsichtigen Diphthongformen *foible, fieble, fueble.* Aber diese Formen haben die ursprünglichen nie vollständig verdrängen können und in den Grammatiker-Zeugnissen tritt *espois* überhaupt nicht mehr auf (nur *espoissir* als veraltet bei Oudin) und *foible* nur bis 1639, während *feble, flebe* bereits vor der eigentlichen Pariser Bewegung des *u̯ę* > *ę* bezeugt ist (Palsgrave, Dubois, Bovelles). Auch für *taie, dais* kennt man im 16. Jahrhundert die alten angestammten Formen mit *oi* nicht mehr. Es sind Kulturbegriffe, und es fragt sich nur, woher die neuen mit *ę* stammen, aus der Normandie, der Provence oder sonstwoher. Auch in *frais* war vor der eigentlichen *u̯ę* > *ę*-Strömung das *oi* durch Analogie nach dem Feminin und den Ableitungen von *ę* verdrängt worden.

enverrai setzt das afr. Futurum fort und dürfte durch den analogischen Einfluß von *verrai* vor der Verdrängung durch die analogische Konkurrenzform *envoierai* bewahrt worden sein. Nach dem Futur scheint gelegentlich eine Präsensform *ãvę* gewagt worden zu sein. Auch im Worte *reine* hatte sich die lautgesetzliche Form neben der neuen durch Analogie geschaffenen *roine* gehalten und wurde als ‘elegantere’ bereitwillig von der Hofsprache aufgegriffen; dadurch kam die neue schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts außer Gebrauch. Hier ist also die in Frage stehende Strömung wohl im Spiel, aber doch in andrer Weise als in den andern Fällen. — In der zweiten Pers. Plur. des Futurs haben wir im 16., 17. Jahrhundert vielfach die Aussprache *ę* für *-ez* belegt. Wenn dies, wie wahrscheinlich, auf altes *-oiz* zurückgeht, so liegt wohl eine Kontamination von *u̯ę* und *ę (-ez)* vor, die noch dadurch begünstigt wurde, daß wir meist Kon-

sonant + *r* davor haben. Jedenfalls ist auch hier *u̯ę* für das 16. Jahrhundert nicht mehr bezeugt. Das *ę* hat auch andere Zeiten zum Teil ergriffen, ist aber im 18. Jahrhundert vor dem *ẹ* vollständig zurückgewichen.

§ 34. — Von allen Seiten scheinen sich die Einflüsse verschworen zu haben, um in der Imperfektendung *-oit* usw. der normannischen Aussprache zum Durchbruch zu verhelfen. Zunächst scheint in den zahlreichen Verben, deren Stamm auf *i* endete, die Erleichterung von *iu̯ę* zu *ię* ein normaler Vorgang gewesen zu sein. Zwei Möglichkeiten bestanden hier, die in nicht genau eruierbarer sozialer oder lokaler Verteilung zur Anwendung kamen: 1. die Bildung eines labiodentalen *v* wie in *pivoine*, d. h. *pivu̯ęn* für *piu̯ęn* PAEONIA. Dies war hier ziemlich aussichtslos, da ein *privu̯ęt*, *marivu̯ęt* das Aussehen eines Stammes *priv-*, *mariv-* hervorgerufen hätte, der sonst nicht vorkam. 2. Der völlige Schwund des *u̯*, ebenfalls bei PAEONIA bezeugt: *pięn* geben R. Estienne und Oudin an. So gelangte man zu den Formen *pryęt*, *maryęt*. Péletier lehrt ausdrücklich diese Aussprache nach *-i-* als die allgemeine, während er sie in den andern Fällen nur den 'courtisans' zuerkennt. Wir dürfen ohne direktes Zeugnis vielleicht annehmen, daß eine derartige Tendenz zur Vereinfachung sich auch in andern Fällen zeigte, z. B. nach andern Vokalen oder nach Muta + Liquida, also *lu̯ę* für *luu̯ę*, *nu̯eyę* für *nu̯eyu̯ę*, *mō̃trę* für *mō̃tru̯ę*, *vudrẹ* für *vudru̯ę*. — War aber nun in einem beträchtlichen Teil des Zeitwortmaterials *ę* durchgeführt und trat die oben genannte Verschiebung von *u̯ę* zu *u̯a* bei Dehnung, also vor verstummtem *s* ein, so war ein weiteres Hemmnis für die ruhige Entwicklung des *oi* vorhanden, denn auf der einen Seite bestand ein ziemlich buntes Bild der Imperfekt-Konjugation: 2. *u̯a*, 3. *u̯ę*, 6. *u̯ę̄* oder *u̯ę*^{i}, bei den andern Zeitwörtern aber bestand eine ziemliche Einheit: ein nur in der Qualität und Quantität etwas variierendes *ę* für alle diese Endungen. Kein Wunder also, daß sich dieser einheitlichere Typus, den man außerdem bei allen

Verben täglich im Munde der aus dem Westen zugewanderten Bevölkerung und der Hofkreise hören konnte, schließlich generalisierte. Und so dürfte das Schicksal des *u̯ę* in den Imperfektendungen schon am Ende des 16. Jahrhunderts besiegelt gewesen sein, wenn sich auch im Munde der Gebildeten die alte Aussprache künstlich bis zum Anfang des 18. rettete.

Noch in einem andern Fall hat man sich frühzeitig für die Aussprache mit *ę* entschieden, in den Wörtern *verre, tonerre.* Daß die Pariser Aussprache noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts *vu̯arre, tonnu̯arre*, ebenso *fu̯arre* war, haben wir bereits gesehen. In diesen Fällen hatte sich *u̯a* wahrscheinlich in der umgebenden Landbevölkerung, besonders im Süden, bereits früher festgesetzt. Dieses *u̯a* steht aber dort vermutlich nicht mit dem in *trois* usw. auf der gleichen Stufe, sondern es erklärt sich aus dem Zug, *ę* vor *rr* zu *a* werden zu lassen. Dieses *a* vor *r* dürfte fortwährend nach Paris eingeschleppt worden sein. Aussprachen wie *guarre*, *Piarre* scheinen nun für die besseren Bürgerkreise das Schiboleth des Bauernvolkes gewesen zu sein und fordern deshalb die heftigste Reaktion heraus, eine Reaktion, die sich in einer Reihe verkehrter Sprechweisen äußert, vgl. § 184 b γ, 185 k. Als nun aber auch durch die autochthone Bewegung *u̯ē* zu *u̯a* wurde und auch die heimische Aussprache *vu̯arre, tonu̯arre* wurde, da griffen jene Kreise, die auch *ęrre* für *arrhes*, *bizęrre* für *bizarre*, *guitęrre* für *guitarre* usw. sprach, um nicht für Bauernlümmel gehalten zu werden, instinktiv zu der normannischen und Hofaussprache mit *-ęrre.* Und so verschwindet schon am Ende des 16. Jahrhunderts die alte Aussprache mit *u̯a* vollständig, nur Oudin schleppt sie noch — ausdrücklich als Archaismus bezeichnet — in seinem 1633 erschienenen Werke mit. Die Aussprache *u̯ę* hatte hier offenbar keine Wurzeln, weil die umgebende Landbevölkerung, die sonst *u̯ę* stützen half, viel früher selbständig zu *u̯a* gelangt war. Für die Folgezeit war dann wichtig, daß die Aussprache *ę* hier sofort mit einfachem *e* wiedergegeben werden

konnte, was bei den Fällen auf *-ois* und *-oie* seine offenbaren orthographischen Schwierigkeiten hatte, da man damals noch nicht an die konsequente Setzung der Akzentzeichen gewöhnt war. *verre* und *tonerre* waren klare Schreibungen, die sofort angewandt werden konnten, und damit waren diese Formen vor Rückfällen bewahrt. — Übrigens ist für *verre* noch der Einfluß in Betracht zu ziehen, den die Ableitungen *verrier*, *verrine* und den die italienischen Formen (ven. *vero*, Venedig damals Zentrum der Glasindustrie) gehabt haben können; tatsächlich scheint sich die Form *verre* bereits vor dem 16. Jahrhundert über ihren ursprünglichen Geltungsbereich ausgedehnt zu haben.

§ 35. — In allen übrigen Fällen reichen die Schwankungen bis ins 17. und 18. Jahrhundert hinein. Die Hofsprache und die normannische Volkssprache ziehen nach der einen, die Gebildetensprache nach der andern Seite, und man kann meist ziemlich genau erkennen, warum die eine oder die andere Richtung die Oberhand gewann. Eine wie große Rolle die begriffliche Seite dabei spielt, ist z. B. daraus ersichtlich, daß lange Zeit *druę* 'jus' (jur. Term. techn., also Gebildetenausdruck) neben sonstigem *drę*, *cruęyance* 'religiöser Glauben' (vorwiegend Predigerstil) neben sonstigem *cręance* steht. Noch heute spiegelt sich in den Bedeutungen von *harnais* und *harnois* die alte Niveaudifferenz wider. — Daß andrerseits die Hofsprache wirklich unter dem Einfluß des Normannischen steht, ist sehr deutlich aus dem Umstand zu erkennen, daß hier kein *ę*-Fall vorhanden ist, der nicht wirklich einem normannischen *ę* (altnorm. *ei*) entspricht, abgesehen von *conęstre*, das aber durch starke Analogien mit *pęstre*, *nęstre* und besonders *paręstre* verknüpft ist. *vę* VADO gehört nicht hierher; denn *vai*, *vay*, wie ursprünglich geschrieben wurde, ist eine Analogie nach *ai*, verdankt offenbar seine Verbreitung dem Streben, das vulgäre *vu̯a* zu vermeiden und gehört nicht eigentlich der Hofsprache an, die *va* sagt (Th. II, 325, 392; im 16. Jahrhundert zum Teil auch *vu̯a*). — Bei den *u̯ę*, die auch normannisch

uę lauten, ist der Ersatz durch *ę* nicht einmal versucht worden, obwohl manche Wörter im Bau sonst völlig mit denen übereinstimmen, in denen sich die *uę*>*e*-Bewegung sehr fühlbar machte, wie *cloître*, *croix*, *choix*, *noix*. Ferner ist, abgesehen von *ormaie* (neben *ormoie*), das von den andern Fällen mit gleichartiger Endung beeinflußt ist (*faible* und *vais* sind ja, wie wir gesehen haben, anders zu beurteilen), kein Fall berührt worden, wo *uę* nach Labial stand, offenbar, weil hier die Gebildetensprache mit einer sehr ausgebildeten Neigung der Volkssprache, der zufolge selbst ursprüngliches *ę* nach Labialen zu *uę* wurde (§ 224, 4), zusammentraf.

Für die Fälle aber, wo *uę* nicht nach Labialen stand, und wo es einem normannischen *ę* entsprach, waren noch immer weitere begünstigende Momente notwendig, um die monophthongische Aussprache mit der diphthongischen in eine wirksame Konkurrenz zu bringen; solche Momente waren: erstens das Bestreben, die Aussprache nach Muta + Liquida zu erleichtern. Hierher gehören: *froid*, *droit*, *adroit*, *étroit*, *effroi*, *befroi*, wohl auch *croire*, *emplette*. Hier ist, zum Teil nach hartnäckigem Kampf, doch schließlich die alte *uę*-Form als Sieger hervorgegangen mit Ausnahme des letzten Wortes, in dem das *-ette* den Eindruck des Suffixes machte und dadurch gestützt wurde. Zweitens: *ę* stand dem vulgären *ua* aus *uę̄* gegenüber. Hier lehnte man sich an die höfische Aussprache an, um den Vulgarismus zu vermeiden; und der Einfluß der Gebildetensprache, der zu *uę* führen sollte, war abgeschwächt dadurch, daß eben viele Kreise, die in andern Fällen mit den Gebildeten *uę* sprachen, hier *ua* hatten. Es handelt sich hier um Ersatzdehnung für *s* wie *croître*, *paraître*, die Eigenschaftswörter auf *-ois*; Ersatzdehnung für *e* wie *monnaie*. Hier war die Tendenz im ganzen, die *ę*-Formen durchzuführen, wo nicht die Sprache der Gebildeten oder der Einfluß der Schrift zu wirksam war. Ersteres war wohl z. B. der Fall in dem Eigennamen *François* (zunächst Heiligennamen), *soie* (gegenüber *saie de porc*), *croître*, wo-

für die Gemeinsprache in der Regel *grandir* oder *augmenter* sagt, selteneren Völkernamen wie *Danois*, *Suédois*, die nicht unter einem bestimmten analogischen Einfluß standen wie *Finlandais* nach *Hollandais*, *proie*, Ausdruck der Predigersprache, bei dem *ę* nie versucht wurde, *bourgeois*, womit damals die besseren Schichten verächtlich die tieferen bezeichneten; letzteres bei selteneren Wörtern wie *lamproie*, *courtois*, das schon auf dem Aussterbeetat stand. Oder es wurde die Bewegung durch Analogiebildung rückgängig gemacht, wie bei *sois* nach der 3. Person *soit*, die zwar ihrerseits durch Analogie häufig *sęt* gesprochen wurde, aber in gewissen Verwendungen doch immer ihre diphthongische Form beibehielt, oder bei *dois* und den andern Präsentia der Verba auf *-evoir*; dann viele Verba auf *-oyer* (vgl. *tournoyer*, *rudoyer* usw. gegenüber *frayer*, *défrayer*, *effrayer*, *monnayer*), wo das *ę* ja zunächst nur in den stammbetonten Präsensformen und im Futur berechtigt war. Auffällig bleibt darnach nur *trois*, bei dem *ę* nie versucht wurde, wo aber ein Teil der Bevölkerung das *s* in der Pausaform bewahrte: *tr̯ęs*, so daß also keine Ersatzdehnung eintrat, und wo eine vorkonsonantische Form *tręfil'ə* unmittelbar zu *tręz-omə* geführt hätte, womit eine Verwechslung mit *treize* unausweichlich geworden wäre; ferner *courroie*, das vielleicht volkstümlich zu *courroyer* bezogen wurde und seinen Vokal von dort her bewahrt hat, vielleicht auch von Bauerndialekten beeinflußt ist.

Sonst ist *ę* nur schüchtern in der Hofsprache versucht worden, z. B. in *roi*, *moi*, *toi*, *pourquoi*, *quoi*, *toit* und verschwand rasch. Nur *raide* und Ableitungen davon haben sich erhalten, offenbar durch die begriffliche Assoziation mit *fręd(d)* = *froid(e)* und hat dann diese Form überlebt, wie es scheint, weil der Aussprache *ręd* eine besondere lautmalende Kraft innewohnt (in Redensarten wie *tuer raide*, *mener raide*, vgl. das Zeugnis von Domergue, Th. I, 410). Direkt aus dem normannischen Dialekt dürften zwei Worte entlehnt sein, in denen heute *ę* statt zu erwartendem *oi* gesprochen wird, *tect* 'Schweinestall' und *glaise*.

§ 36. — Sehen wir nun von diesem *raide* ab, so läßt sich das eine recht deutlich konstatieren: Wo die Hofsprache in Vereinigung mit dem Normannischen nicht bis zum Ende des 17. Jahrhunderts das *ę* zur alleinigen oder hauptsächlichen Geltung gebracht hat, wurde es wieder aufgegeben; denn jetzt verliert sich die Sonderstellung der Hofsprache, die vornehmen Kreise nehmen selbst entweder die allgemeine Umgangssprache oder die Gebildetensprache an.

§ 37. — Inzwischen ist in der Sprache des gemeinen Volkes auch kurzes *ę* nach *u̯* zu *a* weiter fortgeschritten. Das erste Zeugnis für *ru̯a* = *roi* stammt aus dem ersten Dezennium des 17. Jahrhunderts. Aber es dauert noch ein volles Jahrhundert, bevor ein Pariser Grammatiker, der sein Buch für die Franzosen schreibt, die Aussprache *u̯a* auch nur für die primären Fälle, diejenigen aus *u̯ę̄*, anerkennt, während doch die Pariser dafür längst *u̯a* angenommen haben. Die Folgezeit spiegelt dann die Verlegenheit der Grammatiker ab, Normen für die Wahl von *u̯a* und *u̯ę* zu finden. Aber erst in der Zeit der Revolution wird *u̯a* allgemein zugelassen, und wenn nun die Gelehrten in vollständiger Übereinstimmung mit der Bourgeoisie *u̯a* lehren, so spielt eine wichtige Rolle der Umstand, daß *u̯a* jetzt den Pariser Hauptstädter im Gegensatz zur umgebenden Landbevölkerung charakterisiert. *u̯ę* klingt jetzt völlig bäuerisch, während *u̯a* schon längst in die Provinzstädte eingedrungen ist. Nur für gewisse Arten des vortonigen *oi* wird noch *u̯ę* in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts neben *u̯a* geduldet, und hier gilt in völliger Umkehrung der einstigen Verhältnisse *u̯a* für die Redeweise der gehobenen Sprache, weil sie jetzt der gebräuchlichen Wiedergabe entspricht. Aber die ländliche Bevölkerung dringt wie ehemals aus der Umgebung nach Paris, bringt ihr *u̯ę* zum Teil mit und so kann man gerade heute in den niederen Schichten von Paris *u̯ę* hören, so daß auch in diesem Punkt innerhalb dreier Jahrhunderte eine völlige Umkehrung der Verhältnisse eingetreten ist. —

§ 38. — Ist aus historischen Gründen die Sprache der Gebildeten und die Sprache der Bourgeoisie ziemlich einheitlich geworden, so wirkt diese Einheitlichkeit auch weiter nivellierend ein auf die Differenzen, die sich im Laufe der Zeit ergeben konnten. Es findet ein fortwährender Ausgleich statt, bei dem Elemente aus der Gebildetensprache in die κοινή, aus der κοινή in die Gebildetensprache abgegeben werden, sowie sie sich eben in der einen davon genügend gefestigt haben. Die zwei Strömungen, die hier fortwährend zu beobachten sind, müssen nun noch beleuchtet werden.

§ 39. — Der Einfluß der Gebildetensprache läßt sich in zwei Richtungen erkennen: Erstens lexikalisch, durch das Eindringen der Terminologie der Wissenschaften und Künste in die Sprache des gewöhnlichen Lebens in dem Maße, als auch das gewöhnliche Leben von den Fortschritten der Wissenschaften und der Entwicklung der Künste berührt wird. Diese Terminologie ist zum Teil aus toten Sprachen *(aristocrate, cynisme, sélection)*; oder aus lebenden *(crescendo, budget)* übernommen, zum Teil nach lateinischem und griechischem Muster aus Bestandteilen dieser Sprachen gebildet *(télégraphe, aéroplane)*, gewöhnlich in beiden Fällen in lautlicher und formeller Hinsicht mehr oder weniger franzisiert; seltener wird diese Terminologie aus französischem Stoff: Schaffung einer speziellen Bedeutung, Ableitung, syntaktischen Mitteln bestritten *(échelle* 'Maßstab', *classer, penseur, chemin de fer)*.

§ 40. — Zweitens macht sich der Einfluß der Gebildetensprache auf lautlichem Gebiet bemerkbar, und zwar handelt es sich hier um eine Einwirkung seitens des traditionellen Schriftsystems. Der Einfluß der Schreibung auf die Sprache war wohl schon im Afr. und Mfr. vorhanden, aber man darf annehmen, daß er sich hier nur in verhältnismäßig wenigen Fällen bei entschiedenen Buchwörtern geltend gemacht hat. Das wird in der neueren Zeit anders, und zwar aus zwei Gründen. Während nämlich bisher der ziemlich große Spielraum, den die beiden

widersprechenden Prinzipien der Schreibung, das phonetische und das historisch-etymologische (§ 23), offen ließen, durch zahlreiche Schwankungen ausgefüllt wurden, die teils die verschiedenen Orthographien verschiedener Individuen voneinander unterschied, teils sogar in der Orthographie desselben Individuums koexistierten, wird nun dank der Kodifizierung durch die verschiedenen Auflagen des Akademiewörterbuches die Schreibung in feste Banden geschlagen, von denen sich der einzelne immer seltener und seltener Abweichungen gestattet. Dadurch haftet das Schriftbild des Wortes viel besser im Bewußtsein und konnte auf die Lautung einen viel größeren Einfluß ausüben. Andrerseits nimmt der schriftliche Verkehr und die Lektüre von Gedrucktem in der neueren Zeit immer mehr zu, was ebenfalls eine Festigung des Schriftbildes zur Folge hat. Dadurch wird nicht nur die Aussprache dort, wo sie bisher schwankend war, häufig zu gunsten jener Variante entschieden, die dem Schriftbild näher steht, sondern es treten auch neue Aussprachvarianten auf, die direkt durch das Schriftbild geschaffen sind, das letztere hauptsächlich durch das Bestreben der Gebildeten und derer, die dafür gelten wollen, schon in ihrer Aussprache zu verraten, daß sie mit dem orthographischen System vertraut sind, weil eben dies als Zeichen der Bildung gilt; sehr häufig werden ferner Lautwandlungen durch den Einfluß der Schrift aufgehalten. So erklärt sich die Aussprache vieler Schriftelemente, die bisher stumm waren: *žu*^{k}, später *žug*, für *žu (joug)*, *lęg (legs)*; *subtil*, *obscur*, im 16. Jahrhundert noch vorwiegend ohne *b* gesprochen, am Ende des 17. *opskür*, *süptil*; *ilšãt* und *šãtətil* für früheres *išãt* und *šãtəti*; *mercredi* für *mękrədi*, *octroyer* mit *k*; Aussprache von Bindungs- und Doppelkonsonanten (§ 156, 2; 273); die heutige Lautung *byẽ* und *ryẽ*, wo das *y* ohne den Einfluß der Schrift längst verstummt wäre (vgl. auch die Verzögerung des Wandels von *u̯ę* zu *u̯a*, § 32—37); Normalisierung der Aussprache, indem eine der Schreibung scheinbar nicht entsprechende,

aber historisch berechtigte oder analogisch sich aufdrängende Lautung als pöbelhaft entwertet wird wie *üžẹn* für *Eugène*, *ürọ̈* für *heureux, žẹzü, ilatü* für *j'ai eu, il a eu*; — öfter wird auch, wo eine Schreibung an und für sich zweideutig oder mehrdeutig ist, durch den Einfluß irgendwelcher Wörter eine historisch unberechtigte Lautung an Stelle der berechtigten eingeführt, ohne daß, wie in *Eugène*, die Entsprechung zwischen Laut und Schreibung etwas Abnormales darstellte, z. B. *ẹgizẹ, orgöyọ̈* für älteres *ẹgüizẹ, orgeyọ̈* nach *guise* usw., *orgueil*; *camomiy, ãgiy* für *-il* nach *fille* usw.; manchmal wird eine Schreibung, die aus der Zeit der ungeregelten Orthographie sporadisch übriggeblieben ist, nach den Regeln der modernen Orthographie gedeutet, z. B. *givre* statt *guivre*. — Wie nun schon aus einem Teil der angeführten Beispiele hervorgeht, handelt es sich jetzt nicht mehr wie beim Einfluß der Schrift in früheren Zeiten um seltene Wörter, die aus dem Schriftwesen mehr bekannt sind als aus der gewöhnlichen Umgangssprache, sondern es wird auch mancher in der gesprochenen Rede recht häufig wiederkehrende Bestandteil in Mitleidenschaft gezogen.

§ 41. — Mit der Angleichung der Umgangssprache an die Gebildetensprache geht nun besonders seit der Revolutionszeit eine umgekehrte Angleichung Hand in Hand. Sie ist bedingt durch die Demokratisierung der Bildung, die sich nun in vielfacher Hinsicht auch in der Literatursprache spiegelt, die — wenigstens abgesehen von gewissen Gattungen — nicht mehr bewußt von der Umgangssprache verschieden gestaltet wird. Man begnügt sich mit einem einfachen Satzbau, der dem der gewöhnlichen Rede ähnlich ist, was nun allerdings zunächst etwas stilistisches ist, aber doch auch für die Syntax Bedeutung hat; der Widerstand gegen gewisse Lautungen wird aufgegeben, z. B. gegen *y* für *l'* oder gegen *u̯a* für *u̯ẹ*, vgl. § 37, 230. Man zeigt sich namentlich gegen gewisse Bestandteile des volkstümlichen Lexikons und gegen neu in Umlauf gekommene Worte nicht mehr so spröde wie

ehemals. Dadurch bereichert sich die französische Sprache mit vielen Worten, die als Kulturbegriffe jetzt oder schon früher in bestimmten sozialen Schichten neu gebildet oder aus anderen Sprachen neu übernommen wurden, und mit Wortbedeutungen, die sich ebenfalls ursprünglich bloß in bestimmten Sphären entwickelten. Es handelt sich hiebei teils um Termini technici, um spezielle Ausdrücke, die zunächst nur dem geläufig sind, der mit der Sache vertraut ist, die dann aber unter Umständen durch Bedeutungsübertragung allgemein bekannte Dinge bezeichnen können, z. B. Wörter wie *déblai* 'Schuttabräumung', *outillage* 'Handwerkszeug'; teils um Ausdrücke, die durch die zahlreichen neuen Kulturerrungenschaften und Kulturbedürfnisse erfordert wurden und die zumeist durch die kommerziellen Kreise in die Sprache der Bourgeoisie Eingang fanden, z. B. *chocolatier, enrégistreur, tramway, châle, banknote, mandat-poste, jupe-culotte.*

§ 42. — Aber die sprachlichen Neuerungen der letzten Zeit sind nicht allein von den Kulturbedürfnissen ins Leben gerufen, einer großen Menge von sprachlichem Stoff, der in der Gemeinsprache Aufnahme gefunden hat, fehlt diese kulturelle Grundlage. Es ist dasjenige, was man mit dem Namen 'Argot' zusammenfaßt. Das Eindringen des Argots ist die sprachliche Parallele zu einer sozialen Erscheinung, zur Reaktion gegen die Bourgeoisherrschaft, die sich in einer zunehmenden Geringschätzung des Bourgeoistypus ausspricht. Diese Geringschätzung läßt auch die Sprechweise des Bourgeois kleinlich, philisterhaft, engherzig erscheinen und man sucht sich in der Wahl seiner Ausdrücke möglichst von ihm zu entfernen 'pour se donner un air de finesse et de liberté'. Aber Hand in Hand mit diesem klassenpsychologischen Motiv geht noch ein rein sprachpsychologisches. Durch die Abhängigkeit der Gemeinsprache und durch den engen Zusammenhang, in dem die gebildete Welt zwei Jahrhunderte mit den Zentren einer überfeinerten Hofkultur stand, in denen die Dämpfung des leidenschaftlichen Akzents als

Pflicht des guten Tons galt, ist eine solche Armut an emotionell gefärbtem Sprachmaterial (besonders an Wörtern mit starkem Gefühlston) eingetreten, daß für die Bedürfnisse des täglichen Lebens eines so impulsiven Volkes, wie es die Franzosen sind, nicht gesorgt ist. Dabei ist eben auch wieder die Emanzipation von der Sitte der Bourgeoisie maßgebend.

§ 43. — Die Quellen, aus denen diese sprachliche Bereicherung, der Argot, fließt, sind sehr mannigfaltig. Da ist zunächst die Klassensprache der verschiedenen Handwerker und Arbeiter, die natürlich vielfach ihre eigenen termini technici haben und diese nun sehr gern auf allgemein Menschliches übertragen. Ein sehr großer Teil stammt aus der Klassensprache gewisser gebildeten und halbgebildeten Kreise: Schauspieler, Literaten, Journalisten, Artisten und Volkssänger, bildende Künstler, Studenten. Ein kleiner Teil stammt aus der Kindersprache. Sehr viel hat seine Quelle im Verbrecherjargon, jener Spezialsprache, die ihre Sprecher absichtlich von der Gemeinsprache abweichen lassen, um dem Uneingeweihten unverständlich zu bleiben. Aber es ist wohl zu beachten, daß aus diesen Quellen die Bestandteile wohl zumeist nur indirekt in die Sprache der Bourgeois Aufnahme fanden. Direkt hat vor allem die Sprache der Soldaten und Dirnen beigesteuert. Militär und Dirnentum sind aber auch jene Kreise, durch deren Vermittlung meistens die Elemente aus den früher genannten Schichten in die Gemeinsprache dringen. Der Militärdienst zwingt Angehörige aller Stände zu zweijährigem Zusammenleben; die Dirnen, zumeist den besitzlosen Klassen entstammend, deren Redeweise sie zum Teil beibehalten, kommen durch ihren Beruf mit den verschiedensten Klassen in Berührung und üben nun infolge des verhältnismäßig großen Ansehns, dessen sich ein großer Teil von ihnen in Paris erfreut, einen gewissen sprachlichen Einfluß aus.

Einen Versuch, die Bestandteile des Argots nach den verschiedenen Klassen, aus denen sie stammen, zu scheiden, hat

Alfr. Delvau in seinem Dictionnaire de la langue verte [2], Paris 1867 gemacht.

§ 44. — Ebenso bunt gewürfelt, wie die Herkunft der Wörter nach ihrer sozialen Seite ist, ist sie nach der sprachlichen. Ein großer Teil der Ausdrücke ist einfach gemeinfranzösisch, d. h. es ist bloß die Bedeutungsentwicklung oder die Ableitung oder beides Argot (*capsule* 'Hut', *casse-gueule* 'Branntwein', *tremblante* für *fièvre*, *pleurant* für *oignon*, *avaloir* für *gosier*). Der Ableitungsvorgang selbst kann dabei wieder gemeinfranzösisch sein. Daneben hat der Argot seine eigenen Ableitungsmittel von ziemlich willkürlichem Charakter. In erster Linie die Wortverkürzung, die wenigstens zum Teil mit der Verwendung in emotionell gefärbter Rede zusammenhängen dürfte, da lange Wörter sich dazu nicht eignen: *fortif*, *Boul'mich*, *aristo*, in zweiter Linie verschiedenartige Wortentstellungen, die der Argot mancher Berufe verwendet, um die Worte unkenntlich zu machen, teils unregelmäßige wie *connobrer* für *connaître*, teils solche, die auf einem gewissen systematischen Lauttausch und Lautzusatz beruhen wie *largonji* für *jargon*, *louchebem* für *bouche*. Ferner sind aber durch das Zuströmen der besitzlosen Klassen nach Paris eine Menge Provinzialismen und Patoiswörter im Argot vertreten. Außer dem Provenzalischen kommen auch noch andere Sprachen — romanische und nichtromanische — wenn auch nicht sehr häufig als Ursprung der Argotwörter in Betracht. Kommt durch die Entlehnung aus den Patois manches alte Sprachgut wieder zu Ehren, so sind die meisten Bildungen des Argots doch verhältnismäßig jung: einerseits führt die Vorliebe, Neologismen zu gebrauchen, auch dazu, Neologismen zu erfinden, besonders die Journalisten und Literaten zeichnen sich auf diese Weise aus; andrerseits ist der Verbrecherjargon gezwungen, in dem Maße, als seine Ausdrücke bekannt werden, wieder neue einzuführen.

§ 45. — Aus alledem ist ersichtlich, daß durch den Argot das Formelle der französischen Sprache — abge-

sehen von den gewissen Ableitungsarten, von denen früher die Rede war — nicht berührt wird. Lautlehre, Formenlehre, Syntax sind vollständig dem gemeinfranzösischen Stand angepaßt und etwaige Abweichungen kommen der Pariser Volkssprache, der Sprache der niederen Schichten, ganz allgemein zu und sind dort meist recht alt, von der Gebildetensprache erst im Lauf der Zeit mehr oder minder willkürlich abgestoßen, wie *t'as* für *tu as*, *i* für *il* u. dergl. So enthält z. B. das Argotstück, das Lorédan Larchey, Nouv. Suppl. (Paris 1889), S. XXXI abdruckt, keine einzige vom Französischen abweichende Lautung oder Form.

Andrerseits ist doch die Bourgeoisie wieder insofern maßgebend, als sie unter den verschiedenartigen Elementen die Auswahl trifft und diese Auswahl gewissermaßen allgemein oktroyiert, so daß doch auch hier eine gewisse Einheitlichkeit zustande kommt, vgl. Larchey, S. IX. Diese Auswahl ist dann auch für das Gemeinfranzösische der Provinz maßgebend, die den Argot mehr oder minder rasch akzeptiert, aber dann nicht anders spricht als der Pariser selbst. Aus alledem geht hervor, daß der Argot nicht den Charakter einer Sprache, nicht einmal den eines Dialekts hat. Dazu kommt noch, daß derjenige, der den Argotausdruck gebraucht, es in den meisten Fällen mit Bewußtsein tut; d. h. er hat die Absicht, sich von der normalen und als normal anerkannten Sprachform zu entfernen. Freilich nehmen die Ausnahmsfälle von dieser Regel mehr und mehr zu; bei vielen Ausdrücken ist die Herkunft aus dem Argot bereits vergessen und dadurch haben sie Aufnahme in die allgemeine Gebildetensprache gefunden, wofür Larchey l. c. S. Iff. bezeichnende Beispiele bringt. Man denke an Wörter wie *fumiste*, *fumisterie*, *s'emballer* 'sich für etwas begeistern'. Immerhin stellt also der Argot eine recht starke Trübung in der sonst ziemlich weitgehenden Einheitlichkeit der französischen Gemeinsprache dar.

Zur Charakterisierung des Argots und seines Anteils an der franz. Gemeinsprache vgl. vor allem die verschiedenen Einleitungen von Lorédan Larcheys Wörterbüchern: Dictionnaire historique d'Argot⁹. Paris, Dentu 1881; dann Supplément: avis nécessaire; Supplément aux 9ᵉ et 10ᵉ éditions du Dict. d'Argot, Paris 1883; Nouveau Supplément du Dict. d'Argot, Paris, Dentu 1889, Avant-propos.

Französische Lautlehre.

I. Aufgabe und Einteilung der Phonetik.

§ 46. — Die Materie, die die Phonetik als beschreibende Wissenschaft bearbeitet, sind Schallfolgen. Schallfolgen sind zunächst akustische Phänomene, und die Phonetik muß also zunächst die akustischen Merkmale dieser Schallfolgen untersuchen.

Sie wird also diese Schallfolgen zuerst gliedern müssen und die größeren und kleineren phonetischen Einheiten darin feststellen.

Sie wird ferner die quantitativ bestimmbaren Merkmale, sowohl absolut an der Schallfolge als Ganzes (im Durchschnitt), als auch relativ an den einzelnen Einheiten im Vergleich zueinander messen und darüber berichten. Diese quantitativ bestimmbaren Merkmale sind die Klangstärke, die Tonhöhe und die Klangdauer.

Sie wird hierauf die qualitativ bestimmbaren Merkmale der Schallfolge und ihrer Teile beobachten und darüber berichten. Hiebei kommt bloß die Klangfarbe in Betracht.

Sie wird schließlich untersuchen, wie sich diese verschiedenen Merkmale zu einer akustischen Gesamterscheinung vereinigen.

Die Phonetik setzt sich also aus folgenden Kapiteln zusammen:

I. Die Gliederung (Gruppierung).
II. Die Klangstärke.
III. Die Tonhöhe.
IV. Die Dauer.

V. Die Klangfarbe.

VI. Die Kombinationslehre.

§ 47. — Da nun aber die Phonetik ein Teil der Sprachwissenschaft, der Wissenschaft von der Sprache ist, und da die Sprache, wie wir gesehen haben (§ 1), eine Zweckhandlung ist, so kommen für sie als sprachwissenschaftliche Teildisziplin diese Merkmale der Schallfolgen nur insoweit in Betracht, als sie den Zwecken der Sprache dienen. Den Zwecken der Sprache dienen diese Merkmale aber offenbar nur insoweit, als sie von dem Individuum, für das die Rede bestimmt ist, empfunden und aufgefaßt werden können. Daraus ergibt sich, daß das menschliche Gehör die ausschlaggebende Instanz bei der Bewertung der akustischen Phänomene ist und daß Verschiedenheiten, die nur mit physikalischen Maß- und Beobachtungsmethoden konstatierbar sind, für die Sprachwissenschaft direkt nicht in Betracht kommen. Soweit sich also die Phonetik mit derartigen Beobachtungen abgibt, bildet sie nicht einen Teil der Sprachwissenschaft, kann aber immerhin als ihre Hilfswissenschaft für sie Nützliches zutage fördern.

§ 48. — Die Phonetik einer bestimmten Sprache bildet einen Teil der Grammatik dieser bestimmten Sprache, d. h. der Darstellung eines konventionellen Systems (§ 21). Es würden für sie also nur jene Merkmale in Betracht kommen, die konventionell und für das betreffende sprachliche System charakteristisch sind. Diese Einschränkung ist aber aus den § 22, 1 genannten Gründen schwer einzuhalten. Immerhin muß nach Möglichkeit versucht werden zu bestimmen, welche Stellung den Merkmalen im Gesamtsystem der Sprache zukommt. Es können nämlich diese Merkmale so wichtig sein, daß sie die eigentlichen konventionellen Zeichen konstituieren, oder aber sie sind in wechselnder Weise mit ihnen verbunden. Sie können nämlich erstens den größeren oder kleineren phonetischen Einheiten (§ 46) adhärent sein, d. h. die phonetischen Einheiten kommen

in dem betreffenden System nie ohne diese Merkmale vor. Oder aber die betreffenden akustischen Faktoren kommen in wechselnder Weise und in wechselndem Grad mit den phonetischen Einheiten verbunden vor, aber zur Erzielung eines bestimmten Sinnes ist eine bestimmte Weise oder ein bestimmter Grad erforderlich. Dann sind die Merkmale also dem Sinn adhärent. Dabei können sie wieder entweder für den Sinn der Wörter, also der einzelnen Begriffs- und Funktionszeichen charakteristisch sein, den Wörtern adhärent sein oder aber sie kommen in wechselnder Verbindung mit den Wörtern vor und modifizieren oder verändern den Gesamtsinn auf charakteristische Weise oder sie legen gar den Gesamtsinn erst in die Mitteilung (vgl. das § 19, 2 und § 20 über suggestive Phänomene Gesagte). Dann sind sie dem Gesamtsinn adhärent. Dann können diese Merkmale auch untereinander immer in bestimmter Verbindung vorkommen, sind also eines an das andere adhärent. Schließlich gibt es Merkmale, für die sich überhaupt keine derartigen Adhärenzen nachweisen lassen. Der Grad und die Weise, wie die entsprechenden akustischen Faktoren auftreten, sind überhaupt nicht durch sprachliche Phänomene bedingt, sondern durch äußere Umstände, individuelle Gewohnheiten, Laune und Stimmung des Sprechenden usw., wir nennen solche Merkmale okkasionelle Merkmale. Nun pflegen sich diese Dinge in verschiedenen Systemen verschieden zu verhalten: akustische Faktoren, die in einem System okkasionelle Merkmale liefern, liefern im anderen adhärente oder konstituierende. Erscheinungen, die in einem System den Wörtern adhärent sind, sind in dem anderen den Lauten adhärent usw. Es wird also Aufgabe der Phonetik sein, diese Verhältnisse zu konstatieren, die ja für das sprachliche System im höchsten Maß charakteristisch sind.

§ 49. — Ferner wird sich die Phonetik mit der Erzeugung der akustischen Phänomene beschäftigen, und zwar erstens, weil die akustischen Erscheinungen von

rein akustischem Standpunkt heute noch nicht so genau bestimmt werden können, daß ihre charakteristischen Eigenschaften klar hervortreten, zweitens weil die Lauterzeugung in dem allmählichen Umwandlungsprozeß, der sich, wie wir gesehen haben, in jeder Sprachperiode abspielt, eine entscheidende Rolle spielt. Da dieser Umwandlungsprozeß, soweit er die akustischen Phänomene betrifft, ebenfalls Gegenstand der Phonetik ist, so ist, wie wir in § 23 des näheren ausgeführt haben, auch die Vorgeschichte derselben heranzuziehen.

II. Gliederung und Gruppierung.

§ 50. — Bei der Gliederung handelt es sich um die Zusammenfassung von aufeinanderfolgenden Schallelementen in Einheiten, die durch akustische und physiologische Kennzeichen als solche auffaßbar sind.

Es gibt zwei solche deutliche Einheiten in der gesprochenen Sprache, eine größere, die Sprechgruppe, und eine kleinere, die Silbe.

§ 51. — Die Sprechgruppe ist eine Folge von Artikulationen, innerhalb deren die Lauterzeugung nicht stille steht. (Der Verschluß der Verschlußlaute bedeutet keine Pause in der Lauterzeugung, vgl. § 96.) Jede Sprechgruppe ist also von den anderen durch Pausen getrennt.

Während die Sprechgruppe dauert, strömt die Luft ununterbrochen durch die zur Lautbildung eingestellten Teile der Atmungsorgane. Die Richtung des Stromes ist fast ausnahmslos von außen nach innen, d. h. das Sprechen geht expiratorisch vor sich. Es beruht auf der Bildung von Widerständen, die der strömenden Luft in den Weg gesetzt werden. Das Bilden dieser Widerstände nennt man eben artikulieren. Sowohl beim Festhalten der Widerstände als bei ihrer Überwindung wird Energie verbraucht, und zwar bei ersterem von den Muskeln, die den oberen Teil des Atmungsorgans, vom Kehlkopf aufwärts, bedienen, bei letzterem von den Muskeln, die die

Lungentätigkeit regeln. Beim normalen Ausatmen hingegen wird von letzteren keine Energie verbraucht, da dabei die Organe in die Normallage automatisch zurückkehren.

§ 52. — Die Bildung der Sprechgruppe ist im ganzen und großen den Schallphänomenen nicht adhärent. Sie hängt im wesentlichen vom Gesamtsinn ab, und ist eines der wichtigsten formellen Elemente (§ 22, 2). Durch die Sprechgruppe wird eine Reihe von Schällen als einen einheitlichen Sinn aufweisend bezeichnet.

Daneben ist aber doch die phonetische Gestaltung von einer gewissen Bedeutung, und zwar durch die sehr wechselnde Ausdehnung der zur Bezeichnung eines Sinnes erforderlichen Schallfolgen. Die Größe der dazu nötigen Gebilde kann nämlich einerseits bloß eine Silbe betragen, anderseits so anwachsen, daß eine Grenze nach oben überhaupt nicht angegeben werden kann. Es wird ja unter Umständen eine lange Rede, die ein ganzes Buch füllen würde, im Gedanken einheitlicher sein als zwei kurze Sätzchen, die knapp aufeinanderfolgen.

Nun führt aber die physische Unmöglichkeit, längere, auch noch so einheitliche Gebilde ohne Atempause zu erzeugen und die psychische, sie zu übersehen, zu Teilungen, die recht weit fortschreiten können oder, streng genommen, sie führen dazu, daß bei der sehr weitgehenden Analyse, die beim Konzipieren vorgenommen wird (vgl. § 17), noch Spuren zurückbleiben, kleinere, im einzelnen oft etwas willkürlich zusammengefaßte Einheiten, die trotz der Synthese noch als solche erkennbar sind, indem sie durch Pausen voneinander getrennt werden. — Dadurch erklärt es sich, daß die Ausdehnung einer frz. Sprechgruppe bei langsamem Sprechen selten 8—9, bei schnellerem selten 14—15 Silben überschreitet.

Es kann auch vorkommen, daß eine Gruppe, die eben enunziert wird, noch nicht zu Ende konzipiert ist (§ 19, 1), namentlich dadurch, daß das Zeichen für einen Begriff nicht einfällt oder die Wahl dafür noch nicht ge-

troffen ist. Hiedurch kann eine Unterbrechung innerhalb der Gruppe entstehen. Es wird aber dabei durch Verlängerung der letzten Silbe vor der Unterbrechung und durch die Intonation dieser Silbe angedeutet, daß die Gruppe eine unvollständige ist.

§ 53. — Während eine einheitlich konzipierte Gruppe auf diese Weise in zwei oder mehrere Gruppen zerfallen kann, kommt auch das Umgekehrte im Französischen sehr häufig vor, daß zwei getrennt konzipierte Gruppen ohne Pause enunziert werden. Im schnellen Sprechen geschieht dies natürlich öfter als im langsamen, kommt aber auch im letzteren oft genug vor. Es ist dies gewöhnlich der Ausdruck dafür, daß die beiden Sprechgruppen als im engen Zusammenhang miteinander empfunden werden, doch mag unter Umständen auch das schnelle Sprechtempo allein die Zusammenziehung der Gruppen verschulden. Wir nennen eine solche Gruppe zum Unterschied von den einfachen eine zusammengesetzte und ihre Teile Teilgruppen.

Die Grenze zwischen zwei Teilgruppen ist durch Akzentuierungs- und Intonationsverhältnisse gegeben, außerdem auch häufig durch Dauerverhältnisse, indem das letzte Element der vorhergehenden Schallreihe gewissermaßen über die eigentlich zu gewärtigende Pause angehalten wird. Handelt es sich dabei um ein klangarmes Schallelement, so ist der Eindruck einer solchen zusammengesetzten Gruppe nicht sehr verschieden von dem zweier getrennten Gruppen.

§ 54. — Während der Sprechgruppen geht die Expiration nicht gleichmäßig vonstatten. Es lassen sich vielmehr aufeinanderfolgende Stöße unterscheiden, jeder dieser Stöße scheint durch eine Zusammenziehung des Thorax, resp. eine Innervation der entsprechenden Thoraxmuskeln zustandezukommen. — Diese physiologischen Einheiten heben sich auch in der Regel akustisch scharf voneinander ab, und alle akustischen Elemente, die durch einen solchen Expirationsstoß erzeugt werden, erscheinen

dem Ohr wie in einem Zug gesprochen. Man nennt eine solche Einheit eine Silbe.

Die Abhängigkeit der Silbe von der Thoraxbewegung geht besonders aus den Beobachtungen über eine Art der Aphasie, die motorische subkortikale Aphasie, hervor; vgl. Rouss., Princ., I, 307. Doch müssen die näheren Beziehungen noch klargestellt werden, s. vorläufig die Kurve in Rouss., Princ., I. 242.

§ 55. — Das Zerfallen in Silben hängt offenbar mit dem rhythmischen Zu- und Abnehmen des Energieverbrauchs bei der Überwindung der § 51 erwähnten Widerstände innig zusammen. Der Höhepunkt des Energieverbrauchs in jeder derartigen Periode bildet den Silbengipfel. Der Punkt zwischen zwei Silbengipfeln, wo am wenigsten (oder überhaupt keine) Energie verbraucht wird, heißt Silbengrenze. Da der akustische Effekt, die Klangfülle, im allgemeinen proportionell mit dem Energieverbrauch zu- und abnehmen dürfte, so steht auch im allgemeinen das relativ klangreichste Element im Silbengipfel, die relativ klangärmsten an den Silbengrenzen. Dagegen ist der Luftverbrauch, d. h. das Quantum der in jeder Zeiteinheit aus der Lunge ausströmenden Luft, im Silbengipfel oft kleiner als an den Silbengrenzen, weil in der Regel der erhöhte Widerstand das ausströmende Quantum stärker vermindert, als es die erhöhte Thoraxmuskelenergie vermehrt.

§ 56. — Die Abgrenzung der Silbe und damit die Bildung der Silbeneinheit ist auf diese Weise durch die Beschaffenheit der innerhalb der Sprechgruppe aufeinanderfolgenden phonetischen Einzelelemente bedingt, die Silbe ist also phonetischen Phänomenen adhärent. Wir werden unten sehen, warum diese Tatsache im Französischen auffälliger zutage tritt als in anderen Sprachen.

§ 57. — Die Silbe besteht aus einem oder mehreren Einzelelementen, die sich durch die verschiedene Klangfarbe voneinander unterscheiden. Wir nennen solche Einzelelemente Laute. Da die Silbengrenze mitten in ein solches Einzelelement hineinfallen kann, so kann ein

Laut auch zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Silben angehören. Abweichend von der Sprechgruppe und der Silbe bildet der Laut nur *akustisch*, nicht *physiologisch* eine Einheit, vgl. § 96. Für die Einteilung der Silbe in Laute ist also nur das Gehör maßgebend.

§ 58. — Es handelt sich nun darum, zu wissen, wie diese Einheiten zeitlich aufeinanderfolgen (*Gruppierung*). Für die Begriffs- und Funktionszeichen ist nicht nur die Auswahl der *Laute*, sondern auch ihre Anordnung und Reihenfolge durch die Konvention völlig eindeutig bestimmt; die Reihenfolge dieser Einzelelemente bilden also ein konstituierendes Moment für die Wörter, und diese Reihenfolge wird auch normalerweise nicht durch anderweitige phonetische Elemente oder Pausen unterbrochen. Ausnahmsweise mögen ja Gründe, die den in § 52 im letzten Absatz angeführten analog sind, die Unterbrechung innerhalb eines Wortes veranlassen, dann werden aber Begleitumstände immer anzeigen, daß es sich um etwas nicht Normales handelt.

§ 59. — Inwieweit die Konvention die Aufeinanderfolge der Wörter festsetzt, ist nach den verschiedenen Systemen sehr verschieden. Das Französische setzt sie innerhalb eines Gesamtsinnes ziemlich eindeutig fest, indem entweder von den denkbaren Variationen überhaupt nur eine vorkommen kann oder aber, wo durch die Konvention mehrere zugelassen werden, die Auswahl unter ihnen als wichtiges formelles Element dazu benützt wird, den Gesamtsinn in mehr oder minder einschneidender Weise zu modifizieren. Ausnahmen, wo die Reihenfolge mehr von okkasionellen Faktoren abhängig ist, sind im Französischen verhältnismäßig selten.

§ 60. — Die große Abhängigkeit, in der die Sprechgruppe vom Gesamtsinn steht, wurde § 52f. erörtert. Zwischen den kleinsten der akustischen Beobachtung zugänglichen Elementen, den Lauten, und dem Gesamtsinn stehen als kleinste Sinneseinheiten die Begriffs- und Funktionszeichen, die Wörter; zwischen den Lauten und der

Sprechgruppe steht als physiologisch-akustische Einheit die Silbe. Es erhebt sich nun die Frage, wie sich diese beiden Einheiten, Wörter und Silben zueinander verhalten. Da ist nun für das Französische eine fast völlige Unabhängkeit voneinander zu konstatieren. Das Begriffs- oder Funktionszeichen kann jede beliebige Größe, von einem Silbenbruchteil bis zu vielen Silben, haben und kann im Innern der Sprechgruppe mit einem Silbenbruchteil anfangen oder schließen. Natürlich kommt es oft genug vor, daß eine Begriffseinheit und eine Silbe vorn oder rückwärts dieselbe Grenze haben, aber angestrebt wird dies Verhältnis im Französischen nicht, wie es bis zu einem gewissen Grad im Deutschen geschieht, wo die Wörter an und für sich in der Regel sich bloß aus Ganzsilben konstituieren und durch besondere physiologische Mittel dafür Sorge getragen wird, daß die Silbengrenze am Anfang und Ende, besonders der Begriffszeichen, aber auch der Funktionszeichen, erhalten bleibt. Im Französischen beginnen und schließen die Wörter also oft inmitten der Silbe, vgl. z. B. die Sprechgruppe: *õ-nã-trá-lọ-tęl*, die in die Begriffs- und Funktionszeichen *õn, ãtr, á, l, ọtęl* zerfällt. Nur ganz selten drängt sich im Fall der Nichtübereinstimmung die Notwendigkeit, die Begriffseinheit durch eine Silbengrenze zu kennzeichnen, auf, z. B. bei Titeln, vgl. § 227, 2.

Die Grenze der höheren Sinneseinheiten, als es Begriffs- und Funktionszeichen sind, decken sich auch im Französischen ziemlich regelmäßig mit Silbengrenzen, aber nur, weil sie sich fast immer auch mit Gruppengrenzen decken. Im übrigen kommt es auch hier zum Ineinandergreifen, besonders bei jener vorhin (§ 53) erwähnten Verlängerung des letzten Elements über die eigentlich projektierte Pause, wo ein Teil von diesem dann im Anfang der neuen Gruppe einen Silbenteil ausmachen kann, vgl. § 266.

Historisches. Die Inkonkordanz der Silben- und Wortgrenze hat von jeher bestanden und scheint ein Erbteil aus dem

Lateinischen zu sein; die in § 59 hervorgehobene Festigkeit der Wortstellung ist erst allmählich erworben worden, besonders in der mittelfranzösischen Zeit.

III. Intensität.

§ 61. — Je nachdem ein Schallelement dem Ohr lauter oder leiser erscheint, schreiben wir ihm eine größere oder geringere Intensität zu.

Diese akustische Intensität ist nicht zu verwechseln mit der mechanischen Intensität (Schallstärke), die an der lebendigen Kraft der Schwingung gemessen wird, von der wieder die Schwingungsweite (Amplitude) abhängt. Bei Tönen von gleicher Höhe und gleicher Klangfarbe ist die akustische Intensität gewiß im ganzen der mechanischen Intensität direkt proportional, und für das Proportionsverhältnis dürften die allgemeinen psycho-physischen Gesetze Anwendung finden, wir wissen aber vorläufig noch gar nicht, wie sich die Dinge bei Tönen von verschiedener Höhe und verschiedener Klangfarbe verhalten, resp. wie wir diese Töne objektiv nach ihrer Intensität vergleichen könnten.

Die mechanische Intensität der franz. Laute hat z. B. L. Roudet, La Par. 1899, S. 326 ff. zu messen versucht.

So haben wir also für die akustische Intensität, die einzige, die für den Charakter und die Fortentwicklung der Sprache in Betracht kommt, leider keine Meßmethode, sondern müssen uns ganz auf die Schätzung unseres Ohres verlassen.

§ 62. — Wir urteilen zunächst von der Gesamtheit einer Rede, daß sie laut oder leise ist (absolute Intensität). Dann aber lassen sich die einzelnen Teile der Rede miteinander in bezug auf die Intensität vergleichen (relative Intensität). Dabei dürften die Intensitätsverhältnisse ungefähr die gleichen bleiben, wenn wir lauter oder leiser sprechen, d. h. beim lauten Sprechen werden die lauten Elemente in demselben Maß stärker wie die leisen, so daß derselbe Unterschied empfunden wird. Nur bei

sehr lautem Sprechen verschwindet der Unterschied mehr und mehr, und die leisen Elemente treten verhältnismäßig stärker hervor. Das hat seinen Grund darin, daß der Intensität durch die Beschaffenheit unserer Organe eine ziemlich feststehende obere Grenze gesetzt ist, die nicht überschritten werden kann.

Was die relative Intensität betrifft, so ist das Verhältnis der einzelnen Gruppen zueinander (Gruppenintensität), der einzelnen Silben innerhalb der Gruppe zueinander (Silbenintensität), der einzelnen Schallelemente innerhalb der Silbe zueinander (Lautintensität) festzustellen. Auch hier gilt, daß bei Verstärkung der Intensität einer höhern Einheit das Verhältnis ihrer Teile untereinander im ganzen das gleiche bleibt, wohl ebenfalls mit der genannten Einschränkung.

§ 63. — Über die absolute Intensität und die Gruppenintensität dürfte kaum etwas das Französische speziell Angehendes zu sagen sein. Die absolute Intensität ist zunächst direkt dem Zweck der Mitteilung angepaßt: man spricht im allgemeinen so laut, als erforderlich ist, also lauter zu entfernteren Personen oder zu einem größeren Publikum, leiser zu nahen, besonders leise, wenn man Gewicht darauf legt, gerade nur von einer bestimmten, ganz nahen Person verstanden zu werden usw. Daneben üben die Emotionen einen bald verstärkenden, bald schwächenden Einfluß auf die Intensität aus. Ferner sind noch okkasionelle Momente, wie die individuellen Gewohnheiten, Laune und Stimmung usw. von Bedeutung. — Die relative Gruppenintensität ist dem Sinn der Gesamtrede adhärent, eine Gruppe wird vor der andern durch die Intensität hervorgehoben, um ihr Wichtigkeit beizulegen, sie wird schwächer gesprochen, um sie als minder wichtig zu charakterisieren.

§ 64. — Die relative Lautintensität ist am schwersten zu beobachten, weil hier die verschiedenartigsten Elemente miteinander zu vergleichen sind. Diese unterscheiden

sich nach dem, was wir schon wissen (§ 55), an und für sich durch die verschiedene Artikulationsenergie, von der natürlich abgesehen werden muß. Besonderheiten einer Sprache in diesem Punkt beachtet man in der Regel erst dann, wenn man die Sprache mit einer anderen vergleicht. Das geschieht am leichtesten, wenn ein Angehöriger einer fremden Nation die Sprache mit der heimischen Intensitätsverteilung spricht oder umgekehrt, und dann fallen die Unterschiede in der relativen Lautintensität in der Tat stark auf. So bietet denn dieser Punkt ein besonders charakteristisches Merkmal der einzelnen Sprache, das allerdings mehr unklar empfunden als deutlich beobachtet und in klare Formeln gebracht werden kann. Im Französischen speziell scheinen nur ganz wenige Verteilungstypen zu bestehen, deren Verwendung besonders von der Stellung der Elemente in den Silben und von der Stellung der Silben in der Gruppe abhängig, also völlig den phonetischen Phänomenen adhärent ist. Was darüber sich sagen läßt, wird besser bei der Anordnung der Elemente in der Silbe zur Sprache gebracht werden (§ 141 ff.).

§ 65. — So bleibt denn hier nur als ein besonders wichtiger und verwickelter Gegenstand die relative Silbenintensität zu besprechen übrig. Große relative Silbenintensität nennt man «Akzent». Die Verteilung der Akzente ist ein für die Charakteristik jedes sprachlichen Systems sehr wichtiger Punkt. Das Französische nimmt hier im Kreis der europäischen Kultursprachen eine scharf gezeichnete Sonderstellung ein, dadurch, daß die Silbenintensität nicht, wie in den anderen, der lautlichen Gestalt der Begriffs- und Funktionszeichen adhärent ist, also kein Wortakzent ist. Sie ist vielmehr einerseits adhärent der Stellung der Silbe in der Gruppe (Gruppenakzent), andrerseits dem Gesamtsinn als solchem (Sinnakzent). Ein zweisilbiges Wort kann also je nach den Umständen mit der größten Intensität auf der ersten oder zweiten Silbe, ein mehrsilbiges je nach Umständen mit der größten Intensität auf der ersten,

zweiten oder letzten (selten einer anderen) erscheinen. Diese Verhältnisse bedürfen einer näheren Erörterung.

Gruppenakzent.

§ 66. — In der normal dahinfließenden, nicht pointierten, affektlosen Rede hat jede Sprechgruppe einen und nur einen Akzent aufzuweisen, und zwar trifft dieser die letzte Silbe. Die Intensitätsverstärkung dieser Silbe im Vergleich zu den andern ist aber nicht besonders groß, im Durchschnitt bedeutend geringer, als die Intensitätsverschiedenheiten in den andern romanischen und in den germanischen Sprachen zu sein pflegen.

Das gilt zunächst für die einfache Sprechgruppe. Bei zusammengesetzten Sprechgruppen bewahrt jede Teilgruppe ihren Akzent. Welcher der zwei oder mehr Akzente der zusammengesetzten Gruppe der stärkere ist, hängt von der relativen Intensität der Teilgruppe (§ 63) ab; da im allgemeinen die Tendenz vorherrscht, die wichtigere Teilgruppe an den Schluß zu stellen, so pflegt auch die letzte Silbe die am stärksten betonte zu sein, z. B.: *õ-vu̯a-byẽ ksẹ-lᵊ-žur̄-dẹ-zẹ-lẹg-syõ*; *vu-vnẹ-mẽ-sül-tẹ*, aber es kommt oft genug auch das Umgekehrte vor: *ün-da-mẹ-tọ-bü-rọ*; *vu̯a-la-la-brǫs*.

Ausnahmen: a) Das fakultative dumpfe *ə* (§ 163) wird nie betont, sondern immer die vorangehende Silbe: *a-vẹk-ta-brǫ-sə*; *dǭ-trə-sə-lẹ̄v*.

b) Wie das dumpfe *ə* verhält sich in der Aussprache vieler das auslautende *õ* nach Konsonanten: *vu-za-vẹ-rẹ̄-zõ*; *lẹ-kru̯a-yãs-dẹ-žẹ-nẹ-râ-syõ*; *a-prẹ-sa-nu-kǭ-zrõ*.

Historisches: Der Gruppenakzent ist der Überrest des lateinischen Akzentuierungssystems; im Lateinischen war der Akzent den Begriffs- und Funktionszeichen adhärent und traf eine bestimmte Silbe, in mehrsilbigen Wörtern

entweder die vorletzte oder die drittletzte je nach der Quantität der vorletzten. Während nun die andern romanischen Kultursprachen den lateinischen Wortakzent getreu bewahren, ist im Französischen eine Neuerung dadurch eingetreten, daß die Wörter ihren ursprünglichen Akzent nur am Ende der Gruppe bewahrten, ihn aber am Anfang und im Innern der Gruppe verloren. Wann diese Verschiebung eingetreten ist, läßt sich vorläufig nicht ermitteln; doch lassen die Grammatikerzeugnisse darauf schließen, daß sie im 16. Jahrhundert bereits vollzogen ist. Daß es die letzte Silbe der Gruppe ist, die der Akzent trifft, erklärt sich daraus, daß die nachtonigen Vokale des Lateinischen im Französischen geschwunden sind, vgl. § 162f. und SB. §§ 76—78, ferner ML. hG. § 115ff. Das als Ausnahme a) erwähnte dumpfe *ə* ist z. T. als Rest dieser nachtonigen Vokale aufzufassen, z. T. erklärt es sich als Analogie zu solchen Resten. Ausnahme b) scheint auf einer verhältnismäßig jungen Verschiebung zu beruhen, deren Ausbreitung und Gründe noch näher zu untersuchen wären. Eine Verallgemeinerung eines Sinnakzentes dürfte darin nicht zu erblicken sein, dagegen sprechen Fälle wie *žẹnẹrâ̋syõ*.

Sinnakzent.

§ 67. — Besondere Akzentuierungsnormen bestehen aber für den Fall, daß der Sprechende die Aufmerksamkeit des Hörenden auf seine Mitteilung, besonders auf spezielle Teile derselben, lenken will oder wenn sich der innere Anteil, den er an den Dingen nimmt, die mit dem Mitteilungsinhalt in Beziehung stehen, in der Rede kundgibt, oder wenn sonstige Gefühlsmomente die Rede beeinflussen (bewegte Rede). Die Wirkungen des Sinnakzentes sind von den Sprachforschern noch lange nicht nach Gebühr beobachtet worden, doch ist es schon möglich, wenigstens die hauptsächlichen Normen festzustellen. Zunächst ist zu bemerken, daß es nicht gleichgültig zu sein scheint, ob der Sinnakzent auf eine distinktive,

eine impressive oder eine emotionelle Färbung zurückzuführen ist, d. h. ob es lediglich die Absicht des Sprechenden ist, dem Hörenden seinen Gedanken möglichst klar zu machen, ob sich sein persönliches Interesse an einer klaren Auffassung des Sinnes oder der Wichtigkeit der Mitteilung in seiner Rede kundgibt oder ob er während der Rede die Art und Stärke der ihn gerade beherrschenden Gefühle, die mit dem Sinn des Mitgeteilten nicht immer in Beziehung zu stehen brauchen, zum Ausdruck bringt oder erraten lassen will. Eine prinzipielle Unterscheidung der Akzentuierung nach diesen Färbungen läßt sich aber wenigstens vorläufig nicht feststellen; aus psychologischen Gründen, die zu erörtern hier zu weit führen würde, stehen sie einander sehr oft nahe und gehen ineinander über; auch lassen diese Hauptarten nach Grad und Art vielfache weitere Unterscheidungen zu, besonders ist die emotionelle Färbung je nach der Art des zum Ausdruck gebrachten Gefühles verschieden. — Es kommen also im folgenden nur einige durch ihre besonders große Häufigkeit sich aufdrängenden Erscheinungen zur Sprache.

1. Ist das durch einen Sinnakzent hervorgehobene Wort ein einsilbiges am Ende der Sprechgruppe, so wird die Intensität dieser Silbe, die sonst, als unter dem Gruppenakzent stehend, nur mäßig verstärkt wäre (§ 66), stark erhöht; ein langer Vokal wird dabei überlang, auch auf den Vokal, besonders auf kurzen, folgende Konsonanten werden gelängt, ferner ertönt gern nach diesen Konsonanten das § 66a erwähnte fakultative *ə* mehr oder minder deutlich:

žə-vọ̈-byẽ̎; *kǫm-lọ̍-lṳ̑i-pa-rę-sę·bǫ̎n̄*; *ȃ̎·mõ̎-dyọ̈̍* *la-žü-mã̎*

(est tombé d'un coup de sang) *ę-s^ə-ma-tẽ̍* *la·va̎-š^ə*

Dieselbe Norm gilt jedoch, und zwar auch wenn ein zwei- oder mehrsilbiges Wort den Schluß der Sprechgruppe einnimmt, für den Fall, daß der Gesamtheit der Mitteilung eine impressive Färbung verliehen werden

soll, z. B. wenn nachdrücklich das Bestehen eines Tatbestandes hervorgehoben wird:

ǫ žə-sṷi-trã-kīl; ma-šü (Name) *kǫ-nẹ-sõ-na-fẹ̄r; sa sẹ̄-tü-nã-tǫrs; žə-vọ̈-a-lẹ-dã-la-mõ-tañ; pṷi lə-ma-tẽ lə-lu-la-mã-žẹ; pa-ri tu-lə-mõd-dẹ-sã*

Oder bei eindringlichen Fragen:

tü-vọ̈-mᵐ-ki-tẹ; kẹs-kõ-fẹ-dõ a-mẹ-šẹ̄vr; vu-la-rə-kǫ-nẹ-sẹ-byẽ

Ferner wenn man jemand ruft, bei ungeduldigen Imperativen usw.:

kǫ-mi-sẹ̄r kǫ-mi-sẹ̄r; mə-syọ̈ ma-šü; va-dõ-kə; tẹ-tṷa a-ni-mal bü-tǭr

Diese Betonung findet sich auch am Ende einer Teilgruppe:

sẹ-tǫ-žǫr-dṷi lə-ka-tǭrz-žü-yẹ; nu-ku-rõ tu-lẹ-trṷa lə-mẹ̄-mə-li-yẹ̄-vrᵊ.

2. In allen andern Fällen hebt der Sinnakzent eine Silbe am Anfang oder im Innern einer Sprechgruppe hervor. Er hebt gewöhnlich dasjenige Begriffszeichen hervor, das eine besondere distinktive oder emotionelle Färbung erhalten soll. Je nach dem Grad, in dem eine solche Färbung wünschenswert ist, kann der Grad der Intensität dieser Hervorhebung sehr variieren: er kann die mäßige Stärke aufweisen, die gewöhnlich dem Gruppenakzent zukommt, und koexistiert dann mit ihm. Er kann aber auch sehr stark hervortreten und dann verschwindet gern nach ihm, besonders wenn er die vorletzte oder vorvorletzte Silbe der Gruppe trifft, der Gruppenakzent. Wenn der Akzent ein starker emotioneller ist, ist häufig der Anlautkonsonant der betreffenden Silbe gelängt, ebenso werden die halblangen Vokale gern lang, sogar überlang. Im einzelnen ist folgendes zu bemerken:

a) Lautet jenes Begriffszeichen, das dieser Akzent trifft, mit einem Konsonanten an, so trifft er fast immer seine erste Silbe:

kę-lǫm šar-mã; (sa pauvre petite femme) *ę-tę tu-žur-ma-lad*; *žə-mᵊ-lã-gi-šę-vu*; *mę·m̄·a-lǫ̃-rǭz* (= mais malheureuse); (encore une) *kə-lᵊ-lu-va-mᵐ-mã-žę*; (il y a la revue) *a-lõ-šã*; *da-bǫr žə-sụi-ma-ri-ę*; *sas-fę-trẽ-byẽ*; *rə-ti-rę-nu-sa*.

b) Lautet das Begriffszeichen mit einem Vokal an, so kann dasselbe eintreten:

a-tã; *mę-ǭ-tę-dõ-vǫ-trə-dẽ-gǫt*; *õ-žur-pâs dõ-žur-pâs*; (cet amour vague) *ę-ẽ-dę-tęr-mi-nę*; *ǭ-rǫ-zmã* (que j'ai eu l'esprit de . . .).

Das kann auch dann stattfinden, wenn die Silbe mit einem Konsonanten beginnt, der nicht zu dem betreffenden Funktionszeichen gehört:

i-la-vę-tu-bli-ię-la·f·nẽ-tr̥; *žə-vę-tã-fęr-mę-dã-lę-tab*; *a-vę-kün-ra-lõž-də-plü*; *lẽ-pǫr-tã-ę-də* . . .

c) Oder aber es erhält in diesem Fall die nächste mit einem Konsonanten beginnende Silbe den Akzent:

męa-tã-dę; *sõ-ma-ri kę-la-vę-ta·d·ǫ-rę*; *su-la-bri-kǫ-tyę*; (qui propagent si) *ę-nęr-žik-mã*; (un monument) *ẽ-kõ-pa-rabl*; *par-la-kõ-pa-rę-zõ ę-lǫ-pǭ-zi-syõ*; (le petit oiseau) *ę-tu-fę*.

§ 68. — Die Normen aufzufinden, wann bei vokalisch anlautenden Wörtern mit Sinnakzent der bei b), wann der bei c) erwähnte Vorgang eintritt, ist vorläufig noch nicht möglich. Es scheint, daß die Sprache — selbstverständlich abgesehen von dem Fall, wo es sich um ein einsilbiges Wort handelt und wo naturgemäß nur b) möglich ist — zwischen diesen beiden Möglichkeiten bis zu einem gewissen Grad die freie Wahl läßt. Immer-

hin lassen sich einige allgemeine Tendenzen beachten, die auch in dieser Frage in Betracht kommen.

Da ist zunächst zu erwähnen, daß eine bestimmte Vorliebe besteht, derjenigen Silbe den Nachdruck zu verleihen, die in stammverwandten Wörtern mit dem Gruppenakzent (und also gelegentlich auch mit einem Sinnakzent nach § 67, 1) ausgestattet vorkommen können. Man wird also gegebenenfalls eher *ünitẹ, õdülasyõ* wegen *ün, ȭd* sagen, aber andererseits eher *ǫpǭzisyõ, ãtikitẹ* wegen *ǫpǭz, ãtik.* Dieselbe Tendenz kommt nun gelegentlich auch bei nicht mit Vokal anlautenden Wörtern zum Durchbruch; man kann also hören:

ẹ-frõ-la-kõ-pa-rẹ-zõ (wegen *kõpar*); *sa-mər-tār̄-də-rẹ* (statt *sa-mə-rə-tar-də-rẹ*, wegen *rə-tard*); *ẹž-rə-gar-dẹ*; *nə-nu-sẹ-pa-rõ-pâ*

Würde diese Tendenz konsequent durchgeführt, so würde sie zu einer Art Stammbetonung führen, ähnlich derjenigen, die in germanischen Sprachen besteht. Davon ist es aber vorläufig noch weit entfernt.

§ 69. — Nun ist aber daran zu erinnern, daß die Begriffszeichen ja nicht durch irgendwelche physiologische und akustische Grenzen von den übrigen Teilen der Sprechgruppe geschieden sind, im Französischen noch weniger als in andern Sprachen (§ 60). Die Scheidung von den umliegenden Wörtern, namentlich wenn es Funktionszeichen sind, bietet sich darum dem Instinkt des Sprechenden nicht immer von selbst dar und kommt ihm jedenfalls nie so klar zu Bewußtsein wie dem Schreibenden, der durch das Gebot der Worttrennung die Trennung vornehmen muß oder dem Grammatiker, der die Gruppe zu analysieren imstande ist. Übrigens ist selbst für den letzteren die Analyse nicht immer leicht. Es ist also erklärlich, daß durch den Sinnakzent öfter Silben hervorgehoben werden, die nicht zu dem Zeichen gehören, das eigentlich für den Sinn wichtig wäre:

(j'ai lu toutes les poésies) *də-rō-sār ẹ-də-rẹ-ni-ẹ*; *ka-rō-nẹ-tã-nẹ-tẹ* (letzteres vielleicht jedoch nach § 81 zu erklären).

Dies ist um so leichter zu verstehen, als ja im Französischen oft die Begriffszeichen mit den vorhergehenden Funktionszeichen ziemlich scharfe Sinneseinheiten bilden, ein «mon ami» kann sich dem Geist als eine ebensolche Einheit darbieten, als etwa ein Eigenname «Henri», und der Franzose wird ein «au cocher» nicht anders empfinden als der Lateiner ein «aurigae». So haben wir denn in folgenden Beispielen eben solche Sinnakzente wie in den § 67 angeführten Fällen:

tẹ-ọ-dọr di-a-sõ-na-mi; *zə-vẹ-vụār mõ-na-mi*; . . . *dọñ-kẹ-gsu-ọ-faɡ-tọr*; *lẹ-li-õ ˈsẽ-ti-rẹ-nẹ*; (on ne pourrait l'agacer par rien autant) *kə-par-sẹ-tẹ-lọ·ž·la*; (avec un grand tremblement) *də-šyẽ də-fü-rẹ də-trõp* usw.

Natürlich wird dieses Verfahren dann nicht am Platz sein, wenn die Einzelvorstellung, die dem Begriffszeichen entspricht, klar ins Bewußtsein tritt, was bei emotioneller oder impressiver Färbung seltener, bei distinktiver aber häufiger der Fall sein wird.

So wie die genannten Beispiele sind nun zum Teil die in § 67, 2b angeführten zu beurteilen, ferner Fälle wie:

õ-nə-pu-rẹ la-ga-sẹ (par rien autant que . . .); *a-lã-trẹ* (dans une ville française).

§ 70. — Nach allem Gesagten erscheint uns der Sinnakzent in seiner häufigsten Gestalt als eine ausgeprägte A n f a n g s b e t o n u n g, und das Aufkommen dieser Anfangsbetonung dürfte die naturgemäße Reaktion gegen die in § 66 hist. erwähnte Verschiebung sein, durch die erst das Ende der Gruppe eine verstärkte Intensität erhält. Es ist eben nur in beschränktem Maß möglich, Teile des Gesamtsinnes, die einer besondern Hervor-

hebung bedürfen, an die Gruppenschlüsse zu verlegen, wenn sich auch verschiedene Mittel zu diesem Zweck ausgebildet haben (Umschreibungen mit c'est, Wortstellungstypen u. a.). Wo eine Verstärkung des Gruppenakzents in der § 67, 1 erwähnten Weise nicht möglich oder nicht hinreichend war, ruft die verstärkte Intensität gleich der ersten akustischen Einheit, die Mitteilungsteilen entspricht, deren Hervorhebung man wünscht, die Aufmerksamkeit des Hörenden wach. Je stärker die Hervorhebung sein soll, um so schärfer setzt sie ein, und daraus erklärt sich die Längung des ersten Konsonanten. Denn je länger der Konsonant dauert, um so mehr Luft wird gestaut, und je mehr Luft zur Verfügung steht, um so mehr Schallfülle kann der Vokal erhalten. Daraus erklärt sich auch die Ausnahme § 67, 2c. Es kann mit einer Silbe, die mit einem Konsonanten beginnt, eine viel schärfere, plötzlichere Verstärkung der Intensität erzielt werden, als mit einer vokalisch beginnenden, namentlich da das Französische Abneigung gegen den sogenannten festen Vokaleinsatz hat.

Aus ähnlichen Gründen wird am Anfang der Rede häufig die erste Silbe durch besondere Intensität ausgezeichnet, auch wenn sie nicht einem für den Sinn besonders wichtigen Element entspricht, um die Aufmerksamkeit des Hörenden überhaupt auf die Rede zu lenken; z. B. bei Imperativen:

″a-lẹm-šẹr-šẹ-lə-ˈmẹt-dọ-ˈtẹl (das Wichtige ist der Maître d'hôtel).

Aber auch sonst, wenn der Sprechende gewissermaßen ausdrücken will: «Jetzt spreche ich» oder «Jetzt kommt etwas Neues».

ˈdəʃ-pu̯ẽ-ˈsi . . . .; ˈã-rə-gar-ˈdã-par-la-fᵊ-ˈnẹtr̥.

Es ist klar, daß in solchen Fällen das Verfahren, das in § 67, 2c erwähnt wurde, nicht zur Anwendung kommen wird.

§ 71. — Es gibt eine Reihe von Wörtern, die infolge ihrer Bedeutung sehr häufig den Sinnakzent erhalten, z. B. Maßbezeichnungen wie *ˈsi, ˈtã*; ferner *ˈtu(t), ˈtužur, ˈãfẽ, ˈbǭku, ˈsübitmã, ˈpartikülyẹrmã* u. dgl. Ferner die sogenannten Füllwörter der Negationen wie *ˈpâ, ˈrịẽ, ˈžamẹ* (häufig im Gegensatz zum Deutschen, wo derartige Negationen zumeist unbetont erscheinen: Wir brauchen keinen Käse = *nunavõpâbəzụẽdfrǫmāž*).

§ 72. — Durch den Sinnakzent geschieht es also, daß zu dem éinen Akzent, den normalerweise die Sprechgruppe hat (§ 66), noch häufig ein oder mehrere Akzente hinzutreten, also zwei- und mehrakzentige Gruppen entstehen. Allerdings ist daran zu erinnern, daß die Anzahl der Akzente sich in solchen Gruppen auch wieder dadurch vermindern kann, daß nach einem starken Sinnakzent der Gruppenakzent wirklich oder scheinbar verschwindet (§ 67, 2), auch daran, daß nach Wörtern, die ein Sinnakzent trifft, gelegentlich aus sekundären Gründen (§ 52) ein Gruppenschluß eintritt, wie in dem vorletzten Beispiel von § 69. Anderseits kommen zuweilen auch völlig akzentlose Gruppen vor. Sie finden sich besonders vor Gruppen, die mit einem starken Sinnakzent beginnen:

ẹ-in-plǫ̈-vẹ tu-žur-pâ.

Hie und da auch in kleineren Gruppen, die sich am Schluß der Rede an einen verstärkten Gruppenakzent anschließen:

ǭ-kö myǭ kǭ-lǫ-ti.

Dann in kleineren Gruppen, die dazu dienen, Kommendes vorzubereiten und mit dem Früheren zu verknüpfen:

ẹ-a-pẽn ü-til-lə-dǫ-tur-nẹ; dẹ-mǫ-mã dã-lẹ-kẹl la-frãs . . .

Historisches: Wenn die Vermutung, die § 70 ausgesprochen wurde, richtig ist, daß nämlich die Anfangsbetonung eine Reaktion gegen den Gruppenakzent darstellt, so wäre anzunehmen, daß sie mindestens seit dem 16. Jahrhundert besteht. Es lassen sich nun zwar klare Zeugnisse dafür weder aus den metrischen Verhältnissen noch aus den Grammatikerangaben gewinnen. Wenn man die Grammatikerzeugnisse, die man am besten Thurot II, 727 ff. vereinigt findet, durchgeht, so drängt sich einem aber die Überzeugung auf, daß so viele Widersprüche und Unklarheiten kaum möglich wären, wenn nicht die Gruppenakzentuierung jeden Moment von einem andern Akzentuierungsprinzip gekreuzt worden wäre. Durand z. B. hätte kaum lehren können, daß in *percée*, *gonflée* usw. «la première syllabe est si forte par le concours des consonnes qu'elle le dispute à la seconde» und daß in *Alençon*, *échappé* «la force des consonnes attire le coup sur la seconde», wenn nicht wirklich unter Umständen die Betonungen

pęrsē, gõflē, alãsõ, ẹšapẹ

vorgekommen wären. Auch daß er die Konsonanten eine Rolle spielen läßt, wäre nach dem § 70 Bemerkten verständlich. Freilich müßte man immerhin noch annehmen, daß ihn eine richtige Beobachtung zu falschen oder willkürlichen Verallgemeinerungen geführt habe. Ähnlich wäre dann auch ein Zeugnis von D'Allais (der die erste Silbe in *contenu*, *soupirer* u. a. betont sein läßt) und auch schon ein Zeugnis von Bèze zu deuten.

§ 73. — Wir werden also sagen, daß die Silbenintensität im Französischen im wesentlichen entweder dem Sinn oder der Gruppengliederung adhärent ist, und da die Gruppe ihrerseits wieder im ganzen vom Gesamtsinn abhängt (§ 52), so können wir auch sagen, daß die Silbenintensität im wesentlichen dem S i n n entweder direkt oder indirekt adhärent ist, wobei aber dann in den Fällen, wo der Sinn die Wahl zwischen mehreren Silben lassen würde, doch die Reihenfolge derselben den Ausschlag

gibt, indem je nach Umständen entweder die erste oder die zweite oder die letzte gewählt wird, so daß auch die Gliederung eine wichtige Rolle spielt.

§ 74. — Nun wäre die Frage, inwieweit noch andere Momente für den Intensitätsgrad der Silben in Betracht kommen. Die französischen Phonetiker sind sehr geneigt, auch ein rhythmisches Prinzip anzunehmen, nach dem sich die schwächeren Intensitätsgrade außerhalb der eigentlich akzentuierten Silben regeln. Es würden also in die Reihen der nicht von einem Hauptakzent getroffenen Silben in einer bestimmten rhythmischen Abwechslung Nebenakzente verteilt werden. Die Sache ist deshalb sehr schwer zu beurteilen, weil im Französischen die Intensitätsunterschiede in solchen Silben viel geringer sind als in andern Sprachen. Was man zunächst geneigt wäre, als einen rhythmischen Nebenakzent anzusehen, läßt sich gewöhnlich als ein schwächerer Sinnakzent deuten (namentlich wenn man sich an die § 69 ausgeführten Tatsachen gewöhnt hat) oder aber als schwacher Gruppenakzent einer Teilgruppe, die mit der folgenden Teilgruppe stark verschmolzen ist. Nur ist allerdings zuzugeben, daß das Bestreben der Redenden, Monotonie zu vermeiden und der Rede Relief zu geben, dazu führt, in einer längeren Reihe minder betonter Silben gewisse dazu geeignete für derartige Nebenakzente auszuwählen und sie mit einem schwachen Gruppenakzent oder Sinnakzent auszustatten, die in anderer Umgebung eben ganz unbetont geblieben wären. Es ist das ein Analogon zu der § 52 besprochenen Tendenz, Gruppenteilungen in einem über die Bedürfnisse des Gesamtsinns hinausgehenden Maß vorzunehmen. Man wird tatsächlich etwa

žẹ-vü-pǫl, aber *žẹ-vü-gụs-tāv*

sagen, aber der Akzent auf *vü* bleibt doch eben ein schwacher Gruppenakzent.

Ebenso wären vielleicht in den Gruppen:

ō-nâtʳ-dâl-kar-tyẹ-la-tẽ; *la-sẹr-vã-tu-vrün-pǫrt*

die Silben *kar*, *sẹr*, *tu* nicht mit einem schwachen Sinnakzent ausgestattet worden, wenn sie in einer andern Umgebung stünden. Letzteres, die schwachen Anfangsbetonungen, sind das bei weitem Häufigere. Wenn also das Tempo der Rede beschleunigt wird, wobei sich die Zahl der Gruppen vermindert, so werden die Gruppenakzente, auch die der Teilgruppen, häufig durch schwache Sinnakzente ersetzt; vgl. langsam:

ˈõ-vᵒa-yẹ ˈõ-nẹ-nọr-mə-ˈˈẹ̄tr; *kẹl-kə-tra-žẹ-ˈdi-də-rọ-ˈtru*;

schnell:

ˈõ-wᵘa-yẹ-tõ-nẹ-mọr-mə-ˈẹ̄t; *kẹl-kə-ˈtra-žẹ-di-dᵊ-rọ-ˈtru*

Ohne Zweifel begünstigt also das rhythmische Bedürfnis die Anbringung von andern Akzenten; aber selbsttätig und ohne Vermittlung, wie dies im Deutschen ziemlich häufig der Fall ist, dürfte es nur äußerst selten eine Verstärkung der Silbenintensität hervorrufen. Selbst in Fällen wie

(on traverse la Seine) *pur-ˈlaz-gõb-ˈˈfụa*; (les voyageurs) *ˈsə-ˈprẹs-ˈvẹr-lẹ̄-pọr-tyẹ̄r*,

wo man zunächst geneigt wäre, die Hervorhebung des Artikels einzig einer rhythmischen Tendenz zuzuschreiben, wird man wieder zweifelhaft, wenn man daneben *sə-ˈprẹs-ˈdü-ˈkọ-tẹ* (de la plaine de Longchamps) oder ähnlich findet, wo man mit der rhythmischen Erklärung kaum durchkäme, und denkt doch wieder auch an die Möglichkeit einer schwachen Anfangsbetonung einer Wortgruppe, vgl. § 69.

§ 75. — Nur wenn eine größere Anzahl von Silben, z. B. eine ganze Sprechgruppe, mit großer Intensität hervorgebracht wird (vgl. § 63), so läßt sich tatsächlich oft eine rhythmische Abwechslung von ganz starken und minder starken Silben beobachten, sei es, daß es physiologisch schwierig ist, mehrere ganz starke Silben hintereinander hervorzubringen, sei es, weil man die Monotonie

vermeiden will, die dadurch entstünde, daß die an und für sich schwächer auszusprechenden Silben doch nach dem § 62 Gesagten nahezu ebenso stark ausfallen würden als die an und für sich starken. Eine solche Hervorhebung kann emotionelle Gründe haben, z. B.:

sẹ-tō̃-bō̃-na-mi-da-dǫl-fə (Erstaunen); *ži-rẹ-vǫ-lō̃-tyẹ* (si quelqu'un d'autre y va) (Bereitwilligkeit),
oder es kann sonst das Bedürfnis vorliegen, besonders deutlich zu sprechen, wie bei Eigennamen:

ō̃-dẹ-sā̃·l-bul-vār sẹ-bas-tǫ-pǭl,

oder bei Straßenausrufen:

dō̃-su-la-vyǫ-lẹt.

Auch bei Formeln, Gebeten u. dgl. kann man oft Ähnliches bemerken, sei es, daß damit, daß das Bewußtsein des Sinnes sich verdunkelt, das natürliche Bedürfnis des Rhythmus freier sich äußern kann, sei es, daß solche Formeln zunächst, z. B. in der Schule, sehr laut eingelernt werden und die dadurch erzeugte Betonung dann sich festsetzt.

§ 76. — Sind in dem ersten Fall, der im vorigen Paragraph erwähnt wurde, emotionelle Momente allerdings nur indirekt an abweichenden Intensitätsverteilungen schuld, so spielen doch sonst emotionelle und besonders suggestive (§ 20) Modulationen in dieser Hinsicht auch direkt eine große Rolle. So wird öfter durch Rückverlegung der starken Intensität von der letzten Gruppensilbe auf die vorletzte angedeutet, daß der Inhalt der Aussage etwas Selbstverständliches, natürlich sich ergebendes ist:

ẹl-mə-ra-kō̃b kẹl-na-pâ-zō̃-su pu-ra-lẹ-di-nẹ usw.

In manchen Fällen endlich scheint auch die Tonbewegung am Nebenakzent schuld oder mitschuld zu sein, vgl. § 82.

Vgl. zu diesen Fragen L. Roudet in Clédats Revue XXI, 297 ff.

IV. Tonhöhe (Intonation).

§ 77. — Die Unterschiede, die das Ohr in der Höhe der gesprochenen Rede wahrnimmt, sind akustisch durch die verschiedene Schwingungsgeschwindigkeit des Grundtons bedingt, physiologisch werden sie durch die verschiedene Stellung des Kehlkopfs und seiner Partien bewirkt. Unrichtig ist die Anschauung, als ob für die Höhe ausschließlich die Schwingungsgeschwindigkeit der Stimmbänder in Betracht komme. Denn die Sprachmelodie kommt auch in der geflüsterten Rede ganz deutlich, und zwar in derselben Weise wie in der sonoren Rede zu Gehör, ja es scheint sogar, daß der Stimmumfang der Flüsterstimme wenigstens nach unten größer ist als der der sonoren Stimme, vgl. § 80.

Ähnlich wie bei der Intensität ist zu unterscheiden die absolute Tonhöhe, d. h. die Durchschnittshöhe der Gesamtrede, und die relative Tonhöhe, die Tonhöhe der einzelnen Einheiten im Vergleich zueinander. Durch die Variierung der Tonhöhe von Einheit zu Einheit, durch das längere oder kürzere Verweilen auf einer Tonhöhe in Verbindung mit der Hervorhebung der einzelnen Einheiten über die andern, durch Verstärkung der Intensität kommt jener dem Ohr so auffällige Erscheinungskomplex zustande, den man mit dem Namen Sprachmelodie bezeichnet.

Die absolute Tonhöhe ist, soweit sie nicht ganz unkontrollierbaren individuellen Gewohnheiten unterliegt oder von der individuellen Beschaffenheit der in Betracht kommenden Organe bedingt ist, von emotionellen Momenten abhängig, und die hier zu beobachtenden Variationen sind überhaupt nicht oder nur in ganz geringem Grad für die einzelnen Sprachsysteme spezifisch unterscheidend.

Es sei hier gleich bemerkt, daß dieselben tonerhöhenden und tonerniedrigenden Wirkungen, die die Emotionen auf die ganze Rede ausüben, auch bei den größeren und kleineren Teilstücken vorkommen, so daß durch die Einmischung dieser Faktoren in die andern Tendenzen die

Dinge hier ungemein schwierig und kompliziert liegen, um so mehr, als nicht nur die Höhe oder Tiefe an und für sich emotionsausdrückend verwendet wird, sondern auch die Tonbewegung, das Fallen und Steigen.

§ 78. — Bei der relativen Tonhöhe haben wir zu unterscheiden zwischen Sprechgruppe, Silbe und Laut.

Die Gruppenintonation, d. h. die größere oder geringere Durchschnittshöhe einer Sprechgruppe im Vergleich zu den anderen, ist vollständig dem Sinn adhärent und dient dazu, die Gliederung der Rede deutlicher zu Gehör zu bringen. So werden z. B. stärkere Unterschiede verwendet, um einen Teil der Rede als die Rede eines anderen zu charakterisieren. — Obwohl die Gruppenhöhe wenig untersucht ist, dürfte man doch kaum fehlgehen, wenn man behauptet, daß in diesem Punkt kaum wesentliche Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Sprachen bestehen.

§ 79. — Die Silbenintonation ist zum Teil der Silbenintensität, zum Teil direkt dem Sinn adhärent, zum Teil, wie wir gesehen haben, von emotionellen Faktoren abhängig.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist festzustellen, daß eine Silbe mit größerer Intensität in der Regel auch melodisch auffällt, indem sie entweder höher oder tiefer gesprochen wird als die umgebenden Silben. Und zwar scheint es, daß an und für sich ein starker Akzent automatisch mit einer kleinen Tonerhöhung verbunden ist. Man bemerkt dies ganz deutlich, wenn man beliebige Silbenreihen absichtlich vollkommen monoton vortragen will. Es ist also eine kleine Tonerhöhung bei der Intensitätsverstärkung etwas Natürliches, während eine Tonsenkung oder eine starke Tonerhöhung einen gewollten Effekt darstellen.

§ 80. — Was nun zunächst den Gruppenakzent betrifft, so ist er in der Regel mit einer starken Stimmsenkung verbunden, wenn angedeutet werden soll, daß der Redende mit dem, was er zu sagen hat, fertig ist.

Oft ist diese starke Stimmsenkung mit einem Übergang in die Flüsterstimme verbunden, was nach dem § 77 Gesagten erklärlich ist. Will man andeuten, daß man mit dem zu Sagenden noch nicht fertig ist, so pflegt das Gruppenende mit einer leisen Hebung oder (seltener) Senkung verbunden zu sein. Will man andeuten, daß noch ein wichtiges Glied nachkommt, so pflegt das Gruppenende mit starker Hebung gesprochen zu werden.

Z. B.: Dans la cité (schwache Hebung oder Senkung), on remarque (noch schwächere Hebung oder Senkung) à droite (starke Hebung) le palais de justice (noch stärkere Hebung), à gauche (starke Hebung) Notre-Dame (starke Senkung). — Et bientôt (schwache Hebung oder Senkung), on arrive (starke Hebung) Rue Racine (starke Senkung).

Am Ende der Teilgruppen sind schwache Tonerhebungen die Regel.

§ 81. — Der Sinnakzent ist gewöhnlich mit starken Tonerhebungen verbunden. Das gilt für beide Arten, die § 67 erwähnt wurden. Lies dementsprechend die dort gegebenen Beispiele: *comme l'eau lui paraissait bonne*; *oh, je suis tranquille*; *M. Machu connaît son affaire*; *je me languis chez vous*; *il avait oublié la fenêtre* usw.

Wenn aber bei der § 67,1 genannten Art des Sinnakzentes zugleich suggeriert werden soll, daß das Gesagte etwas vollständig Feststehendes ist, daß es darüber keinen Zweifel, dagegen keine Berufung gibt, so tritt statt der Tonerhöhung eine stärkere oder schwächere Tonsenkung ein. So sind etwa die Beispiele zu lesen: *Ça, c'est une entorse*; *Paris, tout le monde descend!* Es tritt hier offenbar dieselbe Tendenz zutage, die überhaupt die Senkung bewirkt, wenn die Mitteilung zu Ende geht.

§ 82. — Eine häufige Ausnahme von den zuletzt gegebenen Normen scheint ihren Grund in der Einwirkung einer Intonation auf das Vorhergehende zu haben. Wenn nämlich nicht zu weit vor einem Endgruppenakzent, der nach § 80 mit starker Hebung gesprochen wird, um anzudeuten, daß noch etwas Wichtiges nachkommt, ein Teil-

gruppenakzent oder ein Sinnakzent zu stehen kommt, so wird die betreffende Silbe gern mit mehr oder minder starker Senkung gesprochen, offenbar, damit man die folgende Hebung stärker markieren kann. Z. B.:

On passe la Seine sur le Pont-au-Change . . .
↓ ↑ ↓ ↑

On comprend l'enthousiasme de la foule . . .
↑ ↑ ↓ ↑

Quelques branches de l'arbre touchaient . . .
↓ ↑

en disant au cocher: Hôtel Racine, Rue Racine.
↑ ↓ ↑ ↑ ↑ ↓

Monsieur est sans doute le nouvel inspecteur de
↑ ↑ ↑
contributions (vgl. § 83)
↓ ↑

et à peine eut-il le dos tourné que . . .
↓ ↑

Besonders bezeichnend:

C'est pas moi. — Vous osez dire que ce n'est pas
↑ ↓ ↑ ↑ ↓
vous qui . . .
↑

Ob dieselbe Erscheinung auch vor andern starken Hebungen, z. B. denen, die im Sinnakzent ihren Grund haben, vorkommt, ist vorläufig noch zweifelhaft; ich habe kein sicheres Beispiel davon finden können. Auch vor dem erhöhten Endgruppenakzent ist eine derartige Senkung natürlich nicht obligatorisch; manches Individuum scheint einen stärkeren, manches einen schwächern Gebrauch von diesem Mittel zu machen.

Bei manchen derartigen Silben scheint es, daß sie erst infolge dieser Senkung einen Akzent bekommen und daß sie sonst unakzentuiert wären, z. B. oben das *au cocher* oder

quand on en a assez, . . .
↓ ↑

Auch das Umgekehrte scheint vorzukommen, daß nämlich vor einer starken Abschlußsenkung eine Silbe, der ein Akzent nicht zuzukommen scheint, stark gehoben und ihre Intensität dadurch erhöht wird, z. B.:

le collier . . . que Lambert lui a donné
↑ ↑ ↓
(on traverse les fortifications), on est dans Paris.
↑ ↓

§ 83. — Wenn man noch hinzufügt, daß die Hebungen und Senkungen häufig auf die benachbarten Silben übergreifen, also z. B. schon die vorhergehende und selbst die vorletzte Silbe vor einer starken Hebung mehr oder weniger gehoben erscheinen, so sind damit die wichtigsten Grundsätze der französischen Intonation, soweit sie nicht die emotionelle oder suggestive Rede betrifft, erledigt. Die starke Hebung am Schluß einer Frage z. B. ist einfach ein besonderer Fall der § 80 vermerkten Regel, wonach eben nicht Abgeschlossenes, bei dem man auf das Folgende wartet, stark erhoben erscheint:

faut-il prendre votre sac?
↑
Qu'est-ce qu'on entend donc ce matin?
↑ ↑ ↑

Auch in Fragen, die grammatisch keine Frageform haben:

Vous êtes en famille?
↑ ↑

und anderen Äußerungen, auf die man eine Gegenäußerung erwartet:

La visite de la douane a déjà eu lieu — (Warum
↑ ↑ ↓ ↑
werde ich wieder aufgefordert, meine Koffer zu öffnen?)

Zu bemerken ist jedoch, daß öfter Satzteile, die mit der Frage nichts zu tun haben, die Steigerung nicht enthalten, sondern gewissermaßen als Schaltsatz angeschlossen werden:

Pourquoi donc est-ce qu'il a dit ça?
↑ ↓

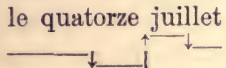
Die Anfangserhebung bei Befehlen, Ausrufen usw. ist mit der Anfangsbetonung, die ja ein Sinnakzent ist, verknüpft:

retirez-nous ça et cherchez-nous une voiture;
↑ ↑
Quelle émotion! Quelle chance!
↑ ↑

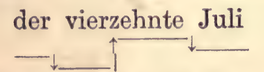
Auch wo die Intensitätserhöhung durch einen folgenden Akzent verdunkelt wird und vor ihm zu verschwinden scheint, verrät sie der erhöhte Ton:

  ″
tə-nẹ.
↑ ↓

§ 84. — Sehr häufig werden nun, wie bereits angedeutet, diese Normen dadurch gestört, daß sich emotionelle oder suggestive Elemente dreinmischen, vgl. § 19,2. In dem dort gegebenen Beispiel deutet der Tonfall des letzten



Unverständnis und Erstaunen an. Dieser Tonfall scheint mir nun im Gegensatz zu dem früheren «le quatorze juillet», das im Deutschen eine ganz andere Tonbewegung aufweisen würde, generell zu sein; wir würden im Deutschen in diesem Fall auch betonen:



Der normale Akzent einer Frage, wie:

Qu'est-ce qu'il te faut?
↑ ↑

dürfte von der Betonung der entsprechenden deutschen Frage: «Was brauchst du?» ziemlich verschieden sein.
↑ ↓

Wird dagegen diese Frage in einem ungeduldigen Ton gesprochen, der zugleich andeuten soll, daß man nicht zufrieden ist, daß der Angesprochene überhaupt etwas braucht, so wird etwa so intoniert:

Qu'est-ce qu'il te faut? Qu'est-ce que tu veux?
↑ \ \ \ ↑ \ \ \

Ebenso wie man wohl im Deutschen im gleichen Fall: «Was brauchst du? Was willst du?» sprechen würde.

In andern Fällen allerdings scheint ein derartiger suggestiver Tonfall in einer andern Sprache nicht nachahmbar zu sein, so in dem § 76 erwähnten Beispiel, wo der Akzent auf der vorletzten Silbe auch mit einer Ton-

erhöhung verbunden ist. Es ist also klar, daß die Lösung dieses ganzen Fragenkomplexes nicht von einer einzelnen Sprachwissenschaft versucht werden kann, sondern daß zuerst von der allgemeinen Sprachwissenschaft, resp. von der Psychologie festgestellt werden muß, welche Normen sich für den Einfluß der Affekte auf die Tonbewegung ergeben.

§ 85. — Die Tonbewegung innerhalb der Silbe ist der Beobachtung durch das Ohr schwer zugänglich, weil sie zu rasch verläuft, um analysiert werden zu können. Dagegen ist sie durch direkte Maßmethoden feststellbar. Aus Diagrammen, wie sie Rouss., Princ., p. 1004 ff., Roudet in La Parole 1899, S. 338, konstruieren, ergibt sich eine große Unstetigkeit der Tonhöhe innerhalb der Silbe, die indes vielleicht zum Teil auf Fehler der Beobachtungsmethode zurückzuführen ist.

Immerhin lassen sich bei einiger Übung des Gehörs die gröbsten Umrisse der Tonbewegung innerhalb der Silbe, besonders der betonten Silbe, deutlich wahrnehmen. Die Silben am Gruppenende zeigen in der Regel ein deutliches Abgleiten gegen Schluß; wenn sie schon tief beginnen, ist allerdings dieses Abgleiten oft nicht mehr hörbar.

§ 86. — Es wurde bereits erwähnt (§ 83), daß eine starke Tonbewegung oft schon die vorhergehenden Silben ergreife. Andrerseits läßt sich häufig beobachten, daß sie ganz in die betreffende Silbe verlegt wird; wenn also *en bras de chemise* mit der Tonerhöhung am Schluß gesprochen werden soll, die nach § 81 zu beurteilen ist, so kann unter Umständen die letzte Silbe folgendermaßen intoniert werden:

mīzə.
‾1\`

Besonders wenn die Silbe einen langen Vokal enthält, läßt sich das gut beobachten oder wenn dem Vokal ein sogenannter Halbvokal vorausgeht, nämlich *i̯*, *ü̯* oder *u̯*, auch die damit wechselnden *y* und *w*:

žə-vụa; — *pụ̈i*; — (Théodore est parmi ces) *dẹr-nịẹ*; *fọr-ti-fi-kā-syō̃*.

Die Regel ist dieses Verfahren bei ganz kurzen, besonders bei einsilbigen Sprechgruppen, z. B. in dem erwähnten

sa sẹ-tü-nā̃-tọrs.

Einsilbige Fragen wie *quoi?*, kurze Antworten wie *oui*, *non* zeigen in der einen Silbe die Tonbewegung, die sonst auf ganze Sätze verteilt ist.

§ 87. — Auch innerhalb der Silbe spielen emotionelle und suggestive Momente eine große Rolle, so wird eine Drohung allgemein häufig durch eine plötzliche, starke Erhöhung des Tones innerhalb der Silbe ausgedrückt, innere Anteilnahme von Franzosen manchmal durch eine Art Tremolieren, durch ein rasches, ziemlich regelmäßiges Auf und Ab der Tonhöhe.

Die Intonation des Französischen ist noch wenig untersucht. Verhältnismäßig viel Material und manche treffliche Beobachtung bietet das Buch von H. Klinghardt und M. de Fourmestraux, Französische Intonationsübungen, Köthen 1911, doch ist das darin enthaltene Beispielsmaterial und die abgeleiteten Regeln mit Rücksicht auf die pädagogischen Zwecke zu sehr schematisiert, um als Quelle für wissenschaftliche Studien verwendet zu werden. D. Jones, Intonation Curves, Leipzig, Teubner 1909, hat versucht, die Melodie franz. Rede nach Grammophonplatten in Noten darzustellen. Vgl. ferner P. Passy, Les sons du Français, 6. Aufl. p. 155 f. Über die historische Entwickelung der frz. Intonation wissen wir gar nichts; was darüber bisher gesagt wurde, sind völlig unbewiesene und unbeweisbare Hypothesen. Drei kurze Sätzchen, im 18. Jahrh. in Noten dargestellt, finden wir bei G. Berr und R. Delbost, Les trois dictions, p. 220 ff., wo auch manche treffende Bemerkung, besonders über emotionelle Intonation, zu lesen ist.

V. Dauer.

§ 88. — Bezüglich der zeitlichen Dimension der Rede und ihrer Bestandteile ist es nicht unwichtig, darauf zu achten, daß diese Dimension psychologisch ganz ver-

schieden beurteilt und gewertet wird, je nachdem es sich um die Gesamtrede und die größere Einheit (Sprechgruppe) oder aber um die kleineren Einheiten (Silben und Laute) handelt. Nur bei den letzteren wird die zeitliche Erstreckung als ein positives Element empfunden, nur hier sprechen wir also wirklich von Dauer, bei den höheren Einheiten dagegen empfinden wir sie als etwas Negatives, und wir beurteilen das zeitliche Element nach der Fülle dessen, was in ihm hervorgebracht wird, wir sprechen also hier von Geschwindigkeit. Der Grund dieser Verschiedenheit liegt in der rhythmischen Natur der Silbe (§ 55). Da die Teile der Silbe nicht rhythmisch getrennt sind, benützen wir zur zeitlichen Beurteilung und Vergleichung der Silbe und ihrer Teile ihre Dauer, bei der Sprechgruppe und der Gesamtrede aber die raschere oder langsamere Aufeinanderfolge der rhythmisch markanten Einheiten. Zu beachten ist, daß durch Verlängerung einer Silbe auf das Doppelte der Zeit der Energieaufwand nicht erheblich vermehrt wird, da der zu überwindende Widerstand ja der gleiche bleibt; dagegen dürfte der Energieaufwand im Durchschnitt nahezu verdoppelt werden, wenn man in einer bestimmten Zeit statt einer zwei Silben spricht. Eine Stunde schnell sprechen ermüdet viel stärker als eine Stunde langsam sprechen.

§ 89. — Daraus ergibt sich schon, daß Dauer und Intensität in inniger Beziehung miteinander stehen werden. Unter sonst gleichen Verhältnissen wird die lauter gesprochene Rede, die stärker hervorgehobene Sprechgruppe langsamer artikuliert als die leisere Rede oder die schwächere Sprechgruppe; die akzentuierte Silbe dauert länger als die akzentlose, ebenso der durch die Intensitätsverteilung in der Silbe am meisten hervorgehobene Laut relativ länger als die anderen, vgl. §§ 67 und 70 die Verlängerung einzelner Laute in Silben, die der Sinnakzent trifft. Der größere Energieaufwand bei intensiverer Artikulation wird eben durch die verminderte Ge-

schwindigkeit kompensiert, wenn nicht besondere Bedingungen oder das Vorhandensein von Affekten Ausnahmsfälle schafft. Was das letztere betrifft, so verleiten uns die sthenischen Affekte, wie Zorn, die die allgemeine Muskelenergie erhöhen, schnell und laut zu reden, während die asthenischen Affekte, wie Trauer, die die Muskelbewegungen hemmen, naturgemäß leises und langsames Reden zur Folge haben.

§ 90. — Außerdem hängt die Geschwindigkeit der Rede von den individuellen Gewohnheiten des Sprechenden, von dem Zweck der Rede (Notwendigkeit, deutlich verstanden zu werden, Verlangen, den gewollten Eindruck hervorzurufen, Wunsch, das mit dem Sprechen Bezweckte möglichst rasch zu erreichen u. dgl.) und von jenen psychologischen Faktoren, die die Konzeption entweder fördern oder hemmen, ab. Die letztern beiden Momente sind auch bei der relativen Sprechgruppengeschwindigkeit und auch hie und da bei der relativen Silben- und Lautdauer maßgebend.

§ 91. — Die Silbendauer hängt in erster Linie natürlich von der Anzahl und der Dauer der in ihr enthaltenen Einzelelemente ab, also von der Gruppierung. Bringt man dieses Moment in Abrechnung, so sind fast ausschließlich die in § 89 erwähnten Intensitätsverhältnisse maßgebend, die vom Gruppen- oder Sinnakzent getroffenen Silben haben eine längere Dauer als die andern. Innerhalb der französischen Sprechgruppe nimmt die Silbendauer, wie durch Messungen erwiesen ist, gegen Ende im Durchschnitt zu, was mit einer allmählichen Intensitätszunahme zusammenhängen dürfte.

§ 92. — Die Verlängerung, die eine Silbe durch die Verstärkung der Intensität erfährt, verteilt sich selbstverständlich auf ihre Teile, die Laute, so daß auch die relative Lautdauer von der Intensität abhängig ist. Nur erstreckt sich, wie bereits aus §§ 67 und 70 ersichtlich ist, diese Verlängerung nicht gleichmäßig auf alle Teile; übrigens scheinen sich diese Dauerveränderungen bis zu

einem gewissen Grad zu kompensieren, d. h. der Sprechende überträgt bald auf den einen Laut bald auf den benachbarten das Plus von Dauer, das für die Silbenverlängerung erforderlich ist.

Abgesehen davon ist die Lautdauer dem Laut selbst adhärent, d. h. eine gewisse Dauer ist für den Laut selbst charakteristisch. Diese Dauer ist natürlich relativ zu verstehen, d. h. sie ist nicht in absolutem Maß angebbar, weil sie ja von der Geschwindigkeit und Dauer der höheren phonetischen Einheiten abhängig ist, sie wird aber in ganz bestimmter Weise durch einen Vergleich mit der Dauer der Nachbarphänomene oder der Silbe erkannt. Im Französischen haben manche Laute bloß einen solchen relativen Dauergrad, andere kommen in zwei oder mehreren Dauergraden vor. Zur Bezeichnung dieser verschiedenen Dauergrade bedient man sich der Ausdrücke «lang» und «kurz», auch «überlang», «mittellang» und «überkurz». Dieser Dauergrad ist oft so charakteristisch, daß gleiche Laute, mit verschiedenem Dauergrad gesprochen, als verschiedene aufgefaßt werden; allerdings mögen in solchen Fällen tatsächliche Klangfarbendifferenzen, die aber allein nicht wahrnehmbar werden, und namentlich verschiedene Intensitätsverteilung diesen Eindruck verstärken. Es wird dann für ein bestimmtes Wort häufig nur éin Dauergrad verwendet, so daß also die Lautdauer dem Wortsinn adhärent ist. Wir haben also z. B. *bę̆t* «Zuckerrübe» und *bę̄t* «Tier». Das Nähere darüber gehört in ein anderes Kapitel, vgl. §§ 148 ff.

Bezüglich der Silben- und Lautdauer vgl. A. Grégoire in La Parole 1899, S. 161 ff. usw.

VI. Klangfarbe.

Wesen der Laute.

§ 93. — Die Schwingungen, die die Schälle hervorrufen, sind zumeist nicht einfach, sondern mehr oder minder kompliziert zusammengesetzt. Ein geschultes Ohr vermag unter Umständen die einzelnen Töne, die diesen

Komponenten entsprechen, herauszuhören. Man nennt diese einzelnen Töne Partialtöne, den stärksten unter ihnen den Grundton. In der Regel aber wird dieser Komplex von Tönen von dem Ohr nicht analysiert, sondern die schwächeren Partialtöne werden als eine Qualität des Grundtons aufgefaßt. Der Schall erscheint je nach der Auswahl und der verschiedenen Stärke der Komponenten verschieden gefärbt, daher Klangfarbe. Das gilt zunächst von den sogenannten musikalischen Klängen wie dem Ton, der von einer Saite oder einer Zungenpfeife erzeugt ist. Hier ist der Grundton immer der tiefste Partialton, und die übrigen Partialtöne sind harmonische Obertöne, d. h. solche, deren Schwingungszahl ein genaues Vielfaches der Schwingungszahl des Grundtons ist. Bei den Schällen, aus denen die Lautsprache besteht, liegt die Sache nun besonders kompliziert. Der tiefste Partialton ist hier nicht immer der stärkste, der Grundton, und der Grundton ist überhaupt nicht immer mit Sicherheit herauszuhören, wie man sehr deutlich merkt, wenn man etwa nach einem Phonogramm die Sprachmelodie fixieren will: es kommen Phoneme vor, bei denen man geneigt ist, bald den éinen, bald wieder den andern Partialton als den eigentlichen Melodieträger anzusehen.

§ 94. — Die Partialtöne der Lautsprache sind zweifacher Natur: die einen werden durch willkürliche Muskelbewegungen erzeugt, die andern sind normalerweise die unwillkürlichen Begleiterscheinungen dieser willkürlich erzeugten, oder mindestens eines durch die Kehlkopfstellung erzeugten Partialtons. Die letzteren machen den Stimmcharakter des betreffenden Individuums aus, d. h. dasjenige, woran wir seine Stimme so sicher zu erkennen vermögen. Sie scheinen nur dann deutlich hervorzutreten, wenn die Stimmbänder schwingen, und ich vermute, daß sie zu dem durch die Stimmbänderschwingungen erzeugten Ton in harmonischem Verhältnis stehen.

Die andern Partialtöne also werden willkürlich vom sprechenden Menschen erzeugt, und zwar durch die ver-

schiedenen Muskeln des Kehlkopfes und der oberhalb des Kehlkopfes befindlichen beweglichen Teile der Mundhöhle, indem der ausströmenden Luft absichtlich Widerstände in den Weg gesetzt werden (§ 51). Diese Obertöne sind wohl größtenteils oder ausschließlich unter sich und zu dem stärksten unter ihnen unharmonisch. Diese Partialtöne wechseln sehr rasch, und auf Grund dieser Partialtöne unterscheidet das Ohr die Einheiten kleinster Ordnung, die es überhaupt aufzufassen vermag, die Laute.

Übrigens soll mit obigem nicht gesagt sein, daß nicht auch ausnahmsweise (z. B. beim Singen, bei Nachahmung der Redeweise eines Mitmenschen) die erste Art der Partialtöne, die stimmbildende, bis zu einem gewissen Grad willkürlich erzeugt oder modifiziert wird; aber beim normalen Sprechen findet dies nicht statt.

§ 95. — Bekanntlich werden die Schälle eingeteilt in Klänge und Geräusche, je nachdem eine gewisse Schwingungsgeschwindigkeit solange anhält, um einen einheitlichen Eindruck zu erzeugen oder nicht. Aus dieser Definition ergibt sich, daß die Grenze zwischen Klang und Geräusch an und für sich keine scharfe ist. Nun sind aber die Sprachlaute, wie wir gesehen haben, aus Partialtönen zusammengesetzt, die voneinander zum Teil ganz unabhängig sind. In diesem Komplex sind immer Teiltöne vorhanden, die verhältnismäßig langsam wechseln, z. B. derjenige, den wir als Grundton empfinden; diese müßten als Klangelemente aufgefaßt werden; dann sind auch immer einige recht wenig stabile Teiltöne vorhanden, Geräuschelemente. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß während der Dauer des Gehöreindruckes, den wir als Laut zusammenfassen, nie eines dieser Elemente gänzlich fehlt. Aber allerdings kommt es sehr häufig vor, daß nur eines dieser Elemente deutlich aufgefaßt wird, während das andere mehr oder minder in den Hintergrund tritt, in andern Fällen kommen aber beide deutlich zu Gehör. Je nachdem nun eines oder das andere

dieser Elemente überwiegt oder beide vereint erscheinen, unterscheidet man Klanglaute, Geräuschlaute und gemischte Laute. Eine scharfe Grenze besteht aber begreiflicherweise zwischen diesen Kategorien nicht.

§ 96. — Bevor wir nun näher auf die Natur und Einteilung der Laute eingehen, dürfte es angezeigt sein, noch einmal auf das § 57 Erwähnte hinzuweisen, wonach der Laut bloß eine akustische Einheit ist, eben jenes kleinste Element, das vom Ohr als ein von den Nachbarelementen getrenntes oder verschiedenes aufgefaßt wird. Einerseits ist der Laut also nicht, wofür man ihn gewöhnlich hält, eine physiologische Einheit, andrerseits ist er bis zu einem gewissen Grad Auffassungssache, d. h. der einheitliche Eindruck, den uns der Laut macht, ist zum Teil nicht in dem begründet, was wir wirklich hören, sondern auch in der uns anerzogenen Gewohnheit, oder wenn man will in den uns anerzogenen Vorurteilen, denen ein jeder ausgesetzt ist, der sich, wenn auch noch so flüchtig, mit Lautanalyse abgegeben hat — und das hat ein jeder getan, der auch nur lesen gelernt hat, vgl. § 23.

Die Analyse eines Beispiels wird dies völlig klar machen. Spreche ich etwa épieu = *ẹpyọ̈,* so fasse ich vier Elemente als akustische Einheiten auf. Während das Element gesprochen wird, das ich als *ẹ* auffasse, werden bereits die Lippen zum Verschluß gebracht; die Klangveränderung, die durch die Annäherung der Lippen aneinander entsteht, ist so unwesentlich, daß sie vom Ohr nicht aufgefaßt wird (vgl. die Kurve von *ap* in Rouss. Princ. II, 947), der akustischen Einheit entspricht also entschieden keine einheitliche Organstellung. — Die Bildung des *p*-Verschlusses, resp. die dadurch verursachte Stauung der Luft, kommt wenigstens bei energischem Sprechen deutlich zu Gehör, dann folgt eine kleine Pause, dann die Verschlußlösung: die Befreiung der etwas verdichteten Luft läßt sich vernehmen, gleichzeitig der Schall des Platzens der durch die ausströmende Luft auseinander-

gerissenen Lippen. Die Zusammenfassung dieser drei Elemente, worunter allerdings ein negatives, zu einem Laute ist im Grund etwas rein Konventionelles. Physiologisch ist der Laut natürlich noch weniger einheitlich: nicht nur die Lippen führen zwei entgegengesetzte Bewegungen aus, auch die Zunge wird während des Verschlusses aus der *ẹ*-Lage in die *y*-Lage gehoben, die Lippen führen außer den vertikalen Bewegungen noch eine horizontale aus, sie werden ein wenig vorgeschoben, um nach der Öffnung sogleich die für das *ọ̈* erforderliche Stellung einnehmen zu können, außerdem kann der Glottisverschluß ein wenig gelockert werden, um eine Verstärkung des Luftdruckes im Mund zu gestatten. — Der ganz kleine Zeitraum zwischen der Öffnung der Lippen und dem Erklingen der *y*-Reibung, während dessen die im vorderen Teil des Mundraums angesammelte Luft herausgeprustet wird, wird nicht als Laut aufgefaßt, sondern noch zum *p* bezogen; während dieser Zeit oder etwas später werden die Stimmbänder, wenn sie sich für das *p* gelockert haben, wieder straff gespannt. Während nun das *y* ertönt, wird ein etwas hinter der Spitze der Zunge gelegener Teil derselben etwas gehoben, so daß die Zunge sogleich in die *ọ̈*-Stellung übergehen kann, ja man hat das Gefühl, daß sie von der hindurchstreichenden Luft aus der *y*-Lage in die *ọ̈*-Lage gedrängt würde. Infolge dieser Einstellung ist der Übergang zwischen den beiden Lauten so kurz, daß die Zwischenstadien vom Ohr nicht vernommen werden; nur bei ganz genauem Hinhorchen kann man etwas wie ein sehr kurzes *ĭ* vernehmen. — Während des *ọ̈* wird wieder der Übergang zum Folgenden vorbereitet, entweder der Übergang zur Ruhelage oder der zum Anlaut des folgenden Wortes.

§ 97. — Durch diese Analyse gelangen wir nun aber noch zu einer ungemein wichtigen Erkenntnis, nämlich daß die Organstellung innerhalb weiter Grenzen variieren kann, ohne daß dies für den akustischen Eindruck von Belang ist. Die Artikulation jedes Lautes steht näm-

lich unter dem Einfluß derjenigen der vorhergehenden und nachfolgenden Laute, und zwar nicht nur der unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden. So wird denn jeder Laut nach der verschiedenen Umgebung, in der er sich findet, verschieden erzeugt. Dazu kommen noch die Verschiedenheiten, die durch die Verbindung mit auch akustisch verschiedenen Elementen in der Art der Erzeugung veranlaßt werden, also die Verschiedenheiten, die durch die Verschiedenheit der Intensität, der Tonhöhe und der Dauer bedingt sind.

Inwieweit zwei Laute als akustisch identisch empfunden werden, hängt natürlich von der Feinheit des Gehörs ab. Laute, die dem Durchschnittsgehör als gleichartig gelten, werden von dem mit einem besonders feinen oder geschulten Ohr Begabten als etwas verschieden angesehen werden. Immerhin pflegt man kleine, auch dem ungeschulten Ohr merkliche Differenzen bei der Identifikation der Laute außer acht zu lassen, sobald auch die Zwischenstufen vorkommen und die ganze Reihe in identischer Verwendung (zur Bildung identischer Wörter) vorkommt. Es repräsentiert also ein jedes Zeichen der phonetischen Schrift eine ganze Gruppe akustisch einander nahestehender Werte. Ohne Verzichtleistung auf diese feineren Nuancen wäre die Darstellung des phonetischen Systems einer Sprache zu unübersichtlich.

Einteilung der Laute.

§ 98. — Jede Sprache trifft unter den möglichen und wirklich vorhandenen Lauten eine Auswahl von solchen, die sie normalerweise zur Darstellung der Begriffs- und Funktionszeichen verwendet. Außer diesen systemmäßigen Zeichen verwendet sie noch mancherlei andere bei besonderen Gelegenheiten, okkasionell. Die Gesamtheit der systemmäßigen Zeichen nennt man das Lautsystem der betreffenden Sprache.

Die Lautsysteme der verschiedenen Sprachen weichen nun sehr erheblich voneinander ab. Laute, die in einer

Sprache ganz gewöhnlich sind, kommen oft in der andern gar nicht vor. Namentlich ist zu beachten, daß Laute verschiedener Sprachen, wenn sie auch, und zwar selbst in phonetischer Umschrift, mit dem gleichen Zeichen wiedergegeben werden, doch oft weit davon entfernt sind, identisch zu sein. Wieder in andern Fällen zeigt es sich, daß Laute, die in einer Sprache systemmäßig vorkommen, in der andern nur okkasionell vorhanden sind und umgekehrt.

§ 99. — Die Anzahl der systemmäßigen Laute einer Sprache ist, falls wir unter Laut im Sinn des § 97 ganze Klassen von besonders miteinander verwandten Phonemen, die einander vertreten können, verstehen, eine ziemlich beschränkte, und sie sind leicht zu übersehen. Das läßt sich von den okkasionellen Lauten nicht behaupten. Die Veranlassung zu solchen ist nämlich sehr mannigfaltig. Z. B. es muß der ganze akustische Charakter der Rede infolge eines äußeren Beweggrundes verändert werden; so gehen beim Flüstern alle Laute, die systemmäßig mit Stimmton gesprochen werden, in die entsprechenden stimmlosen Laute über. Ferner gibt es in jeder Sprache Mitteilungsakte, die sich nicht in Begriffs- und Funktionszeichen abspielen, vgl. § 22, 2, in diesen kommen nun häufig Laute vor, die sonst nicht vorhanden sind, z. B. im Französischen ein Lippen-Vibrierlaut, um die Kälte auszudrücken, ein eigentümlicher Blaselaut + *t* in der gewöhnlich *uit* geschriebenen Interjektion, die ausdrücken soll, daß etwas rasch verschwindet, z. B. ein Getränk, das rasch ausgetrunken wird, im Deutschen ein Schnalzlaut, der höchstes Wohlgefallen ausdrückt und derartiges. Oder es werden aus einem fremden System Begriffszeichen übernommen und in diesen die in jener Sprache systemmäßigen Laute, also z. B. im Deutschen *þ* oder *ã* in englischen oder französischen Lehnwörtern. Solange man fühlt, daß derartige Wörter nicht dem heimischen System angehören, können auch die nur darin vorkommenden Zeichen nicht als systemmäßig angesehen werden. Oder

aber große Schnelligkeit hindert daran, die betreffenden Artikulationen exakt auszuführen. So kommt deutsches *ṅ* (vgl. § 122), das systemmäßig im Französischen nicht vertreten ist, manchmal als Assimilationsprodukt in schneller Rede vor, z. B. *lõṅ mẽ* statt *lõg mẽ*. Oder es treten unter dem Einfluß von emotionellen Momenten besondere Intensitäts- oder Atemdruckverhältnisse ein, die dann die Artikulation so modifizieren, daß ungewohnte Laute entstehen; so hört man beispielsweise öfter unser deutsches *h'* (in *ich*) am Schluß eines mit einem gewissen nachlässigen Ton gesprochenen *oui (u̯ih')* oder es werden *oui* und *non* in gewissen Fällen inspiratorisch statt exspiratorisch gesprochen.

Wir werden diese okkasionellen Laute, obgleich manche nicht gerade selten vorkommen, nicht weiter beachten und sie nicht in die untenstehende Tabelle aufnehmen und dies mit einer gewissen Berechtigung. Sie stehen mit der Sprache, als konventionelles System betrachtet, entweder in keinem Zusammenhang, oder wenn sie doch in systemmäßigen Zeichen verwendet werden, so werden sie von dem unbefangenen (nicht phonetisch gebildeten) Hörer nicht als das aufgenommen, was sie sind, sondern als die systemmäßigen Laute, die sie vertreten, oder als zufälliges Beiwerk. Auch hiebei zeigt es sich wieder, daß die Laute bis zu einem gewissen Grad konventionelle Auffassungssache sind. Freilich ist es im einzelnen oft schwer, zwischen okkasionellen und systemmäßigen Lauten die Grenze zu ziehen, und diese Grenze verschiebt sich ja auch durch die fortwährende Weiterentwicklung der Sprache.

Was die Verbindung der Laute untereinander und zu Silben anbelangt, so legt sich die Sprache viele Beschränkungen auf; es wird noch davon ausführlicher die Rede sein. Nur das eine sei gleich erwähnt, daß man auch hier zwischen systemmäßig und okkasionell zu scheiden hat, daß also manche unsystemmäßige Verbindung okkasionell vorkommt. Konsonantenverbindungen z. B.,

die nur in uneingebürgerten Fremdwörtern wie *erbswurts* «Erbswurst» sich finden, vokallose Silben, die nur in Interjektionen wie *pst, št* vorliegen, müssen als okkasionell bezeichnet werden.

§ 100. — Über die Natur der Laute und damit über eine wissenschaftlich begründete Einteilung derselben ins reine zu kommen, ist sehr schwierig und bis jetzt trotz zahlreicher Vorarbeiten nur zu ganz kleinem Teil gelungen. Alle jene Lauttabellen und Lautübersichten, die man bisher von den Lauten einer bestimmten Sprache aufgestellt hat und die ja auch unentbehrlich sind, weil sie allein einen raschen Überblick über die hauptsächlichen Phänomene ermöglichen, sind dadurch zustande gekommen, daß man das eigentliche Wesen der Laute vernachlässigte und sich an einige physiologische Begleiterscheinungen hielt, die leicht zu beobachten waren. Ermöglicht wird dies Verfahren dadurch, daß eben die Anzahl der systemmäßigen Laute in jeder Sprache verhältnismäßig gering ist und daß selbst diese wenigen Laute durch die am Ende des vorigen Paragraphs erwähnten Beschränkungen systemmäßig nur unter ganz bestimmten durch die Umgebung vorgeschriebenen Bedingungen vorkommen, so daß sich immer eine genügende Anzahl derartiger physiologischer Erscheinungen fand, um den Laut zu bestimmen, ohne daß aber auch alle diese Erscheinungen wirklich für den Laut wesentlich sind, während offenbar wesentliche unbekannt bleiben. Die Folge ist dann die häufige Erfahrung, daß diese Lautbestimmung für die Lautsysteme anderer Sprachen oder für okkasionelle Laute nicht stimmt, während doch eine wissenschaftlich exakte, einwandfreie Beschreibung und Einteilung allgemeine Geltung haben sollte.

Einige Beispiele werden das klar machen. Für das *p* wird allgemein die Verschlußbildung an den Lippen und noch mehr die Lösung des Lippenverschlusses als charakteristisch angegeben. Nun erklingt in der gewöhnlichen Aussprache des deutschen Wortes «Lampen» *(lămpm)*

ein Laut, für den speziell ein Lippenverschluß weder gebildet noch gelöst wird und der doch den deutlichen akustischen Charakter eines sonstigen *p* hat. Nun wird allerdings auch hier ein Verschluß gebildet und gelöst, während die Lippen geschlossen bleiben. Aber daß weder der eine noch der andere Akt überhaupt an und für sich ausschlaggebend ist, geht aus folgender Erwägung hervor. Das Wort *topp!* kann man so sprechen, daß man die Lippen darnach überhaupt nicht mehr wieder öffnet, und zu einem Wort wie *Park* kann man aus der Ruhelage mit geschlossenen Lippen direkt übergehen, ohne die Lippen eigens dazu zu schließen. So bliebe also von der ganzen physiologischen Charakteristik nur der Lippenverschluß als solcher, eine völlig negative Erscheinung, der kein akustischer Eindruck entspricht. Oder nehmen wir ein *a*. Dies wird gewöhnlich durch die Forderung einer bestimmten Mundstellung und des Stimmtons charakterisiert. Daß nun die Stimmbandschwingungen nichts Wesentliches sind, geht einfach aus der Tatsache hervor, daß es auch möglich ist, ein *a* zu «flüstern». Lasse ich aber den Stimmton aus der Beschreibung des *a* hinweg, so erhalte ich jene Bedingungen, die nach den meisten Angaben für die Erzeugung eines Hauchlautes erforderlich sind. Tatsächlich geht auch das geflüsterte *a* sofort in einen *h*-Laut über, wenn ich den Atemdruck verstärke. Andrerseits ist aber auch die Stimmlosigkeit nicht für das *h* charakteristisch, denn es gibt ja in romanischen und slavischen Sprachen auch ein stimmhaftes *h*. Daß aber eine gewisse Stärke oder Schwäche des Atemdrucks dasjenige sei, das das Wesen des *a* ausmacht, ist nirgends zu lesen, auch kaum annehmbar.

§ 101. — Daß es schwierig ist, den Lauten mit physiologischen Kriterien beizukommen, ist ja leicht begreiflich, da eben, wie wir § 96 erörtert haben, der Laut eine akustische und keine physiologische Einheit ist. Wenn wir uns nun um akustische Kriterien umschauen, so bietet sich zunächst die § 95 erwähnte Einteilung in

Klanglaute, Geräuschlaute und gemischte Laute. Aber aus dem dort Gesagten geht schon hervor, daß diese Bestimmungen zu viel subjektive Elemente enthalten, um sich zu einer durchgreifenden Charakteristik gut zu eignen. Da ja beides, Klang und Geräusch, in jedem Laut vorhanden ist, kommt es auf das Stärkeverhältnis dieser beiden Elemente an; dieses Stärkeverhältnis variiert durch den Einfluß der verschiedenen Intensitätsgrade und der Tonhöhe, auch vielleicht durch die großen Schwankungen in der Dauer sehr, ohne daß der Lautcharakter durch diese Momente wesentlich in Mitleidenschaft gezogen würde. Tatsächlich scheint es durch die neueren Forschungen geklärt zu sein, daß im wesentlichen der Klangcharakter der Laute nicht auf der Stabilität, sondern nur auf der Höhe, d. h. auf der Schwingungsdauer der Partialtöne beruht. Nun ist allerdings die Höhe der Partialtöne meßbar, und zu derartigen Messungen sind vielversprechende Anfänge gemacht worden. Ohne Zweifel wird man dereinst auf diesem Weg zu der vollen Erkenntnis der wahren Natur der Laute gelangen. Vorläufig sind die Resultate, die aus diesen Untersuchungen gewonnen wurden, noch so unsicher und einander widersprechend, daß sie ohne eine sehr eingehende und kritische Diskussion nicht zugrunde gelegt werden können. Namentlich aber sind zwei Punkte noch sehr im unklaren, ja kaum noch überhaupt behandelt worden: 1. welche Zusammenhänge und Gemeinsamkeiten in der Zusammensetzung aus den Partialtönen zwischen jenen Lauten bestehen, die offenbar akustisch miteinander verwandt sind, 2. wie die charakteristischen Partialtöne entstehen, d. h. welche physiologischen Bedingungen für sie vorhanden sind. Denn wenn auch die Laute keine physiologische Einheit darstellen, so ist ihre Erzeugung doch offenbar von ganz genau umgrenzbaren physiologischen Bedingungen abhängig, deren Erkenntnis aus dem zweiten der § 49 angeführten Gründe für die Sprachwissenschaft äußerst wichtig ist. Nur sind diese Bedin-

gungen eben zum großen Teil nicht so klar auf der Hand liegend, als es nach den bisherigen phonetischen Elementardarstellungen scheinen möchte.

Bezüglich der Untersuchungen über die charakteristischen Partialtöne sei hier nur auf H. Gutzmann, Physiologie der Stimme und Sprache, Braunschweig 1909, verwiesen, wo die andere Literatur zitiert und verwertet ist.

§ 102. — Wir werden uns also im folgenden auch noch im großen und ganzen an die hergebrachte Art der Darstellung des Lautsystemes halten, aber doch trachten, uns der Fehlerquelle, die in dieser Art der Betrachtung liegt, bewußt zu bleiben. Ein physiologisches Moment übrigens, das mir für die Klangfülle der Laute, aber nicht für ihre Qualität von ausschlaggebender Bedeutung zu sein scheint, wollen wir mit in Betracht ziehen, obwohl eine genauere Bestimmung der Laute auf dieses Moment hin heute noch nicht möglich ist, auch die Zusammenhänge mit dem akustischen Charakter erst nur hypothetisch ausgesprochen werden können; es ist der Energieaufwand, den die Erzeugung der Laute durch Besiegung der Artikulationswiderstände verursacht. Wenn nämlich die Darstellung, die § 55 gegeben wurde, richtig ist, so hängt der Energieaufwand bei der Überwindung der Widerstände auf das innigste mit zwei andern Momenten zusammen, die der Beobachtung direkt zugänglich sind und die Rückschlüsse auf den Energieaufwand gestatten: eben mit der Schallfülle und mit der Stellung der Laute in der Silbe. Dadurch käme man auf eine Stufenleiter, die sich nach der gewöhnlichen Terminologie, von den Lauten mit größtem Energieaufwand beginnend, etwa folgendermaßen sich repräsentieren würde:

1. Stimmhafte Vokale.
2. Stimmhafte Halbvokale und Liquiden.
3. Stimmhafte Reibe- und Verschlußlaute.
4. Stimmlose Hauchlaute.
5. Stimmlose Reibe- und Verschlußlaute.

Ein wenig Kontrolle ist durch die genaue Beachtung der Thoraxmuskelempfindungen gegeben, die einem, namentlich wenn man von vielem Sprechen stark ermüdet ist, deutlich anzeigen werden, daß die stimmhaften Vokale den größten Energieaufwand erfordern. Bei den Lauten der 5. Kategorie kann der Energieaufwand von seiten der Thoraxmuskeln direkt = 0 sein, da die stimmlosen Verschlußlaute überhaupt ohne Mitwirkung der aus der Lunge entströmenden Luft gebildet werden können und die stimmlosen Reibelaute keine stärkere Arbeitsleistung erfordern als sie der bei normalem Ausatmen entströmende Luftstrom zu verrichten imstande ist (vgl. § 51).

Der enge Zusammenhang mit der § 95 gegebenen Einteilung fällt sofort in die Augen. Im ganzen großen gehören 1., 2. zu den Klanglauten, 3. zu den gemischten Lauten, 4., 5. zu den Geräuschlauten. Die Klangfülle scheint eben weniger durch die Intensität der phonetischen Elemente als durch ihre Stabilität bedingt zu sein.

Es ist aber zu beachten, daß obige Zuteilung nur auf den Durchschnittswerten beruht, daß aber im einzelnen große Schwankungen vorhanden sind. Es stehen neben den stimmhaften Vokalen die stimmlosen, die durchschnittlich zwischen 4. und 5. einzureihen sein dürften. Aber zwischen den stimmhaften und den stimmlosen Vokalen kommen alle denkbaren Zwischenstufen vor, die natürlich auch auf die Stufen 1. bis 4. zu verteilen wären. 3. gilt für die stimmhafte Lenis, daneben kommt aber gelegentlich eine stimmhafte Fortis vor, die an Energieaufwand nahezu Vokalen gleichkommen dürfte. Andrerseits ist aber bei Berücksichtigung eben der Durchschnittswerte oft noch eine weitergehende Klassifizierung möglich. Offene Vokale wie *a* beanspruchen einen größeren Energieaufwand als geschlossene wie *i*, *u*; Nasalvokale einen größeren als Oralvokale; Reibelaute einen größeren als Verschlußlaute; stimmlose Fortis ebenfalls einen größeren als stimmlose Lenis.

§ 103. — Sicherlich in hohem Grad kommt die Lage der Stellen, an denen die Widerstände (§ 51) gebildet werden, für den akustischen Charakter des Lautes in Betracht. Nur ist auf zweierlei dabei zu achten.

1. Sehr oft hat ein Laut nicht bloß eine, sondern zwei oder sogar mehrere deutliche Widerstandsstellen oder die Widerstandsstellen sind sehr ausgedehnt. So haben die stimmhaften Reibe- und Verschlußlaute und *š* mindestens zwei Widerstandsstellen, *ž* sogar mindestens drei; bei den Hauchlauten ist der ganze Mundraum vom Kehlkopf aufwärts Widerstandsstelle.

2. Als Widerstandsstellen sind nicht immer nur jene Stellen zu betrachten, wo die Luft wirklich entweicht, sondern auch alle jene, wo die Luft durch Muskelbewegungen verhindert werden kann zu entweichen. So sind die Lippen für *m* Widerstandsstelle und für das in § 100 erwähnte *p* in *Lampen* ebensogut wie für normales *p*. Wir haben ganz deutlich das Empfinden dafür, daß diese Widerstandsstelle für den akustischen Charakter des Lautes entscheidend ist; ich möchte sagen, wir projizieren psychologisch das *m* an die Lippen. Wenn wir sämtliche orale Laute nicht an das Gaumensegel projizieren, das für sie eigentlich eine Widerstandsstelle bildet, so kommt es daher, daß wir eben diesen Widerstand sozusagen als etwas Normales fühlen.

Wir haben hauptsächlich zwei Widerstandsgebiete zu unterscheiden, das untere im Kehlkopf an den Stimmbändern und das obere im Mund- und Nasenraum (im Nasenraum kann aber ein Widerstand nicht willkürlich gebildet werden). Nun sind zwar in Wahrheit immer Widerstände auf beiden Gebieten vorhanden, wenn aber der Widerstand auf dem einen Gebiet den auf dem andern beträchtlich überwiegt, so fällt der letztere nicht weiter ins Gehör, und der Laut wird ausschließlich an jene Stelle projiziert, wo der große Widerstand sich befindet.

§ 104. — Durch die Kombination dieser verschiedenen Einteilungen erhalten wir also folgende Hauptgruppen von Lauten:

1. Unterer Widerstand allein deutlich; ausgesprochene Klanglaute, zumeist mit großem Energieaufwand: Vokale (Voll- und Halbvokale).

2. Beide Widerstandsgebiete vorhanden; ausgesprochene Klanglaute, zumeist mit mittlerem Energieaufwand: Liquiden.

3. Oberer Widerstand jedenfalls überwiegend, unterer deutlich oder nicht; gemischte Laute oder Geräuschlaute, zumeist mit mittlerem oder kleinem (oder gar keinem) Energieaufwand: Echte (oder eigentliche) Konsonanten.

§ 105. — Innerhalb dieses Rahmens gestaltet sich nun eine Übersicht über die systemmäßigen französischen Laute etwa folgendermaßen (Laute, bei denen man schwanken kann, ob sie nicht eher als okkasionelle anzusehen sind, sind in Klammern gesetzt):

Vollvokale			Halbvokale (oral)
Oralvokale		Nasalvokale	
Basisvokal:	*ə*		
Tiefvokale:	*â, a, ȧ*	*ȧ̃*	
Mittel- und Hochvokale: Vordere Spaltv.:	*ę, e, ẹ; i, ị*	*ę̃*	*(i̯)*
Mittel- und Hochvokale: Vordere Rundv.:	*ǫ̈, ö, ọ̈; ü, ụ̈*	*ǫ̈̃*	*ü̯*
Mittel- und Hochvokale: Hintere Rundv.:	*ǫ, o, ọ; u, ụ*	*õ*	*u̯*

	Liquiden			Echte Konsonanten			
				Reibelaute		Verschlußl.	
Widerstandsstelle:	Nasale	Gleitl.	Zitterl.	Lenis.	Fortis.	Lenis.	Fortis.
Lippen	*m*			*(w)*		*b*	*p*
Lippe — Zähne				*v*	*f*		
Zungenspitze	*n*	*l*	*r*	*z*	*s*	*d*	*t*
Zungenblatt	*ń*						
Zungenblatt mit Mittelzunge				*ž*	*š*		
Mittelzunge				*y*			
Hinterzunge			*R*			*g*	*k*
Gesamter Mundraum					*(h)*		

Dabei vertreten sich die beiden Zitterlaute *r* und *R* in der Weise, daß ein Individuum in der Regel nur einen der beiden gebraucht, in Paris zumeist *R*.

§ 106. — Die Halbvokale unterscheiden sich bloß dadurch von den eigentlichen Vokalen (Vollvokalen), daß der Klangcharakter nicht ganz ungetrübt zutage tritt. Sie sind nämlich durchwegs überkurze Laute, dadurch die Partialtöne an und für sich wenig stabil, und stehen außerdem in unmittelbarer Umgebung von Vollvokalen normaler Länge, so daß die schwachen Geräuschelemente durch den Kontrast stärker zu Gehör kommen.

Vollvokale.

§ 107. — Die oben gegebene Einteilung nimmt in hergebrachter Weise hauptsächlich auf die Zungen- und Lippenstellung Rücksicht. Es scheint mir nun aber, daß für den Charakter der Vokale ebenso wichtig wie beides zusammengenommen die Kehlkopfstellung ist.

Der Kehlkopf ist beim Basisvokal und bei den Tief-

vokalen ungefähr in normaler Höhe, bei den vorderen Spalt- und Rundvokalen (mit Ausnahme des *ǫ̈* und *ǫ̈̃*?) gehoben, bei den hintern Rundvokalen gesenkt, und zwar nimmt der Grad der Hebung oder Senkung in der Reihe, in der die Vokale in § 105 aufgezählt sind, zu. Zu den vertikalen Verschiebungen kommen noch horizontale. Näheres über die Veränderung der Kehlkopfstellung zuletzt bei Rouss. Princ. II, 720.

Die Wichtigkeit der Kehlkopfstellung geht aus Versuchen hervor, die man bei einiger Übung leicht ausführen wird. Man vermag bei flachliegender Zunge und mäßig geöffnetem Mund ohne jede Veränderung der Lippen- und Zungenstellung die verschiedenen Arten des *a* und *e*, ferner offenes und mittleres *o*, mit einiger Anstrengung sogar auch *ọ* und *ị* zu erzeugen, nicht alle ganz rein, aber doch deutlich zu erkennen und voneinander unterscheidbar, und zwar sowohl mit Vollstimme als mit Flüsterstimme.

§. 108. — Die Kehlkopfbewegung hat in Verbindung mit den später zu besprechenden Gaumensegel-, Zungen- und Lippenbewegungen die Aufgabe, den für jeden der Vokale charakteristischen Resonanzraum zu schaffen, in den die Luft einströmen muß, um die spezifischen Partialtöne zu erzeugen. Je nachdem die Nasenhöhle einen solchen Resonanzraum abgibt oder nicht, unterscheidet man Nasal- und Oralvokale. Bei den Oralvokalen ist der Nasenweg durch die Hebung des Gaumensegels mehr oder weniger vollkommen abgesperrt, bei den Nasalvokalen hängt das Gaumensegel herunter und ein großer Teil der ausströmenden Luft entweicht durch die Nase.

a) Oralvokale.

§ 109. — Der Basisvokal *ə* entspricht der Durchschnittsstellung (Artikulationsbasis) der Organe beim Französischsprechen. Er wird mit sehr geringer Kiefersenkung und mäßig geöffneten Lippen gesprochen, ohne merkliche Hebung der Zunge an irgendeiner Stelle, ohne

die Lippen auseinanderzuziehen oder vorzuschieben. Er kommt in der Klangfarbe einem *ö*-Laut am nächsten, unterscheidet sich aber doch deutlich von allen im Französischen vorhandenen *ö*-Lauten, variiert übrigens im Klang stark je nach der Umgebung. Vgl. § 200. Die französischen Phonetiker haben sich mit ihm wenig beschäftigt, wohl weil er zumeist unbetont vorkommt. Wo er ausnahmsweise betont wird, wird er immer scharf geschnitten und überkurz gesprochen, und bei dem Versuch, ihn durch längere Zeit festzuhalten, wird tatsächlich gern unwillkürlich ein *ö*-Laut substituiert.

Bei dem *ə* scheint mir der ganze Mundraum einen langgestreckten, schmalen Resonanzraum zu bilden, der sich nach hinten und vorn zu etwas erweitert.

§ 110. — Die übrigen Vokale werden mit größerer Kiefersenkung und Hebung der Zunge an einer bestimmten Stelle gesprochen.

Die wichtigsten artikulatorischen Unterschiede liegen, wenn wir von der Kehlkopfstellung absehen, 1. in dem Grad der Kiefersenkung; am stärksten für die *a*-Laute und *ǫ̈*, *ę*, *ǫ*, dann in der § 105 angegebenen Reihenfolge schwächer, am schwächsten bei *i̦*, *u̦*, *ü̦*. Danach unterscheidet man offene und geschlossene Vokale. 2. Die Hebung der Zunge. Eine Mittelstellung nimmt das mittlere *a* ein; bei *à* und den vorderen Vokalen wird die Zunge in einem weiter nach vorn gelegenen Teil gehoben, bei *â* und den hinteren Rundvokalen in einem weiter nach hinten gelegenen Teil. Je geschlossener der Vokal ist, a) um so höher wird die Zunge gehoben, b) um so weiter entfernt sich die Hebungsstelle von der Mittelstellung. (Ob im Französischen für b) bezüglich der hintern Vokale Ausnahmen vorkommen, wie sicher häufig bei Deutschen, die *u* weiter vorn erzeugen als *o*, ist nicht bekannt.) 3. Die Lippenstellung. Nehmen wir als normal die Lippenstellung des mittleren *a* an, so runden sich die Lippen bei *â*, wo die Öffnung noch etwas größer als bei *a* ist und bei den Rundvokalen, wo die Öffnung

sukzessiv verengt wird, je geschlossener der Vokal lautet. Beim Übergang von *a* zu *à* verengt sich der Raum zwischen den Lippen, indem sich diese spaltförmig auseinanderziehen, und dies geschieht dann um so stärker, je weiter man von da über *ẹ* usw. zu *ị* fortschreitet. 4. Schließlich sind auch die Spannungsverhältnisse zu berücksichtigen; bei manchen Vokalen spürt man eine größere, bei manchen eine kleinere Muskelspannung im artikulierenden Teil der Zunge und auch der Lippen. So werden im Französischen die *a*-Laute und der Basisvokal ohne oder mit geringer Muskelspannung gesprochen, die andern, besonders aber die höchsten, mit großer. Natürlich sind die Unterschiede mehr graduell als absolut.

Bei den *a*-Lauten bildet die ganze Mundhöhle einen breiten Resonanzraum. Über ihren Klang vgl. § 192. Bei dem Übergang von *a* zu *i* wird dieser Resonanzraum immer weiter nach rückwärts verlegt, bei dem Übergang von *a* zu *u* nach vorn, und wohl in beiden Fällen etwas verkleinert. Die vordern Rundvokale haben zwei Resonanzräume, einen rückwärtigen großen, ziemlich identisch mit dem der betreffenden vordern Spaltvokale und einen vordern kleinen, ebenso breit, aber bedeutend weniger lang und tief als bei den hintern Rundvokalen.

Über die Einzelheiten s. besonders Rousselot, Princ. u. z. zu 2. S. 647 f. 664 ff. und die schematische Darstellung auf S. 858; zu 1. S. 708; zu 3. besonders 692. Über die akustischen Unterschiede hat man sich noch nicht zu vollständiger Klarheit durchgerungen, doch vgl. besonders ebenda S. 739 ff. und Gutzmann, Die Physiologie der Sprache und der Stimme S. 93—125. Über die Resonanzräume vergleiche Gutzmann, S. 144.

§ 111. — Was die in § 105 aufgestellten Gruppen betrifft, so bezeichnen sie Spielräume, innerhalb derer die Lautung variiert. In den Zweiergruppen *(i, ü, u)* zunächst ist die geschlossene Nuance besonders deutlich, wenn der Vokal lang und betont ist; auch kurzer betonter Vokal ist geschlossener als selbst im Süddeutschen (vgl. etwa süddeutsch *Politik* mit französisch *politique*). Je weniger der Vokal betont ist, um so mehr neigt seine Aussprache

gegen ein mittleres *i* usw. hin. Ähnliches gilt für *ę* und *ẹ*, deren Qualität um so ausgeprägter ist, je länger sie sind und je stärker ihre Intensität ist, kurz und ganz unbetont nähern sie sich mehr oder minder einem mittleren *e*. Übrigens ist das *ę* nuancenreicher als das *ẹ*, d. h. seine Nuancen stehen weiter auseinander; besonders offen ist *ę* vor einem *r* derselben Silbe, und in dieser Stellung verliert es auch in unbetonter Silbe nicht seine deutlich offene Qualität. Besonders offen ist auch *ǫ* und *ǫ̈* vor *r* derselben Silbe; sonst aber stehen die Dinge bei den andern Dreiergruppen anders: *ǫ* und *ǫ̈* behalten ihre Qualität auch in unbetonter Silbe ziemlich unverändert bei, ebenso *å*, das seinen für die französische Aussprache so charakteristischen Klang, wenigstens in nichtlabialer Umgebung, auch in unbetonter Silbe deutlich hören läßt, ja ihn in dieser Stellung gern bis zu *ä* treibt. *ọ*, *ọ̈* und *â* dagegen nehmen in unbetonter Stellung gern den Klang des Mittelvokals oder sogar des andern Endvokals der Serie an.

Zu bemerken ist ferner, daß der Klang des offenen *e*- und *o*-Lauts etwas gegen *ǫ̈* neigt, was in emotionell gefärbter Rede mitunter so stark auffällt, daß man direkt *ǫ̈* zu hören vermeint.

§ 112. — Das Gaumensegel schließt bei den französischen Oralvokalen (mit Ausnahme des *ə*) den Nasenraum besser ab, als es in andern Sprachen der Fall zu sein pflegt. Dies ist besonders in der Nähe von nasalen Konsonanten zu beachten, wo sie nicht mit jenen leichten Nasalierungen gesprochen werden, die sonst so häufig sind.

b) Nasalvokale.

§ 113. — Als Nasalvokale sind nur die vier oben bezeichneten üblich. Sie werden mit sehr starker Nasalierung gesprochen und sind von allen französischen Lauten jene, die den geringsten oberen Widerstand (§ 103) haben. Sie haben deshalb auch die schwächsten speziellen (willkürlichen) Partialtöne und lassen also den Stimmcharakter am deutlichsten hören. Deshalb auch der geringe Nuancen-

reichtum und die Tendenz der Sprache, auch diesen noch zu verringern.

§ 114. Kein französischer Nasalvokal entspricht in der Klangfärbung genau einem oralen, wenigstens keinem der extremen oralen, wie sie in betonter Stellung zu Gehör kommen. *õ* liegt zwischen *ǫ* und *ọ*, näher an letzterem. *ã* ist noch dumpfer als *â*, *ẽ* und *ö̃* heller als *ę* und *ö̧*. Die Aussprache des *õ* ist ziemlich stetig, ebenso die von *ẽ*, doch neigt letzteres bei manchen Individuen nach vorangehendem *u̯* gegen *a*: *lu̯ã* und nach vorangehendem *ü̯* gegen *ö̃*: *žü̯ö̃*, *sü̯ö̃*. Umgekehrt wird statt *ö̃* häufig *ẽ* oder ein Mittellaut zwischen beiden gesprochen, und ebensowenig stabil ist die Klangfarbe des *ã*, für das alle Nuancen bis zu *õ* hin vorkommen. Die Tendenz der Vereinfachung der vier Nasalvokale zu den zweien: *õ* und *ẽ* ist unverkennbar und tritt besonders in unbetonten Silben zutage.

§ 115. — Die Artikulationsstellen und Mundresonanzräume der Nasalvokale scheinen jenen der oralen Vokale zu entsprechen, die ihrem Klangcharakter am nächsten kommen. Nur die Stellung des *õ* entspricht einem offeneren *o*, als man nach dem Klang des *õ* vermeinen würde.

Halbvokale.

§ 116. — Trotz der schwachen Reibungsgeräusche, die den Klangcharakter dieser Laute beeinträchtigen (§ 106), brauchen sie nicht enger artikuliert zu werden als die betreffenden Vollvokale *i*, *ü*, *u*. Das Ohr projiziert denn auch nicht die Laute an die betreffende Stelle des oberen Widerstandsgebietes, wie es stets bei den Liquiden und Konsonanten geschieht. Das *u̯* pflegt sogar vor *a* und *ę* offener ausgesprochen zu werden als das in unbetonter Stellung normale *u*, und es tritt oft die Färbung von geschlossenem und selbst mittlerem *o* ein. *ü̯* und *i̯* entsprechen in der Klangfärbung geschlossenem oder häufiger mittlerem *ü* und *i*.

§ 117. — Oft nun allerdings bewirken die Umgebung, die Intensitätsverhältnisse und vielleicht noch andere Faktoren, daß bei diesen Lauten die Geräuschelemente stärker hervortreten, als mit ihrem vokalischen Charakter vereinbar ist. Häufig überwiegen sie sogar und sind stärker wahrnehmbar als die Klangelemente, und dann wird der Laut naturgemäß an jene obere Widerstandsstelle projiziert, die man als Entstehungsstätte des Geräuschelementes fühlt. Dann ist natürlich auch der Laut nach der § 104 gegebenen Definition als Konsonant anzusehn. *i̯* geht auf diese Weise in *y* über, *u̯* und *ü̯* in *w*. Da nun die Halbvokale den Konsonanten *y* und *w* in der Artikulation sehr nahestehen, in der Verwendung ihnen ganz gleichkommen und von ihnen meistens ersetzt werden können, so daß es vorkommen kann, daß man dasselbe Wort jetzt mit Halbvokal, ein paar Sekunden darauf mit Konsonant hört; da es überhaupt nicht von dem Belieben und Willen des Sprechenden abhängt, ob der eine oder andere Laut gehört wird, sondern von der Umgebung usw. und auch bis zu einem gewissen Grad von den Zufälligkeiten, die überhaupt innerhalb des artikulatorischen Spielraums jedes Lautes (vgl. § 97) in jedem einzelnen Fall die Organeinstellung bedingen: so ist es verständlich, daß die Klassifikation dieser Laute bisher große Schwierigkeiten machte, um so mehr, als auch die Beurteilung des akustischen Charakters in einem gewissen Grad von subjektiven Momenten abhängt und es in manchen Fällen Auffassungssache sein mag, ob man den Laut noch als Klanglaut oder schon als gemischten Laut ansieht.

§ 118. — Nach meinen Erfahrungen und nach meiner Auffassung der Laute ist für *i̯* der Übergang zum Konsonanten *y* das Regelmäßige, während der Übergang von *u̯* und *ü̯* zu *w* zwar auch häufig vorkommt, aber bei weitem nicht die Regel bildet. Ich befinde mich in diesem Punkt in einem ziemlich starken Gegensatz zu der Mehrzahl der französischen Phonetiker, die auch für

u̯ und *ü̯* durchweg einen Konsonanten zu hören vorgeben. Nun läßt sich ja nicht leugnen, daß in gewissen Stellungen die spirantische Aussprache mit der halbvokalischen wechselt; zunächst tritt in raschem Redetempo häufig mit gegenseitiger Assimilation *wa* für *vu̯a* ein: *wasi*, *watūr*, auch im Hiatus: *ləwit* für *ləu̯it*, *kəwi* für *kəu̯i*, dann im absoluten Gruppenanlaut: *wi* für *u̯i* u. dgl. Doch ist zumeist in diesen Fällen der Halbvokal noch als schwacher Gleitlaut hörbar: *w*[u̯]*atūr*, *ləw*[ü̯]*it*, *kəw*[u̯]*i* usw., oder er ist wenigstens intentionell vorhanden (vgl. § 137), was sich dadurch kundgibt, daß z. B. in *wi* = oui, das *w* mit der Zungenstellung des *u* gesprochen wird statt, wie es bei einem Konsonanten vor *i* natürlich wäre, mit der Zungenstellung des *i* (z. B. *fis* = fils). Nach nichtlabialen Konsonanten kommt es auch sonst, im Silbeninnern, gelegentlich vor, daß das Reibungsgeräusch überwiegt, besonders für *ü̯* nach *s*: *žəswi*, *swivrə* usw. Nie aber habe ich dies nach labialen Konsonanten gehört, nie also eine Aussprache *pwa*, *pwi*, *mwa*, *bwār*, *fwa* vernommen, wie sie die französischen Phonetiker angeben.

Für unberechtigt halte ich es ferner, daß die französischen Phonetiker das *w* mit Vorderzungenhebung, wie es besonders vor *i* vorkommt, mit einem eigenen Zeichen schreiben (*y* oder *ẅ*), da doch die *i*-Stellung der Zunge vor *i* das normale ist, an der Zunge übrigens sicher kein Reibungsgeräusch zu hören ist und die Unterschiede der Zungenstellung bei einem wirklichen *w* gewiß sehr wenig gehört werden.

§ 119. — Ein wirklicher Konsonant, *y*, liegt dagegen zumeist in Fällen wie *ciel*, *cinquième*, *pied* (*syẹl*, *sẽkyẹm*, *pyẹ*) usw. vor. Aber auch *i̯* kommt vor, und zwar besonders:

1. Bei Muta + Liquida + *i* + Vokal, also in Fällen wie *crier*, *pliant* u. dgl. Bei der zweisilbigen Aussprache *kri-ẹ*, *pli-ã* fällt der Übergang von *i* zu dem zweiten Vokal zumeist erst in die zweite Silbe; der schwache Intensitätsgrad, der am Beginn der zweiten Silbe herrscht, bewirkt, daß bei dem *i* die Reibungsgeräusche schwach zu Gehör

kommen, also *kri-i̯e̜, pli-i̯ã.* Dabei wird das i̯ keineswegs enger ausgesprochen als das *i*. Nun kann tatsächlich die akustische Differenz, die zwischen *i* und i̯ zu hören ist, übertrieben werden, was zu einer stärkeren Zungenhebung und damit zu *y* führt, so daß also *kriye̜* nicht anders klingt als *briye̜* = *briller*, aber im ganzen dürfte diese Aussprache doch die minder übliche sein.

2. Es erhält sich gern nach den Liquiden, besonders nach *l* und *r*, aber auch nach *m* und *n*: *ri̯ẽ, li̯e̜vr, mi̯e̜l, de̜rni̯e̜.*

3. Es erhält sich gern infolge einer Art Dissimilation, wenn ein zweites *y* in der Silbe steht: *vi̯e̜y* = *vieille.* Sonst kommt es nur gelegentlich vor dem betonten Vokal der Silbe vor, wohl aber hört man es manchmal nach dem betonten Vokal

4. in Fällen wie *travai̯* für *travay* infolge der Abschwächung der Artikulation oder aber als verkehrte Sprechweise nach Fällen, wo ursprünglich i̯ stand wie *pe̜i̯ (paye)*, vgl. § 287.

Wie schon aus dieser Darstellung ersichtlich ist, ist jedoch die Aussprache mit i̯ in keinem dieser Fälle die einzig mögliche Aussprache.

Liquiden.

§ 120. — Wie die Halbvokale eine Mittelstellung zwischen Vokalen und Reibelauten, so nehmen die Liquiden eine Mittelstellung zwischen Vokalen und Verschlußlauten ein. Das für die Liquiden Charakteristische und ihnen Gemeinsame ist nämlich, daß im oberen Widerstandsgebiet ein Verschluß gebildet wird, daß aber an andrer Stelle die Luft entweichen kann, und zwar genug Platz hat, um ohne auffallende Reibungsgeräusche zu entweichen. Der Verschluß bewirkt also bloß eine Art Klangdämpfung. Durch den Kontrast fällt nun der Übergang vom und zum ungedämpften Laut, dem Vokal, deutlich ins Gehör, abgesehen davon, daß in diesen Übergangsmomenten auch die Klapp- und Platzgeräusche, die

für die eigentlichen Verschlußlaute charakteristisch sind, wenn auch schwächer als bei diesen, hörbar werden. Dadurch erklärt es sich auch, daß sich der Charakter der Liquiden, dort, wo sie sich in unmittelbarer Berührung mit Vokalen befinden, dem der Konsonanten, speziell der Verschlußlaute, nähert, während er, wo dies nicht der Fall ist, mehr an den der Vokale erinnert.

Das Geräuschelement, das während des Verschlusses zu hören ist, kann übrigens auf zwei Arten etwas verstärkt werden, so daß sich der Klang der Liquiden dem gemischter Laute, und zwar der Reibelaute, nähert: entweder durch Verstärkung der Luftzufuhr, wobei dann die nicht gar große Öffnung zu klein wird, um der Luft einen widerstandslosen Austritt zu gestatten, oder aber durch die Schwächung des Klangelementes, indem die Stimmbänderschwingungen geschwächt oder ganz aufgehoben werden. Dasselbe Resultat kann auch bei der zweiten der unten besprochenen Arten durch Verkleinerung der Ausströmöffnung erzielt werden.

§ 121. — Die Ausströmstelle der Luft kann entweder von der Verschlußstelle entfernt sein oder ihr benachbart. Im ersten Fall ist die Ausströmstelle der Luft immer der Nasenkanal, und der Verschluß wird an irgendeiner Stelle des Mundraumes gebildet (Nasalliquiden oder einfach Nasale). Im zweiten Fall ist der Nasenweg mehr oder minder dicht durch das Gaumensegel abgesperrt, und die Zunge bildet einen Teilverschluß des Mundraums (Zungenliquiden).

a) Nasale.

§ 122. — Der Charakter der Dämpfung ist ein verschiedener, je nachdem ein größerer oder kleinerer Teil des Mundraums zur Bildung der Resonanz verwendet wird, das heißt also je nachdem der Verschluß weiter vorn oder weiter hinten gebildet wird. Demgemäß unterscheidet man im Französischen drei systemmäßige Nasale: bei dem ersten wird der Verschluß durch die beiden Lippen ge-

bildet *(m)*, bei dem zweiten mit der Zungenspitze und dem vordern Zungensaum an den Alveolen *(n)*, bei dem dritten durch die gesamte vordere obere Zungenfläche an dem harten Gaumen *(ń)*. Ein vierter Nasal, der mit der Hinterzunge und dem Gaumensegel oder weichen Gaumen gebildet wird *(ṅ)*, kommt im Französischen nur okkasionell, aber doch nicht gerade selten vor. Er entsteht nicht wie im Deutschen (*lang, Enkel* usw.) aus einem *n* in der Nähe von Gutturalen, also nicht in Fällen wie *mannequin*, *reine-claude*, *guenille*, sondern aus einem *g* in Berührung mit einem Nasal: *vaguement* = *vaṅmã* u. ä.

§ 123. — Der Unterschied des Resonanzklanges, der während der Verschlußdauer zu hören ist, ist bei den Nasalen nicht sehr groß, und namentlich *n* und *ń* wären daran kaum immer mit Sicherheit zu unterscheiden. Wichtig in dieser Hinsicht ist darum die Verstärkung, die er durch die Klapp- und Platzgeräusche zu Beginn und am Schluß des Nasals erfährt, wenn die Geräusche selbst auch wenig hörbar sind. Die Bildung und Lösung des Verschlusses kann wegen der sehr ausgedehnten Verschlußfläche bei *ń* nicht so plötzlich geschehen als bei *m* und *n*, das Auseinanderquetschen des Speichels an den Berührungsflächen beim Zusammendrücken und das allmähliche Loslösen der Speicheltröpfchen beim Auseinanderziehen wird deshalb mehr oder minder hörbar, daher der Name *n mouillé*, den die frühern Grammatiker diesem Laut gegeben haben. Bei wenig energischer Artikulation stellt sich überdies gern während der Verschlußbildung oder bei der Verschlußlösung ein Übergangslaut ein, ein kurzes *i̯* oder *y*, der aus einer unbedingt notwendigen Übergangsstellung entspringt, aber eben bei energischerer Artikulation zu kurz andauert, um aufgefaßt zu werden. Geschieht dabei das Anlegen oder Entfernen der Zunge so allmählich, daß einen Moment lang die Zungenspitze allein den Verschluß bildet, so geht der Laut naturgemäß im Anfang oder am Ende in ein *n* über, und dieser Eindruck bleibt dann nach dem früher Gesagten oft für die Auf-

fassung des ganzen Lautes entscheidend. So wechselt das *ń* auch in rein französischer Aussprache mit *i̯ń*, *ń*^{y}, *n*$^{\hat{i}}$ usw.

Stimmlos kommt von Nasalen im Französischen systemmäßig wohl nur *m* vor.

Bezüglich des Unterschieds von *n* und *ń* s. Rousselot, Princ. S. 610, ferner La Parole 1899, 486, Nr. 74, 75.

b) Zungenliquiden.

§ 124. — Die Ausströmöffnung liegt entweder seitlich von der Zunge, und in der Mitte derselben wird ein fester Verschluß gebildet (*l*-Laute), oder aber die Ausströmöffnung liegt in der Mittelachse am Gaumen und die Zunge versperrt den Ausweg der Luft nach abwärts zu (*r*-Laute).

§ 125. — Die normale Aussprache des Französischen kennt heute nur einen einzigen *l*-Laut, das *l*, bei dem der Verschluß durch die Zungenspitze, die sich an die Alveolen anlegt, gebildet wird. Ob zugleich mit der Mitte auch eine Seite des Mundraums abgesperrt wird, ist für den Klang des Lautes unwesentlich. Das wesentliche ist, daß die Zunge sich von beiden Seiten oder von einer gegen die Mittellängsachse zusammenzieht und dadurch den Weg gegen die B a c k e n w a n d frei gibt, längs derer die Luft ins Freie gelangt. Der Resonanzraum, in dem die charakteristische Dämpfung erzeugt wird, liegt also zwischen Zungenrand und Backenwand. Man hat den Eindruck, als ob die charakteristische Klangfarbe, jenes gewisse Gleiten, nach dem die *l*-Laute von den Grammatikern auch Gleitlaute genannt werden, dadurch veranlaßt wird, daß der Luftstrom aus der Hauptrichtung abgelenkt wird, ohne doch ernstlichen Widerstand zu finden.

§ 126. — In der provinziellen Aussprache des Französischen hat sich zum Teil noch ein zweiter *l*-Laut erhalten, das *l'*, bei dem die ganze Vorderzunge gegen den harten Gaumen gedrückt wird. Über das Verhältnis des *l'* zum *l* gilt dasselbe, was in § 123 über das Verhältnis von *ń* zu *n* bemerkt wurde, speziell spielt der Speichel bei der Erzeugung des *l'* dieselbe Rolle wie beim

ń, daher «*l mouillé*». Okkasionell kommt *l'* auch in der Normalaussprache für *li̯* vor.

§ 127. — Sehr schwierig ist das eigentliche Wesen der *r*-Laute zu verstehen. Die Erzeugung weist große Verschiedenheiten auf, der Klang dieser Laute ist aber sehr ähnlich, so daß sie sich gegenseitig mit Leichtigkeit ersetzen können. Die Schwierigkeit besteht nun darin, jene gemeinsamen Elemente der Artikulation herauszufinden, die der Klangähnlichkeit dieser Laute zugrunde liegt. Mir will es nun scheinen — aber ich bin meiner Sache nicht gewiß — als ob das Charakteristische der *r*-Artikulation im wesentlichen in einer Verengerung der Durchzugsstelle zwischen Gaumen und Zunge besteht und daß der entstehende Resonanzraum zwischen diesen beiden Organen liegt. Die Verengerung geht nun nicht soweit, daß sie den Luftdurchzug dauernd verhindert, um so weniger, als die Breitenausdehnung der Öffnung (in der Richtung von rechts nach links) eine beträchtliche ist. Bei den vorderen Varietäten des *r* werden die Backenwände auseinandergezogen, um diese Verbreiterung noch wirksamer zu gestalten. Für den Klang des Lautes ist es nicht sehr wesentlich, ob die Stelle größter Verengerung ganz vorn bei der Zungenspitze und an den Alveolen oder weiter rückwärts an der Grenze des harten und weichen Gaumens oder noch weiter rückwärts beim Gaumensegel sich befindet.

§ 128. — Dem an und für sich etwas unbestimmten Klang dieser *r*-Laute wird nun häufig durch Vibrationen leicht beweglicher Teile ein deutlicheres Gepräge verliehen, daher der als Gesamtbezeichnung der *r*-Laute nicht zutreffende Name Zitterlaute. Und zwar wird dazu entweder der Vorderrand der vorn verbreiteten Zunge oder (in der Pariser Aussprache das Normale) der Rand des Gaumensegels verwendet. Es wird mit diesen Organen ein loser Verschluß gebildet, der durch den Luftstrom aufgerissen wird und hierauf sich wieder bildet. Es ist jedoch zu beachten, daß dieses Vibrieren nur den Eigen-

ton verstärkt, aber für den Klangcharakter nicht wesentlich ist. So gibt es ja auch ungerollte Varietäten von allen *r*-Arten. Der Laut aber, bei dem ein ebensolches Vibrieren der Lippen stattfindet, der § 99 erwähnte Lippenvibrierlaut, hat eine von den erwähnten *r* ganz verschiedene Klangfärbung.

Die gerollten Varietäten des *r* haben natürlich eine größere Schallfülle als die ungerollten, aber beide sind im Durchschnitt schallvoller und verlangen einen größeren Energieaufwand als die andern Liquiden. Infolge ihres unbestimmten Charakters und Klanges gehen sie einerseits leicht in Vokale über, nämlich durch Erweiterung der Ausströmöffnung, andrerseits durch Verengerung derselben in Reibelaute. Der Reibelaut, der aus dem hintern (Pariser) *R* auf diese Weise entsteht, ist γ, d. h. der Laut des neugriechischen γ vor α und ο. Bei manchen Individuen ersetzt dieses γ das *r*. *r* und *l* kommen im Französischen systemmäßig auch stimmlos vor.

Echte Konsonanten.

§ 129. — Der Widerstand, der nach § 104 im obern Gebiet gebildet wird, kann entweder in einem Verschluß oder in einer starken Enge bestehen. Die ersteren Laute nennt man Verschlußlaute, die letzteren Reibe- oder Engenlaute. Bei den Verschlußlauten liefern die Klapp- und Platzgeräusche, die bei der Bildung und Lösung des Verschlusses entstehen, das akustisch wirksame Element, jedoch genügt eines derselben für den entscheidenden Eindruck. Während des Verschlusses wird entweder gar keine oder nur eine belanglose akustische Wirkung erzielt. Für die Reibelaute sind umgekehrt die Momente der Engenbildung und Engenlösung akustisch belanglos. Das akustisch wirksame Element wird hier von der sich durch die Enge drängenden Luft geliefert, während die Enge festgehalten wird. Bei dem Reibelaut *h* wird keine eigentliche Enge gebildet, sondern das Reibegeräusch durch Verstärkung der Luftzufuhr erzeugt.

§ 130. — Die Konsonanten sind, wie bereits gesagt, teils Geräuschlaute, teils gemischte Laute. Das deutlich hörbare Klangelement der letzteren ist im untern Widerstandsgebiet erzeugt, d. h. durch Stimmbandschwingungen. Die ersteren sind stimmlos. Trotzdem sind auch bei ersteren Klangelemente vorhanden, vgl. § 95, und obwohl diese Klangelemente wenig gehört werden oder, besser gesagt, obwohl sie den Geräuschelementen so innig beigesellt sind, daß selbst das geübteste Ohr sie nicht getrennt aufzufassen vermag, scheinen sie von großer Wichtigkeit für den akustischen Gesamteindruck des Lautes zu sein: es dürften nämlich hauptsächlich diese Klangelemente sein, die es uns ermöglichen, die an verschiedenen Stellen, aber auf gleiche Weise erzeugten Konsonanten auseinanderzuhalten, also das *p* vom *t*, das *s* vom *f* usw. Daß nämlich der spezifische akustische Charakter z. B. des *p*-Klappgeräusches oder des *p*-Platzgeräusches nicht durch die Form der Lippenöffnung an sich gegeben ist, erhellt sehr deutlich aus der § 100 erwähnten Tatsache, daß der Verschlußlaut in *lămpm* ganz deutlich diesen spezifischen Charakter aufweist, ohne daß die Lippenöffnung überhaupt in Betracht kommen kann. Selbst die Vorstellung ist falsch, daß die Schwingungen der Luftsäule durch die Stauung an einer bestimmten Stelle ihre spezifische Form erhalten, an der man den Laut wiedererkennen kann. Denn dann würde es unerklärlich sein, daß etwa ein *t* oder ein *s*, inspiratorisch gesprochen, ungefähr denselben spezifischen Charakter aufweisen wie expiratorisch gesprochen, da ja doch die Stauungsstelle von außen offenbar eine ganz andere Form hat als von innen. Man muß vielmehr annehmen, daß es hauptsächlich der in dem Mundraum erzeugte Resonanzklang ist, der sich den verschiedenen Geräuschen beimischt und ihnen den spezifischen Charakter verleiht. Dieser Resonanzklang hängt von der Form dieses Raumes ab, es ist aber für ihn gleichgültig, an welcher Stelle die Luft entweicht und in welcher Richtung ihn der Luftstrom durchzieht.

Ohne diesen Resonanzklang würden also beispielsweise alle Reibelaute ziemlich gleichartige Blasegeräusche sein.

§ 131. — Die Konsonanten zerfallen in Fortes und Lenes, je nachdem eine Differenz des Luftdrucks erzeugt wird oder nicht.

Bei den Lenes strömt die Luft sanft und gleichmäßig in den Mundraum. Bei den hiehergehörigen Reibelauten wird nur so viel Luft zugeführt, als durch die Enge gleichzeitig entweichen kann. Bei den hiehergehörigen Verschlußlauten wird nicht mehr Luft in den abgesperrten Raum gelassen, als dieser bei Bewahrung der äußeren Luftdichte durch Aufblähen fassen kann. Hier also geben die Mundwände dem Druck der einströmenden Luft nach, und dieses Einströmen wird bei stimmhaften Lauten deutlich als sogenannter Blählaut gehört. Ein derartiges Nachgeben der Wände findet in schwächerem Grad vielleicht auch bei den Reibelauten, wenigstens bei manchen, statt.

Bei den Fortes wird mit einer gewissen Heftigkeit Luft in den Artikulationsraum gepumpt, so daß bei den Reibelauten nicht so viel Luft durch die Enge entweichen kann, als zugeführt wird und bei den Verschlußlauten eine wirkliche Explosion der verdichteten Luft stattfindet. Die Geräusche sind dementsprechend bei der Fortis stärker, die Klangelemente weniger wahrnehmbar.

Im übrigen sind nach dem Grad, in dem die Luft zugeführt, der Mundraum aufgebläht oder die Luft verdichtet wird, vielfache Unterschiede vorhanden. Auch kann der Charakter des Lautes während seiner Dauer wechseln. Es kann z. B. ein Verschlußlaut als Lenis anfangen und als Fortis aufhören, indem die anfänglich zugeführte Luft verwendet wird, um den abgeschlossenen Mundraum aufzublähen, dann aber die Mundwände in ihrer Stellung starr festgehalten werden, so daß die weiter einströmende Luft eine Luftverdichtung hervorruft.

§ 132. — Zu diesen Unterschieden, die in der Erzeugungsweise der Konsonanten bestehen, kommt nun noch der hinzu, der in der nicht geflüsterten Rede durch

das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Stimmlippenschwingungen erzeugt wird. Der Unterschied zwischen stimmhaft und stimmlos ist aber nicht ganz von der Bedeutung, die ihm gewöhnlich zugeschrieben wird, wenn er auch z. B. fürs Französische zweifellos wichtiger ist als fürs Deutsche.

Die Stimmverhältnisse stehen meist in einem bestimmten Zusammenhang mit den im vorigen Paragraph erörterten Luftdruckverhältnissen. Namentlich wird gern das Klangelement, das nach dem dort Gesagten bei der Lenis ohnehin relativ stärker ist, bei dieser durch die Stimmhaftigkeit noch verstärkt. Natürlich sind auch hier wieder Gradunterschiede möglich, und besonders kann während der Dauer des Lautes ein Wechsel bezüglich des Stimmtones eintreten. Im Französischen sind silbenanlautende Lenes in der nicht geflüsterten Rede völlig (während ihrer ganzen Dauer) stimmhaft, silbenauslautende Lenes kommen stimmhaft und stimmlos vor.

Die Fortes sind in der Regel stimmlos. Häufig wird bei ihnen der lose Stimmritzenverschluß, der zur Erzeugung des Stimmtons erforderlich ist, mehr oder weniger weit geöffnet, um den freiern Durchtritt der zur Verstärkung des Luftdruckes erhöhten Luftmenge zu gestatten. Aber selbst, wenn das nicht der Fall ist, können bei Verschlußfortes, wenigstens im Moment der Verschlußlösung, keine Stimmbandschwingungen vorhanden sein, da zunächst die hinter der Abschlußöffnung verdichtete Luft ihren Ausweg finden muß, ehe neue Luft durch die Stimmritze dringt. Dagegen sind völlig stimmhafte Reibefortes durchaus möglich und kommen auch im Französischen, besonders, wie es scheint, beim schnellen Sprechtempo häufig vor. Nur ist infolge des erhöhten Reibegeräusches der Stimmklang lange nicht so deutlich, wie bei den Lenes. Daß auch Verschlußfortes häufig mit losem Stimmritzenverschluß gesprochen werden, zeigt das Eintreten eines akzessorischen (vgl. § 138,2) ^{ə} in der Aussprache fremder Wörter wie *postquam* — *pǫst^{ə}ku̯am*.

Über die Verschiedenheit der Druckverhältnisse belehren Kurven wie die Roudets in Rouss. Princ. I. 906, vgl. auch die Photographie auf S. 588, wo die bei *p* erforderliche Kraftaufwendung gewissermaßen sichtbar wird. Bezüglich des eigentlichen Wesensunterschiedes zwischen Lenis und Fortis s. Neuere Sprachen XIII, 47—51.

a) Reibelaute.

§ 133. — Die Enge wird bei *v* und *f* von den obern Zähnen und der Unterlippe gebildet. Die Oberlippe spielt als Abgrenzung des Resonanzraumes eine gewisse Rolle.

Bei *z* und *s* wird ein schmaler Kanal zwischen dem vordersten Teil der Zunge einerseits und dem harten Gaumen und den Alveolen anderseits gebildet. Der Unterkiefer wird in der Regel etwas vorgeschoben, um den vordern Teil des Resonanzraums zu vergrößern.

Bei *y* (und der nur okkasionell vorkommenden entsprechenden Fortis *h*′) wird ein ähnlicher, aber breiterer Kanal zwischen der Mittelzunge einerseits und der Grenzpartie des harten und weichen Gaumens andrerseits gebildet.

ž und *š* haben zwei obere Widerstandsstellen, eine schwächere in der *y*-Gegend und eine stärkere in der *s*-Gegend. Durch die Vorstülpung der Lippen und Vorschiebung des Unterkiefers wird ein tiefer Resonanzraum unterhalb der Zungenspitze geschaffen. *ž* und *š* sind die einzigen französischen Konsonanten, die inspiratorisch nicht mit derselben Organstellung erzeugt werden können.

h, bei den meisten Franzosen nur okkasionell erzeugt, wird ohne Verengerung an irgendeiner Stelle gebildet, dagegen die Luftzufuhr erhöht, so daß nun der ganze Mundraum, besonders die hintern engeren Partien (Schlundkopf, Kehldeckel) dem Luftaustritt Widerstand leisten.

Über *w* vgl. § 118.

Bezüglich der Lippenstellung bei *š*, *ž* vgl. Rouss. Princ. S. 589, 602; über die Zungenstellung A. Zünd-Burguet in La Parole 1899, S. 282—283 und die Gaumenbilder von Rouss. ebenda S. 483 ff., besonders Nr. 115 und 116.

b) Verschlußlaute.

§ 134. — Die Verschlußstellen sind bei *b* und *p* die beiden Lippen, bei *d* und *t* der vordere Zungensaum und die Alveolen, bei *g* und *k* die Hinterzunge und der weiche Gaumen. Die Verschlußstelle der letzteren beiden Laute variiert sehr beträchtlich, vgl. Rouss. Princ. 910, sie hängt von der Natur des folgenden Lautes ab. Vor den vordern Vokalen (*e*, *i*, *ö*, *ü*, *ẽ*, *ö̃*, auch *å*, seltner *a* und *ə*) werden sie von manchen Individuen auch mit der Mittelzunge an der Grenze des harten und weichen Gaumens erzeugt und klingen dann palatal affiziert (*ǵ* und *k′*).

Daß wie im deutschen *lămpm* (vgl. § 100) die Bildung und Öffnung des Verschlusses nicht an der oben genannten Verschlußstelle stattfindet, sondern an dem Gaumensegel, so daß die Luft vor oder nach dem Verschluß durch die Nase abströmt, kommt auch im Französischen gelegentlich vor (vgl. Rouss. Princ. 955 ff.).

Nicht als ein Verschlußlaut kann der sogenannte feste Vokaleinsatz (') angesehen werden, der im Deutschen so oft, im Französischen nur okkasionell vorkommt. Denn er ist nach der § 96 gegebenen Definition überhaupt kein Laut, da er nicht als eine akustische Einheit aufgefaßt wird, sondern nur als Merkmal einer akustischen Einheit, nämlich in der Regel des darauffolgenden Vokals.

§ 135. — Überblicken wir den Gesamtlautstand des Französischen und vergleichen wir ihn mit dem der andern europäischen Kultursprachen, so fällt uns zunächst der Reichtum an Vokalen und Vokalnuancen neben einer gewissen relativen Dürftigkeit an Konsonanten auf. Die Vokalmannigfaltigkeit rührt von dem Hinzutreten zweier Serien zu der überall vorhandenen Vokalfünfheit her, der Serie der Nasalvokale und die Serie der sogenannten Trüblaute (Vokale mit zwei Resonanzräumen, wozu auch der klangverwandte Basisvokal *ə*). Was die Häufigkeit des Vorkommens betrifft, so dürften diese ungewöhnlichen Vokalarten der gewöhnlichen Vokalfünfheit fast die Wage halten und dadurch einer der Faktoren

sein, die für den spezifischen Klang der französischen Rede ausschlaggebend sind. Es ist übrigens zu beachten, daß auch diese Fünfheit sich im Französischen nuancenreicher gestaltet als in der Mehrzahl der andern Sprachen.

Was den Konsonantismus betrifft, so ist der Stand an Lauten, die in die vordere Hälfte des Mundes zu projizieren sind, ungefähr der normale, während die Auswahl an hintern Konsonanten, wie übrigens auch in einigen andern Kultursprachen, gering ist und diese wenigen wohl auch im Durchschnitt etwas seltener vorkommen als in andern Sprachen. Charakteristisch für den französischen Konsonantismus ist die ziemlich entschiedene energische Artikulation (reduzierte Konsonanten sind selten) und die starke Beteiligung des untern Widerstandsgebietes, die große Mitwirkung der Stimmbänder.

Was die Verwendung in der Silbe betrifft, so verhalten sich die Liquiden meist nicht anders als die echten Konsonanten. Wir werden also im folgenden beide Gruppen von Lauten oft unter dem Namen Konsonanten zusammenfassen.

Intention und Ausführung.

(Akzessorische und intentionelle Laute.)

§ 136. — Hat der Mensch einmal die Sprache erlernt, so deckt sich im großen und ganzen die Intention des Sprechenden mit dem, was er wirklich zu Gehör bringt. Darin besteht eben die (physiologische) Beherrschung der Sprache.

Aber eben nur im großen und ganzen: im einzelnen ist der Sprechende trotz aller Sprachbeherrschung nicht imstande, vollständig zu vermeiden, daß das, was er sagt, anders klingt, als er es wollte. Daß diese Nichtübereinstimmung von Wollen und Ausführen für die Sprachentwicklung von großer Bedeutung ist und einen wichtigen Faktor abgibt für die allmähliche lautliche Veränderung eines Systems, liegt auf der Hand, doch ist hier nicht der

Platz, darauf näher einzugehen. Es sei aber konstatiert, daß die Differenzen häufig so groß sind, daß sie mit den gewöhnlichen phonetischen Zeichen zur Anschauung gebracht werden können. Freilich ist zu beachten, daß sich nicht für jeden einzelnen Fall feststellen läßt, ob der Sprechende tatsächlich anders sprechen wollte, als er gesprochen hat; vielmehr macht die Gewohnheit und Sprachübertragung mit der Zeit häufig das zum Gewollten, was ursprünglich nicht gewollt war. Läßt es sich also nicht entscheiden, ob der einzelne Fall der Erscheinung auf einer Differenz von Wollen und Ausführen beruht, so haben wir doch Kriterien dafür, daß die Erscheinung selbst in letzter Linie darauf zurückzuführen ist. Solche Kriterien ergeben sich durch Beobachtung mit physiologischen Meßapparaten, wodurch häufig nicht zu Gehör kommende Rudimente des eigentlich Gewollten konstatiert werden können, ferner durch direkte Befragung des Sprechenden, der sehr oft sich dessen nicht bewußt ist, daß das, was er gesprochen hat, anders klang als das, was er sprechen wollte. Oft aber ergibt sich diese Differenz einfach aus der Existenz von Doppelformen, von denen die eine bei langsamem, sorgfältigem, die andere bei raschem, flüchtigem Sprechen zu konstatieren ist (Tempodubletten).

Bei diesen Differenzen tritt die Abhängigkeit des Lautes von seiner Umgebung (§ 97) oft deutlich zutage.

§ 137. — Die Differenzen zwischen Wollen und Ausführen kommen besonders auf folgende Weise zu Gehör:

1. Es werden andere Laute erzeugt, als beabsichtigt war (hieher gehören z. B. die meisten sogenannten Assimilationen, solange sie noch nicht allgemein im System akzeptiert sind).

2. Es werden Laute erzeugt, die nicht beabsichtigt sind (akzessorische Laute).

3. Es werden Laute nicht erzeugt, die beabsichtigt sind (intentionelle Laute).

4. Es werden die Laute in einer andern Reihenfolge

erzeugt, als beabsichtigt war (hieher gehören die sogenannten Metathesen, solange sie nicht allgemein im System akzeptiert sind).

Der vierte Punkt gehörte eigentlich durchwegs in die Kombinationslehre. Da dies aber auch bei den Fällen der ersten drei Punkte oft zutrifft, indem die Umgebung des Lautes entscheidenden Einfluß hat und da der psychologisch-physiologische Vorgang sich überall in analoger Weise abspielt, so möge er gleich hier mitbehandelt werden.

§ 138. — Die genannten vier Punkte sollen nun durch Beispiele erläutert werden; diese Beispiele sind womöglich so gewählt worden, daß daran sehr häufige und für die moderne französische Lautentwicklung charakteristische Erscheinungen illustriert werden.

1. *ils savent tout.* Bei langsamer deutlicher Aussprache: *ilsavtu. v* ist eine Lenis, *t* eine Fortis. Bei raschem Sprechen kann es nun vorkommen, daß die Erhöhung des Luftdrucks schon zu früh einsetzt. Nun ist die Organstellung bei *v* nicht darauf eingerichtet, die erhöhte Luftmenge passieren zu lassen, es entsteht also bereits bei der Artikulation dieses Engenlautes eine Luftdruckdifferenz, somit verwandelt sich nach § 131 die Lenis *v* in die Fortis *f*. Es ist dabei für die Beurteilung des Falles und für den akustischen Charakter ziemlich gleichgültig, ob das Plus an Luftzufuhr dadurch bewirkt wird, daß der Stimmritzenverschluß, der für *t* geöffnet werden kann (§ 132), etwas zu früh geöffnet wird, so daß eine Luftmenge frei wird oder ob der Atemstoß, der die für die neue Silbe nötige Luftmenge aus der Lunge befördern soll, zu früh einsetzt, wobei der Stimmritzenverschluß nicht gelockert zu werden braucht, in beiden Fällen entsteht: *ilsaftu*, im zweiten Fall eventuell mit stimmhaftem *f*.

Dieselben Umstände, unter denen eine silbenauslautende Lenis zur Fortis werden kann, können umgekehrt auch eine silbenauslautende Fortis lenieren. Nur sind

hiebei die Verhältnisse undurchsichtiger und noch verwickelter, weil an und für sich eine Tendenz zur Lenierung der silbenauslautenden Fortis besteht, vgl. § 283.

tout de même = *tudmẹ̄m*. Wenn die Gaumensegelsenkung, die für das erste *m* nötig ist, zu früh ausgeführt wird, so entsteht *tunmẹ̄m;* ähnlich aus *msyọ̈* (§ 143) im absoluten Anlaut, wenn die Gaumensegelhebung zu früh ausgeführt wird: *psyọ̈*.

Durch diese Erscheinung entstehen häufig okkasionelle Laute: *h´*, *ṅ* (in *lõṅmẽ* entstanden genau wie *n* in *tunmẹ̄m*), vgl. § 99.

2. Tritt in den Beispielen *tudmẹ̄m* und *msyọ̈* die Öffnung, resp. Schließung des Nasenkanals zwar ebenfalls zu früh, aber doch nachdem schon das *d*, resp. das *m* begonnen hat, ein, so werden diese Konsonanten gewissermaßen in zwei Teile zerlegt, und es entsteht *tudnmẹ̄m*, *mpsyọ̈*. Hier sind also die Laute *d* und *m* nicht in andere verwandelt worden, sondern es sind neben ihnen, allerdings auf Kosten ihrer Dauer neue Laute entstanden.

Ähnlich läßt sich in dem ersten der unter 1. genannten Beispiele etwa auch eine Zwischenstufe *isavftu* nachweisen. Nur werden hier *vf* wegen ihrer großen Ähnlichkeit und wegen des allmählichen Übergangs doch immer als Einheit empfunden, vgl. § 131 gegen Schluß.

Hieher gehört ferner das *ə*, das im Französischen in allerhand Stellungen ertönt, wo man es nicht erwartet: *postscriptum*, gerade bei deutlicher Aussprache = *pọstəskriptọm* (sonst *pọ̄skriptọm* oder *pọsʿskriptọm*), *à l'Est de la France* = . . *ẹstə* . ., *attendez donc* = . . *dõkə* usw. Es kommt dadurch zustande, daß nach dem Konsonanten die Organe in die Neutralstellung (§ 109) zurückkehren und ein Rest von Luft ausgehaucht wird, der, weil der lockere Stimmbandverschluß überhaupt nicht gelöst oder doch im Moment der Verschlußlösung wiederhergestellt wurde (Letzeres wohl nur in Fällen, wo ein stimmhaftes Element folgt wie *Est de*), den Basisvokal erzeugt. Daß dieses *ə* häufig gegen den Willen des Sprechenden ertönt, zeigt

sich deutlich darin, daß man es auch bei Franzosen, die z. B. Latein sprechen, akzessorisch hören kann *postquam* = *pǫstəkụam*, *vita est quasi* . . . = *ęstə* . . . Passy-R. S. 232.

3. *vous avez besoin* . . Da alle Stufen von *vuzavębəzụẽ* über *vuzavębᵊzụẽ* zu *vuzavębzụẽ* je nach dem Sprechtempo vorkommen, so ist anzunehmen, daß auch in der letzten Stufe ein ᵊ beabsichtigt ist, daß man ihm aber nicht Zeit läßt, zu Gehör zu kommen. Noch deutlicher ist dies vielleicht in einem Fall wie *dtãzãtã* oder *t̄ãzãtã* für *dətãzãtã*, wo die Innervationen für die einander entgegengesetzten Muskelbewegungen der Verschlußlösung des *d* und der Verschlußbildung des *t* so rasch aufeinanderfolgen, daß sie sich aufheben.

la haine; *c'est hideux* = *laęn*; *sęidǫ̈*. Bei Einwirkung eines Sinnakzentes aber *lah̋ęn*; *sęh̋idǫ̈*. Der normale Expirationsstrom genügt also wohl nicht, um das *h* (vgl. die Beschreibung in § 133) zu Gehör zu bringen, wohl aber der unter dem Einfluß des Sinnakzentes verstärkte. Das könnte sich aber nur so erklären, daß das *h* auch bei normalem Expirationsstrom intentionell vorhanden ist. Daraus, nicht eigentlich direkt aus dem Einfluß des Schriftbildes würde sich dann erklären, daß das Unterbleiben der Bindung und Elision sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat; daran allerdings, daß es noch intentionell vorhanden ist, mag zum Teil das Schriftbild schuld sein, zum Teil aber auch die erwähnten stark akzentuierten Formen.

Reste von derartigen intenzionellen Lauten, die nicht zu Gehör kommen, sind öfter durch die Maßmethoden der «experimentellen Phonetik» festgestellt worden, vgl. z. B. Rouss. Princ. 920 ff., 974 ff.

Derartige intentionelle Laute wären natürlich, da sie eben nicht mehr gehört werden, unfehlbar einem baldigen völligen Schwund ausgesetzt, wenn nicht wie in den erwähnten Fällen Akzent- oder Tempodubletten, in denen der Laut wirklich gehört wird, doch immer noch die Intention des Lautes retten würden. Besonders ver-

wickelt wird die Sache aber dann, wenn auch noch verschiedene Behandlung je nach der Umgebung des Lautes eintritt. Ein Beispiel auch hiefür:

table, *quatre*. Derartige Wörter kommen im Französischen in vier bis fünf phonetischen Gestalten vor: 1. als *ta-bl*.., *ka-tr*.. mit der angedeuteten Silbentrennung und vollem *l* und *r* innerhalb der Sprechgruppe vor Vokalen; 2. als *tab* (oder *tap*), *kat* (oder *kad*), so zumeist innerhalb der Sprechgruppe vor Konsonanten; 3. als *tab*^{l}, *kat*^{r} mit stimmlosem *l* oder *r*, zumeist am Ende der Sprechgruppe; meist ist die Aussprache dann einsilbig, nach dem *b*, resp. *t* entweicht die Luft, die bereits im Mund angesammelt war, während die Zunge die Lage für den *l*-Laut, resp. *r*-Laut einnimmt, so daß der Nachhauch, der dadurch entsteht, die Resonanz des *l* oder *r* aufweist; 4. *ta-blə*, *ka-trə*, mit mehr oder minder deutlich gesprochenem *ə*, tritt unter Umständen für 2. oder 3. ein, bei besonders deutlicher und langsamer Aussprache, auch namentlich am Ende von Teilgruppen.

Historisch klar ist von diesen Aussprachen eigentlich nur 1. Diese Aussprache vor Vokalen bestand, soweit wir das Altfranzösische zurückverfolgen können. Für die andern Fälle erwarten wir fürs Altfranzösische das der Aussprache 4 entsprechende *tá-ble*, *ká-tre*. Diese Aussprache bestand jedenfalls auch. Daneben scheinen am Gruppenende aber auch, wohl als Schnellsprechformen, solche mit verstummter Liquida existiert zu haben, etwa *tá-b*^{e}, *ká-t*^{e}, wie sich weniger aus Reimen als aus zahlreich zu belegenden Verwechslungen der Endungen *-e*, *-le*, *-re* (vgl. § 314) ergibt. Diese Formen hätten heute *tab*, *kat* ergeben, wie 2, und tatsächlich läßt sich diese Aussprache heute sehr häufig neben der Aussprache 3 am Gruppenende konstatieren. Nun ist ein Zusammenhang doch keineswegs sicher. Die Formen *tab*, *kat* können in dieser Stelle auch ganz gut darauf beruhen, daß die Liquiden neuerlich verstummt sind, resp. intentionell bleiben; denn Wörter wie *robe*, *natte* werden häufig am Gruppenende

so gesprochen, daß der gebildete Verschluß überhaupt nicht mehr geöffnet wird. Bei gleicher Artikulation von *table*, *quatre* kann das *l* und *r* überhaupt nicht zu Gehör kommen, auch wenn die spezifische *l*- oder *r*-Bewegung vorhanden ist. Ganz sicher erklären sich wohl auf diese letztere Weise die Formen *tab*, *kat* im Gruppeninnern. Lautgesetzlich wäre in dieser Stellung 4, wie sich aus den Fällen ergibt, wo wir die Verbindungen im Wortinnern haben: *vădrədi*, *katrəvẽ*, *suflətẹ* u. ä. Es erklärt sich hier durch Analogie; weil sonst etwa in Fällen wie *robe*, *natte* die vorkonsonantische Form mit der Gruppenendform gleich war: *rǫb* = *rǫbblăš*, *nat* = *natblăš*, so wurde auch hier die Gruppenendform ins Gruppeninnere übertragen. Da man aber in *table carrée*, *quatre pommes* ebensowenig wie bei *robe verte*, *natte blanche* die Luft nach der Verschlußöffnung des *b* oder *t* frei entweichen läßt, vielmehr sofort zur Bildung des Anlautkonsonanten übergeht, so kann die Liquida in *tab*^{l}, *kat*^{r} bei der geschilderten Artikulation nur auf der Stufe eines intentionellen Lautes bleiben. Daß es wirklich, wenigstens im Anfang, diese Formen, die an der Organstellung des *l* und *r* festhalten, nicht die bereits gekürzten Formen *tab*, *kat* waren, die übertragen wurden, geht daraus hervor, daß es sonst nicht zu begreifen wäre, warum die Analogie nicht auch die vorvokalischen Formen ergriffen hat; man würde ja dann ebenso auch **ta-bǫ-val*, **ka-tǫm* erwarten. Solche analogische Formen kommen ja für einzelne Wörter vor, z. B. für *notre*, *votre*, aber eben ganz vereinzelt, während der Schwund von *l* und *r* vor Konsonant ganz allgemein ist. Übrigens kommen jene stimmlosen *l* und *r* unter Umständen auch wirklich zu Gehör, also: *tab*^{l}*karẹ*, *kat*^{r}*pǫm*, wenn diese Formen auch von französischen Phonetikern geleugnet werden.

4. Bei dem unter 1 behandelten Ersatz des *isavtu* durch *isaftu* hat, wie bereits angedeutet, eigentlich eine zeitliche Umstellung zweier Muskelbewegungen stattgefunden; statt

gleichzeitig Bildung des *t*-Verschlusses und Atemdruckverstärkung, oder auch (gewöhnlicher)

erst Bildung des *t*-Verschlusses, dann Atemdruckverstärkung (denn der Fortischarakter bleibt gewahrt, sofern die Verstärkung des Atemdrucks nur vor die Verschlußlösung fällt) findet statt:

erst Atemdruckverstärkung, dann Bildung des *t*-Verschlusses. — Ähnlich erklärt sich auch im Grund *psyọ̈*, *tunmẹ̄m* u. a.

Auf die psychologische Radix der Erscheinung kann hier nicht eingegangen werden; es sei nur darauf hingewiesen, daß es eine allgemeine Erscheinung ist, daß man bei sehr rasch aufeinanderfolgenden Bewegungen oft nicht imstande ist, die gewollte Reihenfolge einzuhalten. Etwas Ähnliches zeigt sich ja auch beim Schreiben, weniger beim Schreiben mit der Feder, wo die einzelnen Bewegungen zu sehr im Zusammenhang miteinander eingeübt sind und das unter den Augen entstehende optische Bild ein zu starkes Korrektiv bildet, als beim Schreiben auf der Schreibmaschine, wo man sehr häufig die Stellung der Buchstaben vertauscht.

Daß in den genannten Fällen bei der Vertauschung der beiden Bewegungen statt des gewollten Lautes (oder doch wie in 2 neben ihm) ein anderer entsteht, hat seinen Grund darin, daß der Laut von dem Zusammentreffen der beiden Bewegungen bedingt ist. Das ist aber nicht immer der Fall. Oft sind die beiden Bewegungen in ihrer Lautwirkung voneinander unabhängig, und dann vertauschen auch die beiden Laute den Platz. Man kann z. B. *žadrẽ* statt *žardẽ*, *maltid* statt *matild*, *blãsišọ̄r* statt *blãšisọ̄r* hören.

Dadurch aber, daß die beiden gewollten Elemente hier wirklich bestehen bleiben, nur in anderer Reihenfolge als beabsichtigt wurde, ist hier im Gegensatz zu den 1—3 angeführten Fällen die Diskordanz zwischen Wollen und Ausführen so evident, daß sie für die Entwicklung der Sprache nicht in Betracht kommt. Schon der

Sprechende taxiert die Erscheinung vielfach als «Versprechen», indem er «sich korrigiert», um so mehr tut es der Hörende.

Wichtig wird eine solche Umstellung nur dann, wenn die abweichende Reihenfolge besser in den Tendenzen der Laut- oder Silbenbildung der Sprache liegt; dann kann die ursprünglich ungewollte Reihenfolge so häufig vorkommen, daß sie die lernende Generation als die gewollte auffaßt und dadurch kann sie die systemmäßige werden. So tritt in der französischen Volkssprache und selbst in der Bourgeoissprache häufig am Silbenschluß *-sk* statt *-ks* ein: *fisk*, *lüsk*, *fẹlisk* usw. Eine je größere Wirkung aber die Schrift auf die Entwicklung einer Sprache hat, um so seltener sind die hiehergehörigen Fälle, wieder weil das optische Bild ein zu starkes Korrektiv bildet. So läßt sich diese Erscheinung im Französischen in den frühern Etappen viel häufiger konstatieren als heutzutage.

Nicht alles, was wie eine Metathese ausschaut, erklärt sich auf die genannte Weise. Vgl. Streitfragen der romanischen Philologie I, § 23—29.

Hier sollte sich nun die Darstellung der Geschichte der einzelnen Laute anschließen. Da aber die Quellen der Laute je nach der Stelle, die sie in der Silbe und in der Gruppe einnehmen und auch nach ihrer Quantität verschieden sind, so wird diese Materie besser erst nach dem nächsten Kapitel, das die Kombinationslehre behandelt, zur Sprache kommen.

VII. Kombinationslehre.

Lautverteilung in der Silbe.

§ 139. — Die französische Silbe hat normalerweise ihren Vollvokal, und zwar nur einen Vollvokal. Was also für das Französische charakteristisch ist, ist einerseits das Fehlen von vokallosen Silben, andrerseits der Mangel an echten Diphthongen.

Ausnahmen: 1. In den § 138, 3 erwähnten Fällen wie *table*, *quatre* bildet zwar in der als 3. Art erwähnten

Aussprache *tab*^{l}, *kat*^{r} der Liquid, wie schon gesagt wurde, in der Regel keine selbständige Silbe, gelegentlich kommt es aber doch auch vor, daß *ta-bl*, *ka-tr* gesprochen wird (bei *r* häufiger als bei *l*), wenn auch diese Art der Aussprache vielleicht nicht als die echt pariserische gilt.

2. Vokallose Silben entstehen hie und da durch den Schwund eines ə unter Ersatzdehnung des vorhergehenden Konsonanten (vgl. § 204, 2):

tü-vö-m^m*-ki-tẹ*; *il-ya-l*^{l}*-lu*

Das ə dürfte in solchen Fällen überall noch intentionell vorhanden sein, wie sich daraus ergibt, daß der zweite Teil des Konsonanten in diesen Silben weiter gesprochen zu werden pflegt als der erste.

3. Statt der Halbvokale *i̯*, *u̯*, *ü̯* (vgl. §§ 116—19) treten manchmal die Vollvokale ein, besonders nach Muta + Liquida: *früi*, *drua* oder *droa*; *pẹ̄i* (*paye*).

4. Zwei Hiatusvokale vereinigen sich ausnahmsweise beim schnellen Sprechen in einen Diphthong:

i-laü-la-lẹtr; *e*^{ü}*n-li̯ọn*

5. Das Vorhandensein zweier nicht aneinanderstoßender Vokale in einer Silbe kommt im Französischen häufig dadurch zustande, daß besonders am Gruppenende nach dem Konsonanten noch ein akzessorisches ə erklingt, für dessen Zustandekommen man § 138, 2 nachlese: *vaš*^{ə}, *sẽk*^{ə}.

Über vokallose Halbsilben s. § 143.

Historisches: Die Abneigung gegen vokallose Silben dürfte von jeher im Französischen bestanden haben, dagegen existierten früher recht zahlreiche Diphthonge und Triphthonge. Als letzter davon schwand im 17. Jahrhundert das ^{e}*o̥*, das auf früheres ^{e}*a*^{o} zurückgeht. Wie lange die Ausnahmen bereits bestehen, läßt sich aus Mangel an Beweismaterial nicht feststellen.

§ 140. — Sehen wir von den genannten Ausnahmen ab und nennen wir alle Elemente, die nicht Vollvokale sind, also außer den echten Konsonanten noch die Liquiden und Halbvokale «konsonantische Elemente», so

läßt sich die französische Silbe in ihrer Zusammensetzung folgendermaßen charakterisieren:

Vor dem Vokal stehen ein oder zwei konsonantische Elemente, seltener keines oder mehr, **nach** dem Vokal kann ein, selten zwei oder mehrere konsonantische Elemente stehen, häufiger steht keines.

Wir haben also folgende Silbentypen, wobei K die Gesamtheit der vor oder nach dem Vokal stehenden konsonantischen Elemente und V den Vokal bedeutet:

I. K+V, **II.** K+V+K, **III.** V, **IV.** V+K.

Das für das Französische Charakteristische ist nun natürlich nicht das Bestehen dieser Typen, die sich ja auch in andern Sprachen mehr oder minder vollständig finden werden, sondern die Art ihrer Verteilung und ihre relative Häufigkeit. Es läßt sich nämlich im Französischen ein großes Überwiegen des ersten Typus konstatieren, dem mehr als die Hälfte aller Silben angehören, dann folgen die andern Typen in der angegebene Reihenfolge. Aus Zählungen, die ich an verschiedenen von andern und von mir phonetisch transkribierten Texten vorgenommen habe, habe ich folgende Prozentzahlen der Häufigkeit für die verschiedenen Typen gewonnen: Typus I 58—72%; Typus II 20—30%; Typus III 4—10%; Typus IV ¾—3%.

§ 141. — Noch klarer werden die Tendenzen der französischen Silbengestaltung, wenn wir die Verteilung dieser Typen an den verschiedenen Stellen der Sprechgruppe ins Auge fassen. Nennen wir nämlich nach Analogie der Bezeichnungen Anlaut, Auslaut, Inlaut die erste Silbe einer Sprechgruppe Ansilbe, die letzte Aussilbe, die übrigen Insilben und betrachten wir zunächst die häufigste Art, die Insilben, so zeigt sich hier das Überwiegen des Typus I in noch viel stärkerem Maß: es ergeben sich dann für Typus I 70—81%; Typus II 16—24%; Typus III 2—6%; Typus IV weniger als 1%. Im Innern der Gruppe umfaßt also der Typus I im Durchschnitt ¾ aller Silben.

Man dürfte wohl kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß diese Bevorzugung des Typus I, die sogar für das Ohr des naiven Beobachters einer der hervorstechendsten Faktoren des Sondergepräges der französischen Rede ist (vgl. die scherzweise Nachahmung des Gesamteindruckes der französischen Rede durch den deutschen Satz: «Die Kuh rannte, bis sie fiel», phonetisch = *di-ku-rán-te bi-si-fíl*) aufs innigste mit der Atemdruckverteilung innerhalb der Silbe zusammenhängt. Der Druck dürfte sich zu Beginn der Silbe in rascher Steigerung vom Nullpunkt bis zum Gipfelpunkt erheben und sich hierauf einige Zeit in derselben Stärke erhalten oder nur ganz weniges abflauen, dann aber jäh und plötzlich von dem inzwischen vorbereiteten neuen Druckstoß unterbrochen werden. Leider sind diese Verhältnisse noch nicht mit den neuen Maßmethoden untersucht worden, es dürfte sich auch nicht leicht eine einwandfreie Methode finden, sie zu untersuchen: das Quantum der ausströmenden Luft ist nicht maßgebend, da diese an den verschiedenen Widerstandsstellen Hemmungen findet; man müßte die Thoraxmuskelbewegungen nach zuverlässigeren Methoden messen können, als bisher gefunden wurden.

Historisches: Die Neigung, die französische Silbe nach dem Typus I zu gestalten, also wohl die Tendenz, die oben erwähnte Druckverteilung durchzuführen, durchzieht wie ein roter Faden die ganze französische Sprachgeschichte; vgl. Gröber, Eine Tendenz der französischen Sprachgeschichte, Miscell. lingu. Ascoli, S. 263 ff. Mit ihr stehen eine ganze Reihe der historisch nachweisbaren Vorgänge im Zusammenhang: Nasalierung der Vokale, des *l* vor Konsonant, Verstummung von *s* und andern Konsonanten vor Konsonant am Silbenschluß, Kontraktion von Hiatusvokalen, Bindungserscheinungen. Mit der genannten Druckverteilung in Verbindung steht wohl auch die Monophthongierung von fallenden Diphthongen. Am stärksten war wohl die in Rede stehende Tendenz im 17. Jahrhundert fühlbar, damals dürfte der Silbentypus I

noch stärker überwogen haben. Nach dieser Zeit hat zum Teil wieder eine rückläufige Bewegung eingesetzt. Aber zum Teil wirken die Tendenzen noch heute; vgl. oben § 139, 4 ganz junge Hiatuskontraktionen und § 282 Verschiebungen bei konsonantischer Silbengrenze.

§ 142. — Die Intensität des Atemstoßes dürfte sich gegen das Ende der Sprechgruppe zu allmählich durchschnittlich steigern. Es wird diese Steigerung zwar durch die auftretenden stärkeren und schwächeren Sinnakzente, vielleicht auch durch rhythmische Akzente (vgl. § 67, 2 bis 76) durchbrochen, auch ist sie eben, weil sie mit Ausnahme der letzten Steigerung, die zu der von dem Gruppenakzent getroffenen Silbe führt, ganz allmählich ist, in der Regel nicht merkbar. Dennoch findet sie statt, ebenso wie die durchschnittliche Zunahme der Silbendauer, die eine Folgeerscheinung davon ist und die aus demselben Grund auch nicht merklich ist, wohl aber meßbar, vgl. § 91.

Anders nun als bei der Insilbe gestaltet sich die Sache bei der Aussilbe. Hier ist die ausgepumpte Luftmenge am größten, aber es drängt kein neuer Atemstoß nach, der Luftstrom kann langsam abschwellend entströmen. Dieses Abschwellen ist meist deutlich vernehmbar, auch bei der letzten Silbe von Teilgruppen, auf die keine Pause folgt (§ 53) und man kann daran solche Gruppenakzente von Intensitätsgipfeln im Innern einer Gruppe unterscheiden. Dieser abschwellende Teil wird nun recht gern dazu verwendet, Konsonanten und Konsonantengruppen zu erzeugen, die also am Ende der Aussilben relativ viel häufiger sind als am Ende der Insilben. Ich fand dementsprechend bei meinen Proben bei den Aussilben für Typus I 44—66%, Typus II 32—55%, Typus III ½—2%, Typus IV 0—1%, konsonantisch auslautend also 32—56%, gegenüber 16—25% bei den Insilben.

Häufig bleibt bei der Bildung des Konsonanten ein Luftrest, der ohne eigentliche Thoraxbewegung nach der

Öffnung der artikulierenden Teile entlassen wird und noch dazu dienen kann, ein schwaches *ə*, *l*, *r* oder *m* zu erzeugen, vgl. § 138, 2, 3. Dergleichen kommt auch bei Insilben gelegentlich vor, aber viel seltener.

Manchmal aber ist der Gruppenschluß doch auch abweichend gestaltet, und auf den eigentlichen starken Schlußstoß, der sich durch den Gruppenakzent markiert, folgt ein ganz kurzer Nachstoß. Dieser trägt dann den Konsonanten, eventuell gefolgt von *r*, *l*, *m*, wobei der Silbengipfel entweder in diese Liquiden fällt, oder in einen voll- oder schwachgesprochenen Basisvokal, unter Umständen auch *ō̆*, vgl. §§ 66, 139, 1. Darauf kann aber kein Konsonant mehr folgen.

Geben wir also an Beispielen eine Übersicht der möglichen Gruppenschlüsse:

pẽ; *kā̊ž*; *kā̊žᵊ*, *tåbˡ*; *kā̊-žᵊ*, *kå̍-žə*, *tå-bl*, *tå-blᵊ*, *tå̍-blə*.

§ 143. — Auch die Ansilben weichen gern von dem gewöhnlichen Silbentypus ab. Diese Abweichungen dürften ihren Grund haben in der allmählichen Zunahme der Druckstärke, da man hier in der Regel von dem normalen, ohne aktive Muskeltätigkeit erfolgenden Ausatmen zum Sprechatmen übergeht. (Natürlich ist hier abzusehen von Fällen, wo die Rede mit einem stärkeren oder schwächeren Sinnakzent beginnt, oder wo die Sprechgruppe nur aus einer Silbe besteht).

Dieses allmähliche Anschwellen des Druckes kommt besonders bei den vokalisch anlautenden Silbentypen zu Gehör, wo der Vokal regelmäßig mit dem sogenannten leisen Einsatz, d. h. ohne festen Verschluß der Stimmlippen gebildet wird. Der Druck erhöht sich allmählich, bis die Stimmlippen zur Schwingung gebracht werden. Die vokalisch anlautenden Typen (III und IV) sind hier denn auch häufiger als bei den übrigen Silben; es entfallen durchschnittlich von den Ansilben auf Typus I: 52—64 %, auf Typus II: 13—20 %, auf Typus III: 17—25 %, auf Typus IV: 3—7 %.

Andrerseits wird dieses allmähliche Anwachsen der Druckstärke häufig benützt, um noch vor dem ersten eigentlichen Atemstoß einen Konsonanten zu erzeugen, namentlich in raschem Sprechtempo: *ž-tə-rȧ-kõ-trẹ-sȧ*, *z-dõ-žo-rẹ-bə-zụẽ* (ce dont . . .), *m-syộ*, *l-mẹ̄tr*, *t-tã-zã-tã* (de temps . .). Da kein eigentlicher Stoß erfolgt, sondern sich diese Konsonanten gewissermaßen als Auslaut an die normale Expiration anschließen, kann man nicht eigentlich von Silben sprechen; wir wollen diese Gebilde als H a l b s i l b e n bezeichnen.

Häufig ist auch bei diesem Übergang zu der Sprechexpiration die Stimmritze bereits auf das Schwingen eingestellt, so daß ein ganz schwacher, halbsilbischer Vokal zu Gehör kommt, der in seiner Klangfarbe immer mehr oder minder an den Basisvokal erinnert, und zwar sowohl vor Vollsilben, als vor der genannten Art von Halbsilben:

ᵊsilvubȧ; *ᵊpurkilvusụȧ* . . . (beides Sarah Bernhardt, D. Jones, Intonation Curves, Leipzig 1909, S. 35); *ᵊžnẹ-pâdi* usw.

Doch scheint diese Ausspracheigentümlichkeit nicht allgemein zu sein, sondern nur manchen Individuen zuzukommen.

§ 144. — Es wäre nun noch die Anordnung der Laute in der Silbe näher zu bestimmen. Da die französische Silbe normalerweise nur ihren e i n e n Vokal hat (§ 139), so handelt es sich hier ausschließlich darum, die Stellung der Konsonanten zu diesem Vokal und besonders untereinander zu bestimmen. Da ist es nun die oberste Regel, daß die Laute nach ihrem Energieverbrauch, also nach ihrer Schallfülle, angeordnet werden. Die Reihenfolge ist also durch die im § 102 gegebene Abstufung bestimmt. Es tritt daher innerhalb der Silbe zwischen einen Konsonanten und den Vokal oder zwischen den Vokal und einen Konsonanten n i c h t e i n E l e m e n t, das k l a n g s c h w ä c h e r ist als dieser Konsonant, insbesondere tritt zwischen stimmhaften Konsonant und

Vokal oder zwischen Vokal und stimmhaften Konsonanten oder zwischen zwei stimmhafte Konsonanten kein stimmloses Element.

Da nun noch im allgemeinen die Halbvokale (H) schallstärker sind als die Liquiden (L), die Reibelaute (S) schallstärker als die Verschlußlaute (O), so ergibt sich, wenn wir den Vokal (V) in die Mitte setzen, folgendes Schema für die Anordnung der Konsonanten innerhalb der Silbe:

O S L H V H L S O

das dann durch die Regel, betreffend die stimmlosen Konsonanten, die wir soeben erwähnt haben, genauer bestimmt wird. Es ist also nach dem Gesagten *tsü* und *dzü* möglich, denkbar wäre auch *tzü* oder *ᵭzü* mit stimmlosem ᵭ; völlig ausgeschlossen ist aber *dsü* mit stimmhaftem *d* und stimmlosem *s*.

§ 145. — Die Laute einer Silbe, nach dem § 140 Gesagten selten mehr als vier, ordnen sich also nach diesem Schema an. Aber selbst in diesem Rahmen kommen lange nicht alle Kombinationsmöglichkeiten auch wirklich vor, wie wir später noch des genaueren sehen werden. So kommen für ...VH die Halbvokale *u̯* und *ü̯* nie und *i̯* selten vor. Für ...VLO kommt z. B. *mp*, das in andern Sprachen so häufig ist, im Französischen nie vor.

Dagegen kommt hie und da ein Glied doppelt vor (nie H). Besonders VLL: *fęrm*, *ęparń*. Außer LL findet sich auch häufig OO, seltener SS. Diese Doppelverbindungen haben ebenfalls zumeist ihre ganz bestimmte Reihenfolge, also z. B. V + *rm* oder *rń*, aber nie V + *mr* oder *ńr*, eine Reihenfolge, die auch wieder durch die Klangfülle gegeben ist. Zu VV s. § 139, 3 und 4.

§ 146. — Nun gibt es aber tatsächlich eine Reihe von Fällen, wo die Stellung der Konsonanten der angegebenen Stellungsformel nicht entspricht. Wir nennen solch eine Stellung normwidrig, im Gegensatz zur normalen Stellung, die der Formel entspricht. Es soll damit nicht gesagt sein, daß diese Fälle wirkliche Aus-

nahmen von dem in § 144 angegebenen Stellungsprinzip, das die Schallfülle des Lautes zugrunde legt, darstellen, beruht ja doch die § 102 erörterte Stufenfolge, wie dort gesagt, nur auf Durchschnittswerten, deren relative Geltung sich leicht verschieben kann. Immerhin läßt sich nicht verkennen, daß die Sprache eine gewisse Abneigung gegen diese normwidrigen Verbindungen hat und sich ihrer, wo sie durch die lautliche Entwicklung oder durch Aufnahme fremder lexikalischer Elemente oder durch Beeinflußung von seiten der Schrift entstehen, gern wieder auf die eine oder andere Weise zu entledigen sucht.

Diese Fälle sind die folgenden:

1. *y* steht stets unmittelbar vor oder hinter V (resp. HV): *kō-sęy*, *pę-yẹ*, *kǫ̈-yu̯ār*. So kommt es also zur normwidrigen Stellung LSV: *myẽ, pa-nyẹ*. Diese Aussprache ist aber nicht die einzige: daneben hat sich in diesem Fall die alte Aussprache mit *i̯* besonders häufig gehalten: *mi̯ẽ*, *pa-ni̯ẹ* (§ 119, 2). Wo es möglich ist, wird auch die Silbengrenze gern verlegt: *am-yẽ*, *pan-yẹ*. Auch habe ich *pa-nńẹ* mit Verwandlung des *y* zu *ń* gehört, und dies dürfte die Vorstufe zu dem besonders in nachlässiger Aussprache häufig zu hörenden: *pa-ńẹ* sein. Ob auch **mńẽ* oder **ḿẽ* für *myẽ* vorkommt, weiß ich nicht.

Noch seltener als *my* und *ny* kommt *ly* und *ry* als Silbenanlaut vor. Hier weicht die Sprache nicht nur zumeist auf eine der genannten Weisen aus: *kǫl-yẹ, il-nar-yẽ* oder *li̯ǫ̈*, *ri̯ẽ*, sondern das *i̯* erlangt sogar häufig, besonders im langsamen Sprechtempo, volle Silbengeltung: *li-ǫ̈*, *ri-ẽ*. Bei *l* kommt auch die dritte der genannten Arten vor; man hört *kǫ-ll′ẹ* und in nachlässiger Aussprache *kǫ-l′ẹ*, was dann zufolge einer für *l′* lautgesetzlich begründeten Tendenz auch zu *kǫ-yẹ* übergehen kann.

2. Die normwidrige Stellung ist veranlaßt durch Silbenschwund. Ein Basisvokal schwindet; die übrigbleibenden konsonantischen Bestandteile lehnen sich dann gern an die Nachbarsilbe an. Es sind hier zwei Fälle zu unterscheiden: in dem ersten stehen die Konsonanten,

deren Stellung normwidrig ist, von Anfang an unmittelbar nebeneinander, im zweiten waren sie ursprünglich durch den Basisvokal voneinander getrennt.

a) Hier handelt es sich um SL oder OL am Ende der Wörter. Es sind die § 138, 3, 139, 1, 142 besprochenen Fälle. L ist dabei entweder *r*: *pĕtr*, *lę̄vr* oder *l*: *tabl*, *sufl* oder in sekundären Bestandteilen auch *m*: *prism* oder *prizm*, *dǫgm*. *n* und *ń* scheinen nicht so vorzukommen (der Eigenname *Ariadne* wird gewöhnlich *Ariane* gesprochen und geschrieben). Bei *mn* ist nicht auszumachen, ob es eine normwidrige Stellung repräsentiert; übrigens sind auch diese Fälle sehr selten: *hymne, contemne.*

In allen diesen Fällen ist der Liquide stark geschwächt und pflegt — selbst nach stimmhaften Lauten — stimmlos erzeugt zu werden. Trotzdem nun, eben wegen dieser unenergischen Artikulation, diese Fälle vielleicht keine Ausnahme des Stellungsprinzips bilden, läßt sich doch deutlich erkennen, daß die betreffenden Liquiden längst geschwunden wären, wenn nicht überall die Formen mit Vollsilbe daneben stünden: *ta-blə* oder *ta-bl* usw. Tatsächlich existiert vielfach die Aussprache ohne Liquida daneben: *tab, kat, rümatis.*

Verwandt sind auch die § 142 erwähnten Fälle wie *kāž*ᵊ, die ja ebenfalls eine normwidrige Stellung repräsentieren.

b) Die andern Fälle kommen durch Analogie als Schnellsprechformen zustande, sind übrigens nicht sehr häufig. Nach *tüsku*, *ōsku* sagt man etwa auch *ęlsku.* Während aber dort die Silbenteilung *tüs-ku*, *ōs-ku* ist, kommt es hier zu *ęl-sku* (neben *ęls-ku* oder *ęl•s•ku*). Das Normale ist übrigens, selbst bei raschem Sprechtempo, *ęl-s*ᵊ*-ku.* — Ähnlich auch im absoluten Anlaut: *sku*, *spādā̆.*

3. Mit fremden Wörtern oder unter Einfluß der Orthographie werden normwidrige Stellungen übernommen wie wir sie etwa in *statü*, *ftizi*, *fiks*, *tękst*, *dękstr*, *ǫpstinę*, *ękstrę̄m* finden. Auch hier gibt es verschiedene Mittel auszuweichen: Geänderte Silbentrennung *las-ta-tü*, *laf-ti-zi*,

sogar *üns-ta-tü*, Metathese *fisk* (§ 138, 4), Schwund des ersten Konsonanten *ẹs-trẹ̄m*.

Historisches. Vor zirka drei Jahrhunderten waren normwidrige Fälle noch bedeutend seltener als heute, kamen wenigstens in den ungebildeten Kreisen vielleicht nahezu überhaupt nicht vor. In den unter 1. verzeichneten Fällen existierte die Aussprache mit *y* überhaupt nicht, man sprach *li̯ọ̈* wie *di̯ọ̈* usw. Wörter wie *ta-blə, su-flə, pris-mə, fik-sə* waren zweisilbig. Erleichterung durch Schwund war viel häüfiger: *ọs-ti-nẹ, ti-zi.*

Dauer der Laute.

§ 147. — Die in § 105 aufgezählten Laute kommen im Französischen, wie bereits § 92 auseinandergesetzt wurde, mit verschiedener relativer Lautdauer (Quantität) vor. Die Quantitätsgrade werden durch verschiedene Faktoren bestimmt: teils sind sie der Natur des betreffenden Lautes adhärent, teils sind sie von der Stellung des Lautes in der Silbe abhängig, teils sind sie dem Wortsinn adhärent, also etymologisch gegeben, teils sind sie auch von der Silbenintensität abhängig. Noch andere Momente, die in Betracht kommen, spielen eine mehr untergeordnete Rolle.

Was die Prinzipien der Quantitätsabstufung betrifft, so unterscheiden sich die Vokale sehr stark von den Konsonanten; die Liquiden verhalten sich vollständig wie die Konsonanten und werden also im folgenden unter einem behandelt. Die Halbvokale werden immer als überkurz empfunden.

a) Quantität der Vokale.

§ 148. — Hier ist wieder zwischen gruppenbetonten und unbetonten Vokalen zu unterscheiden Der Sinnakzẹnt, der den Gruppenakzent verstärkt, hat keinen auffälligen Einfluß auf die Vokalquantität, derjenige, der eine andere Silbe trifft, hat nur einen unwesentlichen.

α) Gruppenbetonte Vokale.

In der Quantität der betonten Vokale werden im allgemeinen zwei Abstufungen empfunden: kurz und lang. Es ist gleich zu bemerken, daß der Unterschied zwischen diesen beiden Quantitäten nicht so ausgesprochen zutage tritt wie in andern Sprachen, z. B. der deutschen. — Außerdem wird jedes betonte *ə* als überkurz empfunden.

Die Quantität der betonten Vokale hängt ab: 1. von der Stellung des Vokals in der Silbe, 2. von der Qualität des Vokals, 3. von etymologischen Verhältnissen.

Und zwar sind 1. kurz alle auslautenden Vokale; lang alle Vokale vor silbenauslautendem *r* und vor stimmhaftem Reibelaut, der die Silbe schließt, oder auf den noch ein *r* folgt (es kommt nur -*vr* in Betracht): *pâ*, *šå*, *bọ*, *bã*; *šẹ̄z*, *tå̄y*, *lǭž*, *rīv*, *šẹ̄vr*. 2. In den übrigen Fällen (vor einem oder zwei Konsonanten) sind zunächst die Nasalvokale, *â*, *ọ̃*, *ọ̈̃* (*ẹ̃* kommt so kaum vor) immer lang: *mã̄š*, *pâ̄l*, *gọ̄̃š*, *mọ̈̄̃t*, *ọ̃lọ̃kọ̄̃st*, *pẽ̄tr*. Die übrigen Vokale sind vor zwei Konsonanten, mit Ausnahme von OL und SL unmittelbar nach V, stets kurz: *šåst*, *pęrt*, *vǫlt*, *mǫ̈rtr*, *vęrdikt*, *müskl*, *urs*, *lüks*. Ferner sind *å*, *ǫ*, *ǫ̈*, *i*, *u*, *ü* vor stimmhaftem Verschlußlaut + *l* oder *r* durchweg schwankend, also *tåbl* und *tå̄bl*, *fudr* und *fūdr*; diese Vokale, sowie *ę*, vor *ń* kurz: *mõtåń*, doch wird mit Ausnahme von signe, maligne, ivrogne auch Länge angegeben. In allen andern Fällen sind *ǫ* und *ǫ̈* stets kurz: *rǫb*, *prǫpr*, *žǫ̈n* usw. 3. Für die übrigbleibenden Fälle (es handelt sich dabei nur um *å*, *ę*, *i*, *ü*, *u* vor einfachem Konsonant oder vor OL und SL) sind im ganzen und großen die etymologischen Verhältnisse maßgebend. Allerdings mit sehr vielen Ausnahmen und Schwankungen im einzelnen, bewahrt sich in diesen Fällen die Vokalquantität, wie sie im 17. Jahrhundert bestanden hat. Genaueres kann deshalb erst bei der Geschichte der einzelnen Laute gegeben werden.

Die eben gegebenen Regeln gelten für die normale Umgangssprache in Nordfrankreich. Dabei vermag ein

feines Ohr noch gewisse Unterschiede herauszuhören: die kurzen Vokale dürften im Auslaut im Durchschnitt weniger kurz sein als vor Doppelkonsonanz, vor stimmhaftem Verschlußlaut länger als vor stimmlosem Verschlußlaut, vor diesem länger als vor stimmlosem Reibelaut. Vor stimmhaftem Verschlußlaut besteht sogar eine gewisse Tendenz, den Vokal überhaupt zu längen. Auf das etymologische Prinzip dürfte zurückzuführen sein, daß in den Fällen, wo ein *y* auf *l'* zurückgeht, manche Individuen, statt nach 1. Länge, den kurzen Vokal sprechen. Auslautende Vokale scheinen am Gruppenende häufig gelängt zu werden, wenn der Redende andeuten will, daß er noch weiteres zu sagen hat.

Historisches: Die Tendenzen, die in der Regel 1 und 2 enthalten sind, haben erst seit dem 17. Jahrhundert allgemeiner zu wirken begonnen. Früher waren hauptsächlich die etymologischen Verhältnisse wirksam. Da diese im Fall 3 noch stark nachwirken, dürfte es angezeigt sein, auf die Quantitätsverhältnisse des 17. Jahrhunderts etwas näher einzugehen. Die Quellen der langen Vokale lassen sich für die damalige Zeit viel besser erkennen.

Diese sind

a) Kontraktionsprodukte: *reine* aus *reïne*, *assure* aus *asseüre*, *fouille* aus *foïlle*.

b) Ersatzdehnung: *fête* für *feste*; *basse* d. h. *bā-sᵊ* für älteres *bas-se*; *terre* d. h. *tę̄-rᵊ* für älteres *tęr-re*. Auch bei auslautendem *s*, vgl. *pas* d. h. *pā*. Diese Ersatzdehnung reichte auch über Konsonanten hinüber; so wurde im 17. Jahrhundert *cours* mit *ū*, *cour(t)* mit *ŭ* gesprochen.

c) Vokale, die aus Diphthongen entstanden waren, deren zweiter Bestandteil ein *u* aus urspr. *l* war: *ọ̄trᵊ*, 16. Jahrhundert *aotrᵊ*; *họ̄t*, 16. Jahrhundert *haot*; *pouce*, d. h. *pūsᵊ* aus einstigem *pọuće*; *veut* d. h. *vọ̈̄* aus einstigem *vöut* gegenüber *peut* d. h. *pọ̈̆* aus einstigem *pöt*; *cheveux* mit *ȫ* gegenüber *deux* mit *ö̆* (das natürlich nur in jenen Fällen ursprünglich berechtigt war, wo der auslautende

Konsonant als *s* oder *z* noch hörbar war, sonst hätte ja nach 2 Ersatzdehnung eintreten müssen).

Aber auch gewisse, noch weiterbestehende Diphthonge zeigen Länge, ohne daß die Gründe ganz klar werden: so die Wörter *huile, tuile, cuivre.*

d) Literaturwörter oder solche, die durch die Schrift beeinflußt sind, enthalten Längen gern dann, wenn ähnlich gebaute Wörter in dem volkstümlichen Sprachschatz vorhanden waren, die nach a—c Länge enthielten. Das zeigt sich beispielsweise deutlich bei den Substantiven auf *-tre*: man sprach und spricht mit langem Vokal *théâtre, idolâtre, salpètre* nach den zahlreichen Wörtern auf *-âtre* aus *-astre, champêtre* usw; man sprach einst und spricht noch heute zum Teil *mītre*, *arbītre*, *chapītre*, *vītre*, *tītre*, *pupītre* nach *épître*. Zumeist allerdings finden sich Analogien sowohl für den kurzen, als für den langen Vokal, und dadurch herrscht ein großes Schwanken, und die Ratio der Verteilung ist nicht immer leicht zu eruieren. Es werden noch andere Momente dabei von Einfluß gewesen sein, so sprach man *style* wohl weniger wegen des vereinzelten *île* mit *ī*, als deshalb, weil man dadurch das *y*, das oft einem doppelten *i* gleichkam, wiederzugeben vermeinte.

Freilich waren die Verhältnisse schon damals vielfach durch Analogie getrübt. Außerdem hatten die unter 1 und 2 verzeichneten Tendenzen schon in manchen Fällen viel früher eingesetzt. So waren die Vokale vor *z* schon im 16. Jahrhundert lang, vgl. die im einzelnen recht widerspruchvollen und rätselhaften Angaben bei Th. II, 601 ff. Im absoluten Auslaut, d. h. in Fällen, wo auch im Altfranzösischen kein Konsonant auf den Vokal folgte, war schon im 16. Jahrhundert vielfach Kürzung eingetreten. Schon im 16. Jahrhundert werden die Vokale in *eu*, *seu* (gewußt), *cou*, *sou*, *pieu*, *tableau* zum Teil als kurz angegeben. Im 17. Jahrhundert sind sie fast ausschließlich kurz bezeugt. Allerdings ist ein großer Teil dieser Fälle (z. B. von den genannten die vier letzten)

analogischer Entstehung, und zwar nach Fällen, wo der Vokal nicht im absoluten Auslaut stand, und dieser Umstand hat wohl manche Schwankungen im einzelnen hervorgerufen.

β) Sinnbetonte Vokale.

§ 149. — Der Sinnakzent, der die erste oder zweite Silbe eines Wortes trifft, ist nicht in der gleichen Weise an die Silbe gebunden wie der Gruppenakzent. Die Betonung der letzten Silbe von Wörtern, die überhaupt vom Gruppenakzent getroffen werden können, stellt sozusagen das Normale dar. Wenn man ein solches Wort nur irgend isoliert ausspricht, wenn man, was fast immer möglich ist, nach dem Aussprechen des Wortes, um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, eine kleine Pause macht und also die Sprechgruppe abschließt, erhält es sofort seinen Gruppenakzent. Dadurch erklärt es sich, daß in der Regel derartige Wörter ihre Vokallänge wenigstens einigermaßen bewahren, selbst wenn das Wort nicht am Gruppenende steht, Herabsinken zur Halblänge ist jedoch häufig, seltener gänzliche, ersatzlose Kürzung (vgl. § 154). Daß dagegen eine Silbe nur vom Sinnakzent getroffen wird, ist eine abnormale, fakultative Erscheinung, die immer mit einer ganz bestimmten Situation, aus der die Rede hervorgeht, zusammenhängt. Es ist deshalb für die Silbe, die nur vom Sinnakzent getroffen wird, im ganzen die Gestalt und die Vokalquantität maßgebend, die die Silbe im unbetonten Zustand aufweist. Im einzelnen gab und gibt es ja mancherlei Ausnahmen, vgl. § 151, 2. Im allgemeinen aber äußert sich der Einfluß des Sinnakzents nur darin, daß halblange Vokale unter dem Sinnakzent lang, unter einem starken Sinnakzent sogar überlang werden, kurze dagegen bleiben auch unter dem Sinnakzent unverändert.

γ) Unbetonte Vokale.

§ 150. — Bei unbetonten Vokalen kommt ausgesprochene Länge kaum vor. Sie schwanken zwischen Halblänge, Kürze und Überkürze, welche verschiedenen

Grade nur schwer durch feste Grenzen voneinander zu trennen sind. Außerdem machen die vielen Schwankungen und individuellen Verschiedenheiten große Schwierigkeit.

Danach dürfte es sich zur Erzielung einer bessern Übersicht empfehlen, wenn zunächst die Haupttendenzen der Sprache, der Verteilungsmodus, auf den sie hinzuarbeiten scheint, nach der Pariser Normalaussprache aufgeführt werden. Danach sind die Vokale in gedeckter Silbe fast immer kurz, ebenso bevorzugen die Vokale *ǫ* und *ǫ̈*, weniger entschieden *ȧ*, *i*, *u*, *ü*, *ę* und *ẹ* auch in offener Silbe die kurze Aussprache. Es ist aber zu bemerken, daß diese Vokale in offener Silbe doch im Durchschnitt nicht so kurz gesprochen werden als die Vokale in gedeckter Silbe. Ferner dürften sie auch hier vor stimmhaften echten Konsonanten und besonders vor stimmhaften Reibelauten durchschnittlich länger sein als in andern Fällen. Zur halblangen Aussprache neigen die Nasalvokale, *â*, *ọ*, *ọ̈*. Überkürze ist auch hier wieder die Regel für *ə*, ferner für alle Vokale, die im Hiatus stehen, d. h. vor einer vokalisch anlautenden Silbe. Diesen Normen entspricht also in der ersten Silbe: Kürze in *pǫrtẹ*, *kǫstik*, *pâstǭ̈r*, *põktüęl*; *pǫli*, *nǫ̈vyęm*, *pȧręs*, *piñõ*, *pusẹ*, *pütu̯â*, *fęsọ*, *fẹvriẹ*; Halblänge in *pãtufl*, *bâtõ*, *pọpyę̄r*, *žọ̈di*; Überkürze in *bəzu̯ẽ*, *pọęt*, *kriẹ*.

Dieses Gesamtbild erklärt sich dadurch, daß auf die Quantitätsverhältnisse früherer Zeit neue Tendenzen eingewirkt haben und daß diese Einwirkung aber je nach den verschiedenen Vokalen und je nach der verschiedenen Stellung des Vokals verschiedenen Widerstand zu bewältigen hatte. Die Halblänge von *â*, *ọ*, *ọ̈* und den Nasalvokalen ist z. B. in dem altererbten Teil des Lexikons historisch begründet, indem hier zumeist entweder Ersatzdehnung oder Kontraktion oder *l*-Diphthonge zugrunde lagen, vgl. § 148 hist. Aber andrerseits gehen viele heute kurze Vokale andrer Klangfarbe ebenfalls auf Kontraktionslängen zurück, um nur ein Beispiel zu nennen, etwa die Adverbia wie *poliement* > *poli-*

ment, vgl. die Zeugnisse betreffend der Quantität des *i* usw. Th. II, 585.

§ 151. — Immerhin würden aus diesem Widerstreit der historischen Grundlagen mit den neueren Tendenzen leicht übersehbare Normen hervorgegangen sein, wenn nicht noch verschiedene Faktoren hinzukämen, um das Bild zu einem sehr verworrenen zu gestalten. Es ist das 1. der Einfluß der Schrift, der z. B. Halblängen, die mit einem Zirkumflex bezeichnet wurden, einigermaßen vor Verkürzung schützte; 2. Analogiewirkungen; 3. in gewissen Fällen der Einfluß der Sinnbetonung (vgl. § 149), der manchmal die Bewahrung von etymologischen Halblängen durchgesetzt hat, in gewissen Ausnahmsfällen aber auch in früheren Sprachperioden Halblängen zu erzeugen imstande war.

Insbesondere haben wir auf folgende Punkte zu achten (Das Zeichen ̄̆ bedeutet im folgenden: halblang):

1. Jene unbetonte Silben, die mit gruppenbetonten langvokaligen verknüpft sind, haben die Neigung, ihren Vokalen Halblänge zu geben; vgl. *tī̆rã* 'ziehend' zu *tīr* gegen *tĭrã* 'Tyrann', *kū̆vã* 'brütend' zu *kūv* gegen *kŭvã* 'Kloster'. Häufig *dī̆zõ* wegen *il dīz*, *dīr*; *rū̆zẹ* wegen *rūz*; *fę̄̆rẹ*, *fę̄̆rmã* wegen *fę̄r* (*fer* und *je ferre*); *vę̄̆nmã* wegen *vę̄n* (*vaine*) gegen *ẹvę̆nmã*. Selbst dort, wo die Qualität des Vokals sich mehr oder minder ändert, kommen derartige Dinge vor: Wer *lę̄š* spricht, spricht auch gewöhnlich *lę̄̆šẹ*; ebenso *pẹ̄̆nibl*, das als Ableitung zu *pę̄n* gefühlt wird. Ferner ist etwa in *žẹü* (j'ai eu) das *ẹ* im Hiatus in der Regel nicht überkurz wie in *žẹ̆ã* (géant) wegen *žẹvü* (j'ai vu) usw.

2. In früheren Zeiten gab es eine große Menge von Halblängen, die durch Vokalkontraktion oder Ersatzdehnung zu erklären sind, s. o. § 150: *vẹ̄̆kü*, *gẹ̄̆tẹ*, *tū̆rẹ*, ferner einsilbige Wörter wie: des, les, six, dix, très, deux vor Konsonanten. Mit derartigen langen Vokalen sind dann auch Fremdwörter häufig gesprochen worden: zéro, Vénus, génie, zébu u. dergl. Es hängt dies offenbar mit dem Bestreben zusammen, die Laute weniger gebräuch-

licher Bestandteile des Lexikons deutlich zu Gehör zu bringen. Diese Längen haben sich nun ziemlich oft gehalten, wie es scheint, bei Wörtern, die häufig von einem Sinnakzent getroffen werden, mag dieser Sinnakzent nun auf dem Deutlichkeitsbestreben beruhen wie wohl bei fremden Bezeichnungen wie zéro, zébu usw., bei Zahlwörtern wie six, deux, bei Artikelformen, wo eine deutliche Aussprache oft die einzige Möglichkeit gab, Plural von Singular zu unterscheiden oder auf einer häufig vorkommenden emotionellen Färbung der Rede wie vielleicht bei gaîté, génie usw. Das würde voraussetzen, daß diese Wörter häufig auf zwei nebeneinanderstehende Weisen gesprochen wurden, mit Länge oder Halblänge unter dem Sinnakzent, mit Kürze (der allgemeinen in § 150 auseinandergesetzten Tendenz folgend) ohne Sinnakzent, wobei dann in den genannten Fällen die erste oder zweite Ausspracheart schließlich den Sieg davontrug. Es scheint nun jenes Schwanken in jener Zeit vielfach analogisch auf solche Wörter übertragen worden zu sein, deren erste Silbe keine etymologische Berechtigung zur Länge hatte, so daß nun auch diese heute häufig in sinnunbetonter Stellung Halblänge der ersten Silbe aufweisen, z. B. mari, curé, Paris, bijou, pigeon, périr, guérir, frémir usw.

Die Abhängigkeit vom Sinnakzent scheint daraus hervorzugehen, daß sich unter diesen Wörtern zumeist ganz kurze (zweisilbige) finden, deren eigentliche Tonsilbe recht bedeutungsleer ist, so daß die Tendenz durch den Sinnakzent zu ersetzen, was ihnen an Klangfülle abgeht, hier besonders stark sein mußte. Beachte, daß unter diesen Wörtern besonders viele sind, die regelrecht ein dumpfes ə haben sollten: périr, gémir usw.

§ 152. — Die Möglichkeit der besprochenen analogischen Beeinflussungen ist natürlich in erster Linie von den Stärke- und Häufigkeitsverhältnissen, die zwischen den einzelnen Formen bestehen, abhängig. Aber nicht allein von diesen. Wie die Qualität der Vokale das Festhalten an den historisch gegebenen Verhältnissen teils begünstigt,

teils hemmt, so begünstigt oder hemmt sie auch die im vorigen Paragraph besprochenen analogischen Einflüsse auf die Vokalquantität. Es läßt sich z. B. erkennen, daß der Widerstand der kurzen Vokale gegen die in § 151, 1 besprochene analogische Dehnung ungefähr in der Reihenfolge abnimmt, wie die Vokale in § 150 aufgezählt wurden. Vgl. bei den Verben auf *-žẹ* und *-vẹ*, wo diese Wirkung von den stammbetonten Formen ausgeht, die nach § 148, 1 stets langen Vokal haben:

Für K + L + V + *ž*: *abrǫ̆žẹ, utrăžẹ, nǫfrā̆žẹ* neben *-ăžẹ*, nur *ǫblī̆žẹ, abrę̄̆žẹ* oder *abrę̆̀žẹ* (nach den Angaben von Michaelis-Passy; die ja vielleicht nicht allgemeine, wohl aber symptomatische Gültigkeit beanspruchen dürfen).

Für sonstiges K + V + *ž*: *prǫpăžẹ, vǫltī̆žẹ* neben *-ĭžẹ, kǫrī̆žẹ* neben *-ĭžẹ*; aber nur *prǫtę̄̆žẹ* oder *-ę̆̆žẹ*.

Für Verba auf *-vẹ*: *innǫ̆vẹ*, aber *abrǭ̆vẹ, ẹprū̆vẹ, ā̃trăvẹ, aktī̆vẹ, ẹtū̆̆vẹ*.

Auch die folgenden Konsonanten scheinen von Einfluß zu sein, am meisten scheinen *z*, *r*, *ž*, weniger *v*, *m*, *n*, noch weniger die andern Konsonanten die analogische Längung zu begünstigen.

Zu erwägen wäre noch, inwieweit die leichten Verschiebungen der Qualität, die die einzelnen Vokale, und zwar in verschiedenem Grad, bei ihrer Längung erfahren (vgl. § 111), an diesem verschiedenen Verhalten schuld sind.

Zur Untersuchung der Vokalquantitäten scheinen mir die Angaben in Michaelis und Passy, Dictionnaire phonétique de la langue française, Hannover-Berlin 1897, deshalb am geeignetesten, weil sie offenbar die Aussprache eines einzelnen Individuums sehr einheitlich wiedergeben; zur Kontrolle ziehe man immerhin die Angaben im Dictionnaire général von Hatzfeld, Darmesteter und Thomas heran, wo allerdings die Bezeichnungs- oder Auffassungsweise sich während des Druckes in manchen Punkten geändert zu haben scheint. Bei den zahlreichen Abweichungen, die sich in diesen zwei Darstellungen finden, dürften viel weniger wirkliche Verschiedenheiten der Aussprache als verschiedene Auffassung seitens der Beobachter zugrunde liegen. Zu einer einheitlichen Auffassung zu gelangen, wird auch dem einzelnen

Beobachter sehr schwer, namentlich ist die Scheidung von halblangen und kurzen Vokalen sehr oft schwierig und von der momentanen Disposition abhängig, wie ich sehr deutlich erkannte, wenn ich denselben Phonogrammtext mehreremal unabhängig transkribieren wollte: es gab immer eine beträchtliche Anzahl von Fällen, wo sich die verschiedenen Transkriptionen in diesem Punkt voneinander unterschieden. Im ganzen aber nähert sich meine Auffassung der französischen Vokalquantität mehr der Auffassung Passys, als der des Dictionnaire général. Für die geschichtlichen Verhältnisse kommt vor allem Thurot in Betracht. Für das 16. Jahrhundert außerdem W. Gaßmann, die Vokalquantität im 16. Jahrhundert, Diss. Halle 1906.

b) Quantität der Konsonanten.

§ 153. — Die überwiegende Mehrzahl der französischen Konsonanten wird von dem Ohr als kurz empfunden. Doch ist immerhin die Zahl jener Konsonanten, die als Längen gehört werden, noch groß genug; sie stehen teils in der Silbe und zwar als Anlaut oder Auslaut (oder auch als Inlaut vor dem Auslaut), teils an der Grenze zweier Silben, von jeder einen Teil bildend.

§ 154. — Im Silbenauslaut werden die einfachen Konsonanten häufig, besonders nach kurzen Vokalen, gelängt, wenn Sinn- und Gruppenakzent zusammentreffen (§ 67, 1). Folgen in diesem Fall zwei Konsonanten, so scheint die Behandlung eine verschiedene zu sein: man längt teils den ersten, teils den zweiten, teils beide.

Diese Art der Konsonantenlängung ist wahrscheinlich als eine Ersatzdehnung aufzufassen. Sie ersetzt das ə, das ja auch noch jetzt an solcher Stelle gern eintritt. In Fällen wie: ils étaient presque morts de soif *(sṷåf̄)*, une aventure d'hôtel *(dọtẹl̄)* liegt analogische Übertragung zunächst des ə vor, wie man ja auch tatsächlich *sṷafə*, *dọtẹlə* hören kann.

Eine andere Art der Ersatzdehnung scheint mitunter vorzukommen, wenn gewöhnlich gruppenbetonte Silben mit langem Vokal gelegentlich im Innern der Gruppe zu stehen kommen, z. B.:

sẹt-lẹk-tür̄-mi-rå-kü-lọ̄z (statt *lẹk-tür̄*). Vgl. § 92, 1. Absatz.

§ 155. — Auch im Silbenanlaut ist die Längung des Konsonanten ein Zeichen des Sinnakzentes, aber des Sinnakzentes, der nicht mit dem Gruppenakzent zusammenfällt, vgl. § 67, 2, 70, wo auch Beispiele. Diese Längung kann in diesem Fall sehr beträchtlich sein und es kann geschehen, daß ein Teil des Konsonanten bereits in den Schluß der vorigen Silbe tritt, z. B.:

mę̨m-m̄alǫ̈rǭ̈z (mais malheureuse).

Dann gehörte der Fall eigentlich in den folgenden Paragraphen.

§ 156. — Abgesehen von diesem Fall stehen intersilbische lange Konsonanten (Doppelkonsonanten):

1. Wenn zufällig der silbenanlautende Konsonant mit einem gleichgearteten silbenauslautenden zusammentrifft: *kurrẹ* (courrai), *nę̨ttẹ* (netteté), *sətǫtę̨llå*, *pâddã̆žẹ*, *grǫ-kǫmmõbrå*; auch in Fällen wie *mę̨ddǫtę̨l* (Schnellsprechform für maître d'hôtel), *dissę̨t* (aus *dizesę̨t*); ferner *sẹri̯ọ̈zzǫküpasyõ*. Auch in Halbsilben (§ 143): *ž-žu*, *s-sõ* (ce sont) usw.

In allen diesen Fällen wird der Doppelkonsonant in der Regel in einem gesprochen. Bei Verschlußlauten entfällt zumeist die Verschlußlösung des ersten und Verschlußbildung des zweiten Konsonanten (wie übrigens auch häufig beides unhörbar wird, wenn ganz verschiedenartige Verschlußlaute zusammentreffen).

2. Verdoppelung durch Einfluß der Schrift: *ę̨ssãs*, *kǫllabǫrẹ*, *ę̨rrẹ*, *innẹ*, *littǫral* usw. Diese Verdoppelungen sind gewissermaßen entstanden, weil man zeigen wollte, daß man wisse, wie das Wort geschrieben würde. Sie finden sich deshalb gerade bei vielen, recht häufig gebrauchten Schriftwörtern nicht, und die meisten der Wörter, wo sie sich finden, schwanken zwischen der einfachen und doppelten Aussprache. Die Aussprache mit einfachem Konsonant pflegt die ältere zu sein. Als Schriftwörter sind nicht nur aus den klassischen Sprachen entlehnte Wörter aufzufassen, sondern auch gewisse Erb-

wörter, die hauptsächlich von der Literatur leben, z. B. *issü* neben *isü,* sogar *allǖr* neben *alǖr*.

3. Die Pronominalformen *llə*, *llȧ*, *llẹ*, die sich in gewissen Gruppen nach vokalischem Auslaut finden. Dieser Fall geht eigentlich auf 1. zurück. Il l'entend und il entend wären nämlich gleichlautend geworden, da das *l* vor Konsonanten schwand, vgl. il voit = *i vu̯a*; il lave = *i lav*. Die Notwendigkeit, das Objektspronomen zum Ausdruck zu bringen, läßt aber an der Aussprache *illãtã* festhalten. Ebenso il l'a vu = *illavü*. Danach analogisch auch *illavu̯a*, *illẹvu̯a*. Da nun ein *illavu̯a* einem *ivu̯a* gegenüberstand, wurde *lla* als Objektspronomen gefühlt, und man bildete zu *tüvu̯a* ein *tüllavu̯a*, zu *õvu̯a* ein *õllavu̯a* usw. Diese Formen sind seit dem 17. Jahrhundert belegt.

VIII. Vorkommen und Quellen der Laute.

§ 157. — Es wäre nun zu bestimmen, in welcher Weise jeder Laut im Französischen vorkommt, d. h. unter welcher Silbenintensität, mit welcher Quantität, in welcher Verbindung mit andern Lauten, in welcher Häufigkeit. Alle diese Faktoren stehen in einem gewissen Zusammenhang miteinander, und von den wesentlichen akustischen Faktoren scheint bloß die Tonhöhe, resp. die Tonmodulation in keinem direkten Zusammenhang mit der Qualität zu stehen und sich frei mit allen Qualitäten zu verbinden, so daß wir ihn in diesem Kapitel außer acht lassen können.

Nun ist das Vorkommen und die Häufigkeit eines Lautes in einer bestimmten Umgebung, mit einer bestimmten Dauer usw. von zwei Momenten abhängig. Erstens von der zufälligen Zusammensetzung des Wortschatzes, zweitens von den allgemeinen phonetischen Entwicklungstendenzen der Sprache und ihrem phonetischen Gesamtcharakter. Das Auseinanderhalten dieser Momente ist von großer Wichtigkeit. Die allgemeine phonetische Tendenz bewirkt, daß der Einführung gewisser fremder Laute und Lautverbin-

dungen ein gewisser Widerstand entgegengesetzt wird, der nun in vielen Fällen zur phonetischen Veränderung des Wortes führt. So wird der Franzose, trotz vieler neuer englischer Lehnwörter, kaum dazuzubringen sein, die englischen Laute *þ*, *đ*, *ɔ*, *ʒ* (nach der Bezeichnung des Sweetschen Systems) zu sprechen, wenigstens tut er es heute noch nicht; ebensowenig die nachtonigen Verbindungen, wie sie in den deutschen Wörtern leben, legen, Würfel usw. bestehen. Manchmal wird allerdings ein solcher Widerstand im Lauf der Zeit überwunden, entweder dadurch, daß die Kultureinflüsse, die zur Aufnahme fremden Gutes führen, sehr stark werden oder dadurch, daß die spontane Entwicklung der Sprache allmählich Gebilde erzeugt, die sich den fremden nähern. So bestand ehemals ein großer Widerstand gegen die ital. Affrikaten *z (ts)* und *č (tš)*, dieser ist heute nicht mehr so fühlbar, weil die Sprache inzwischen aus sich selbst zu ähnlichen Verbindungen gelangt ist.

§ 158. — Andrerseits darf man sich aber nun nicht vorstellen, daß alles, was nicht in altheimischen Wörtern belegt ist, auch nicht dem allgemeinen Sprachcharakter gemäß ist. Es kann rein zufällig fehlen. Die Verbindung *-rz* am Silben- und Gruppenschluß kommt nur in dem Wort *quatorze* vor. Wäre das lat. *quattuordecim* im Franz. durch ein anderes Wort ersetzt worden, wie es im Rum. geschehen ist oder wie *septendecim* bereits im Vulgärlatein, so würden wir Gefahr laufen, die Verbindung *-rze* für unfranzösisch zu halten, während sie nur zufällig nicht belegt ist (wobei es gleichgültig ist, ob die urfranz. Entwicklung von *quatorze* streng lautgesetzlich ist oder nicht). Die nachtonige Verbindung *-rpr* kommt nur in *pourpre* vor, *-rkr* überhaupt nicht, *-rpl* überhaupt nicht, *-rkl* nur in einigen wenigen Wörtern. Wir werden immerhin den Schluß wagen dürfen, daß dies ein Zufall sei und annehmen, daß es anders wäre, wenn z. B. nur *mercuri* sich wie im Südosten als selbständiges Wort gerettet hätte. Aber wenn *pourpre* nicht wäre, so wären wir doch

wenigstens in bezug auf *-rpl* und *-rpr* unsicher. Schwieriger ist schon die Beurteilung bezüglich der Verbindung *-vl*, die im Franz. nicht besteht. Aber es besteht *-vr*, andrerseits *-fl* und *-fr*. Ist das Fehlen von *-vl* nun ein Zufall oder nicht? Die Frage scheint ohne jede Bedeutung, kann aber sofort von Wichtigkeit werden, wenn es sich darum handelt, die Gestalt zu beurteilen, die ein fremdes, sagen wir ein dialektisches Wort, das *-vl* hat, im Franz. annimmt, oder auch, wenn es sich um die Beurteilung eines offenkundig heimischen Wortes handelt, bei dem wir nach den bisherigen Erfahrungen der Lautgeschichte *-vl* erwarten und nicht finden.

§ 159. — Die beschreibende Grammatik wird also so genau, als es möglich ist, festzustellen haben, was an Lauten und Lautverbindungen in jeder Stellung vorhanden ist und was nicht, und durch lautphysiologische Erwägungen, Analogieschlüsse festzustellen suchen, ob das Fehlen ein zufälliges ist oder nicht. Was die Laute an und für sich betrifft, so wird man wohl das nicht Vorkommende mit einer gewissen Beruhigung als nicht französisch ansehen können, da ja jeder Laut, um richtig erzeugt werden zu können, einer gewissen Übung bedarf. Schwieriger ist die Entscheidung, wenn ein Laut in einer gewissen Stellung in der Silbe nicht vorkommt (z. B. die § 145 erwähnten Fälle), oder bei Lautverbindungen. Eine Verbindung wie *-rple* würde jeder Franzose wohl auch ohne besondere Einübung leicht treffen, aber in andern Fällen ist die Sache nicht so leicht zu beurteilen.

§ 160. — Zum Verständnis der heutigen Zusammensetzung der Sprache und der Vorgeschichte ist es auch oft erforderlich, das zu unterscheiden, was von vornherein vorhanden war und was erst durch spätere Übung erworben wurde. Um dies auseinander zu halten, werden wir uns oft der Ausdrücke p r i m ä r und s e k u n d ä r zu bedienen haben. Primär werden wir also eine Verbindung, ein Vorkommen nennen, das sich durch die ununterbrochene Entwicklung von selbst ergibt und zwar inner-

halb einer Silbe, da ja die Silbe die kleinste physiologische Einheit darstellt. Sekundär nennen wir, was sich erst von einem gegebenen Zeitpunkt durch einen äußern Faktor gestaltet, mag nun dieser äußere Faktor die phonetische Entwicklung einer Nachbarsilbe sein (z. B. der Schwund des Vokals der Silbe, was zumeist gleichbedeutend ist mit dem Schwund einer Silbe überhaupt) oder eine analogische Umgestaltung (z. B. nach Formen mit einer andern Akzentstellung) oder die Aufnahme neuen lexikalischen Stoffes oder die Beeinflussung seitens der Wiedergabe durch die Schrift. Natürlich sind die Ausdrücke primär und sekundär relativ zu nehmen: eine sekundäre Erscheinung kann gegenüber andern, noch jüngern als primäre aufgefaßt werden.

[Die nachfolgende Übersicht über den nfranz. Vokalismus und Konsonantismus ist natürlich nicht als jene Darstellung aufzufassen, die § 159 als eine eigentliche Aufgabe der deskriptiven Grammatik gefordert wird, sondern nur als eine vorläufige Skizze einer solchen Darstellung, ein Rahmen, der durch viele eingehende Detailuntersuchungen noch auszufüllen sein wird. Speziell schien es mir nicht nötig, daß aus dieser Elementardarstellung ersichtlich werde, was mir nur zufällig zu fehlen scheint; allerdings habe ich nicht die nötigen Untersuchungen angestellt, um mich zu überzeugen, ob der Schein nicht trügt. Auch was die Häufigkeit der einzelnen Erscheinungen betrifft, habe ich mich mit wenigen Andeutungen begnügen müssen.]

a) Vokale.

§ 161. — Wir haben gesehen, daß es im Franz. vier Silbentypen gibt, und zwar mit ungleicher Häufigkeit: KV, KVK, V, VK. Jeder der franz. Vokale kommt nun in jedem Silbentypus vor, ist also in I, III auslautend, in III, IV anlautend, in II inlautend. Nur *ə* kommt primär bloß in I, sekundär auch in II, in III und IV (also silbenanlautend) überhaupt nicht vor, abgesehen von

den in § 143 besprochenen Halbsilben, in denen er nur reduziert auftritt.

Daß irgendein Vokal eine Verbindung mit einem der im Franz. vorkommenden Konsonanten oder Konsonantenverbindungen nach seiner Natur völlig verschmäht, dürfte nicht der Fall sein, wenn auch manche dieser Verbindungen zufällig fehlen und viele nur sekundär vorhanden sind. Gegen einige wenige Verbindungen allerdings besteht eine offenbare Abneigung, aber auch diese kommen gelegentlich durch sekundäre Verschiebungen doch vor. Dies ist der Fall für die Vokale *ẹ*, *ọ*, *ọ̈* vor einem *r* derselben Silbe, ferner für Nasalvokale vor Nasalkonsonant derselben Silbe. Wirklich vollständig scheinen nur die Nasalvokale vor *ń* und *y* derselben Silbe zu fehlen.

Etwas geringer sind die Kombinationsmöglichkeiten, wenn wir die Silben je nach ihrer Stellung in der Gruppe getrennt betrachten. Namentlich ist da die Behandlung der Aussilbe in manchen Punkten eine besondere. Es treten hier wesentliche Unterschiede zutage, je nachdem die Silbe vokalisch oder konsonantisch auslautet (I, III einerseits, II, IV anderseits), während es keinen Unterschied macht, ob sie konsonantisch oder (was hier verhältnismäßig recht selten ist) vokalisch anlautet. Speziell gilt für die reine, d. h. von Provinzialismen freie Aussprache, daß in I, III *ọ* und *ọ̈* fehlen, in II, IV dagegen *ə* und *ẹ́*. Hier läßt sich auch das Fehlen von gewissen Vokalen vor gewissen Konsonanten und Konsonantenverbindungen konstatieren.

§ 162. — Historisches. Soweit es sich um Sprachgut handelt, das aus dem Altfranz. ererbt ist, geht der Typus I, III der Aussilbe zurück:

A. Auf altfranz. . . VK (dies am häufigsten): *vẽ* altfranz. *vĩn*, *põ* altfranz. *põnt*, *lâ* altfranz. *las*, *klẹ* altfranz. *klẹ̄f*, usw.

B. Auf altfranz. . . V + *e* (K) (hier fehlen die Nasalvokale; *a*-Laute nur nach *u̯*): *vi* altfranz. *vi-e*, *žu* altfranz.

ǵó-e, *ę* altfranz. *hái-e*, *vu̯a* altfranz. *vu̯ẹ-e*ⁿ*t* oder *vu̯ẹ-e* ('via') oder *vu̯ę-es* ('vias').

C. Auf altfranz. . . V (dies am seltensten; hier fehlen die Nasalvokale): *dẹžȧ* altfranz. *dezǵa*, *isi* altfranz. *i*ᵗ*si*, *mę* altfranz. *mai*, *pö̞* altfranz. *pöü*, *klu* altfranz. *klo*.

Die Typen II und IV gehen zurück:

D. Auf altfranz. . . VK*e*(K): *rā̃t* altfranz. *rénte*, *nö̞v* altfranz. *nüö́ve*, *fę̄t* altfranz. *fę́ste*, *pǫrt* altfranz. *pǫ́rte* oder *pǫ́rtes* oder *pǫ́rte*ⁿ*t* usw.

E. Seltener auf altfranz. . . VK: *su̯af* altfranz. *su̯ęf*, *pār* altfranz. *part*, *sęl* altfranz. *sēl*.

§ 163. — Historisch gehört also eng zusammen: AE einerseits und BD andrerseits. Heute sind alle Typen regulär Oxytona, aber DE auch durch das antretende fakultative *ə* (§ 138, 2, 212) gelegentlich Paroxytona. Ursprünglich aber waren AE und C Oxytona und BD Paroxytona. Noch bis ins 18. Jahrhundert unterschieden sich die Typen AEC und BD voneinander, nachdem das *ə* schon längst in der Regel stumm war, und zwar durch die Quantität des betonten Vokals und besonders durch die Intensitätsverteilung. Was das letztere betrifft, so hatten die ursprünglichen Paroxytona schleifenden Akzent, die ursprünglichen Oxytona Stoßton. In bezug auf die Vokalquantität ist zu sagen, daß zwar in beiden Klassen lange und kurze Vokale vorkamen; aber sowohl diese als jene waren in den ursprünglichen Paroxytonis im Durchschnitt länger als in den ursprünglichen Oxytonis, vgl. Th. II, 643. Die Verschiedenheit der Intensitätsverteilung scheint sich in der provinziellen Aussprache des Französischen in ziemlich weitem Umfang bis auf den heutigen Tag erhalten zu haben, vgl. J. Poirot, Mémoires de la Société néo-philologique (Helsingfors) III, 560.

§ 164. — Der Typus A zerfiel in ähnlicher Weise in zwei Untertypen, dadurch, daß das auslautende *s* eine Ersatzdehnung hinterlassen hatte, die wahrscheinlich ebenfalls mit irgendeiner Verschiedenheit der Intensitätsverteilung verknüpft war. Nur ist allerdings dort, wo

das *s* flexivischen Ursprung hatte, also in der weitaus überwiegenden Mehrheit der Fälle, dies Verhältnis schon im 16. Jahrhundert vielfach durch Analogie getrübt worden, und diese Trübungen sind zum Teil auch in die andern Stellungen hineingetragen worden. Wenn z. B. Lanoue den Vokal der 1., 2. Person von *douloir*, *vouloir* als lang und den von *mouvoir* und *pouvoir* als kurz angibt, so verstehen wir das vollkommen, weil hier dieselbe Verteilung in der 3. Person zurecht bestand, § 148 hist. 3, und ähnliche Gründe erklären die Länge in der 1., 2. Person von *connoistre*, *paroistre*, *croistre* neben der Kürze in *croire*, *boire*. Manche andere Verschiedenheiten bei den Verben sind freilich nicht so ohne weiteres verständlich. Am verwickeltsten aber liegen die Verhältnisse bei der Pluralbildung, wo die Länge der oxytonen Plurale sehr früh, bereits im 16. Jahrhundert, zum großen Teil aufgehoben zu sein scheint (allerdings gilt das vielleicht bloß für ein relativ kleines Gebiet im Zentrum, während sich der Unterschied in der Provinz besser hielt) und die Quantitätsdifferenz zunächst nur dort erhalten blieb, wo sich der Plural durch das Verstummen des Endkonsonanten vor *s* ohnehin ziemlich stark vom Singular unterschied. In Wörtern also wie *bonnet*, *mot*, *coc*, *court*, *drap* war der Vokal im Singular kurz, im Plural lang, in Wörtern dagegen wie *allé*, *feu*, *clou* war ausgeglichen, indem der Singular auf den Plural eingewirkt hatte. Als dann in den Worten der ersten Kategorie der Endkonsonant auch im Singular völlig verstummte, da waren den Analogiebildungen Tür und Tor geöffnet. Diese Analogiebildungen fanden aber nicht nur nach den Wörtern der zweiten Klasse statt, also im Sinn einer Unifizierung, sondern auch nach der ersten Klasse im Sinn einer neuen Differenzierung. Endlich freilich wurde überall unifiziert, hauptsächlich wohl durch die Abhängigkeit, in die die Vokalquantität von der Silbenstellung und Vokalqualität geriet. Vergleiche die Darstellung von Thurot, die allerdings dringend einer kritischen Bearbeitung bedürfte, II, 620 ff.

§ 165. — Was die unbetonten Silben betrifft, so würde infolge der primären Entwicklung die Kombinationsmöglichkeit in ihnen geringer sein als in den Aussilben. Dafür aber wurde durch sekundäre Verschiebungen, namentlich durch Analogiebildungen nach den gruppenbetonten Formen, alles was hier möglich ist, auch in die unbetonten Silben verschleppt, so daß in Tat und Wahrheit das Bild, das uns die unbetonten Silben bieten, noch viel bunter ist als das der Aussilben. Erwähnt sei hier bloß, daß der Basisvokal, der in der Aussilbe sehr selten ist, in den unbetonten Silben sehr häufig vorkommt.

α) Oralvokale.

1. Die hohen Vokale: *i*, *ü*, *u*.

§ 166. — Was die Vokalquantität betrifft, so ist zu bemerken, daß bei *i* und *ü* der Endsilbe vor *s* eine gewisse Tendenz der Längung zu bestehen scheint, die sich bei jungen, aus der Schrift entnommenen Lehnwörtern zeigt: *omnibus*, *obus*, *blocus*, *bis*, *iris*, *ibis*, *oasis*, *cassis* usw. Diese Längung erklärt sich aber wahrscheinlich dadurch, daß im 17. Jahrhundert das *s* wenigstens in den gebräuchlicheren derartigen Wörtern der allgemeinen Regel nach mit Ersatzdehnung verstummte: *vẹnü*, *žẹzü*, *irī* usw. Als dann unter dem Einfluß der Schrift und des Lateinischen das *s* wieder hergestellt wurde, behielt man diese Quantität bei. Nur wurde diese Tendenz auch auf Wörter übertragen, die nicht aus dem Lateinisch-Griechischen stammen wie *blǫküs* neben *blǫkŭs*, *kasīs* neben *kasĭs*. Auch ganz junge Entlehnungen, ganz fremdartige Eigennamen werden nun gern so gesprochen: Chébréiss = *šẹbrẹīs*, ähnlich Belbéis Passy-R. 106, 112. In ähnlicher Weise dürfte sich die Form *tūs* = tous aus einer Beeinflussung der Gruppenauslautform *tŭs* durch die vorkonsonantische *tu* erklären, die zu einer Zeit stattgefunden hätte, wo die Ersatzdehnung noch fühlbar war.

§ 167. — Sonst ist im Gegenteil die Neigung vorhanden, die Vokale auch in den etymologisch berechtigten

Fällen der Länge (§ 148, 3) zu verkürzen. So steht heute in vielen Wörtern die Länge neben der Kürze: *dîne*, *dîme*, *île*, *gîte*, *épître*, *huître*, *tuile*, *huile*, *croûte*, *goûte* (3. Person), *soude*, *outre*, *coutre*, *loutre*, *gouffre*, *bûche*, *flûte*. Manche kommen heute nur mehr mit dem kurzen Vokal vor, wohl besonders solche, die unter dem Einfluß von unbetonten oder minderbetonten Formen stehen wie *vite*, *joute*, *ajoute*, *broute*, *coûte*, *couche*, *coupe* (3. Pers.), *louche*, *écoute*, *tousse*, *pousse* oder infolge anderweitiger Analogien wie bei *soûle*, *douce*, *rousse* (Einfluß des Mask.). Andere haben wohl deshalb ausschließlich kurzen Vokal, weil es wenig gebrauchte Wörter sind, die mehr aus Büchern bekannt sind: *aluine*, *style*, *moule* (musclu), *lambruche*, ferner die Endungen *-îtes*, *-ûtes*, *-îmes*, *-ûmes*, die vielleicht von den Partizipien beeinflußt sind. Wenig klar ist die ausnahmslose Kürze bei *mouche*, *pouce*, *puce*, *poutre*. Durchweg lang ist heute der Vokal nur in wenigen derartigen Wörtern wie *abîme*, *brûle*, die häufig unter der Herrschaft eines rhetorischen Akzents stehen.

Diese Kürzungstendenz läßt sich übrigens in das 18. und 17., sogar 16. Jahrhundert zurückverfolgen. Es sind auch Fälle darunter, die heute durch die allgemeine Stellungsregel wieder lang geworden sind, ferner sind Fälle ergriffen worden, die später, nach der allgemeinen Stellungsregel ohnehin kurz geworden wären. In diesen frühen Fällen ist allerdings der analogische Antrieb leicht erkennbar: *chute*, *bénite* haben sich früh nach *chu*, *béni* (vgl. § 148 gegen Schluß) gerichtet; von Verbalformen und Verbalsubstantiven finden wir z. B. frühzeitig als Kürzen angegeben: *grille*, *épouille*, *écoûte*, *joute*, *broute*, *coûte*, *ajoute*, *bouche* (3. Person), *coupe*, *bouge*, *tousse*; nach stammverwandten Formen: *bouze* (subst.), *douce*, *ruche* (nach *rucher*), *louche*, *secousse* (nach *secouer*?). Unklar *soufre* 'Schwefel' (vielleicht volksetymologisch zu *souffrir* bezogen), *puce*, *bougre*, *épître*, *mouche*, *tuile*. Auch für die Endung *-ure* aus *-ëure* findet sich hie und da Kürze bezeugt, offenbar nach der Endung *-ure* aus altfranz. K + *ure*.

Bei so großem Schwanken ist es natürlich, daß auch gelegentlich Fälle mit ursprünglich kurzem Vokal ergriffen worden sind, die nun daneben die Länge aufweisen. Namentlich sind es Fälle mit *-l*, so daß man beinahe geneigt wäre, eine Sonderbehandlung vor *l* anzunehmen. Zu den Verbalformen *roule* und *croule*, wo die Länge vielleicht etymologisch berechtigt ist und zu *soûle*, findet sich früh *foule*, ferner *coule* mit Länge; auch die Substantive *coule* (cuculla) und *ampoule*, die mehr der Schriftsprache angehören. Aber auch weniger klares *pūl* (poule), während das boule = *būl*, das 1705 angegeben wird, wieder verschwunden zu sein scheint. Ferner findet sich mit Länge angegeben *recule* (nach *brûle?*) und unklares *mule*, *lime*, *souffle*. In älterer Zeit wird *file* zum Teil mit Länge angegeben; ferner *souille*, das sich nach *rouille* und *fouille* gerichtet haben wird und das von der Mehrzahl der Bevölkerung verhältnismäßig selten gebrauchte Wort *douille*. Diese Wörter haben heute nach dem Stellungsgesetz *ū*, ebenso wie *lire*, *dire* usw., *conduire* usw., *vivre*, *suivre*, die ebenfalls alle bereits vor dem Wirken des Stellungsgesetzes mit *ī* angegeben werden, wobei die Länge wahrscheinlich von der 1. und 2. Person des Präsens bezogen wurde.

§ 168. — Quellen. *i*.

Das *i* geht in der Regel auf ein altfranz. *i* zurück; über die lateinischen Quellen SB. § 208, 80 b β, 81, 83, wozu noch zu vergleichen ML. hG. 52, 138. Ferner als Bestandteil des Diphthongen *ui* SB. § 230, 100, 247 Anm. Aus *ëi* und *ïe*: *anille*, *béni*, *poliment* usw. Außerdem *ī* vor erhaltenem *m*, *n*, *ń*: *lime*, *cuisine*, *vigne*, *dîme* § 218. Es entspricht ferner mehrfach verwandten Lauten bei Entlehnungen: *bifteck*, *steamer*, *beaucuit* und geschriebenem *i*, *y* bei Schriftentlehnungen: *kilomètre*, *mythe*, *style* (§ 148, hist. 4), *hydre*; auch in Fällen wie *hymne*, *innombrable*, *immense*, wo früher *ī* gesprochen wurde.

Einzelne Quellen sind ferner:

a) Diphthong *ṷi* des 16. Jahrhunderts nach stimm-

haftem labialem Silbenanlaut und bei sonst nicht genauer bekannten Bedingungen: *vider*, *trémie*, *bigne*. Ebenso bestand *bisson* aus *buisson*, das später durch den Einfluß der Schrift wieder hergestellt wurde, zu einer Gruppe von Wörtern mit unklarem *ui* gehörig, vgl. *uisine* (§ 169, b).

b) *i̯* im absoluten Anlaut: *hier*, und nach Kons. + Liquida: *meurtrier*, *chambrière*, *peuplier* usw. Th. I, 491 ff. Zu beachten ist, daß im letzteren Fall eigentlich das Verstummen des *i̯* das zu Erwartende gewesen wäre, vgl. *bref*, *grève* und altfranz. mittelfranz. *gref*. Die Erhaltung des *i* ist teils dem Einfluß der Schrift, wie in *grief*, hauptsächlich aber der Analogie zuzuschreiben.

c) In Weiterwirkung und konsequenterer Durchführung schon früh bestehender assimilatorischer und dissimilatorischer Tendenzen für unbetontes *e* nach *ž*: *giron*, *girofle*, vor *ń*: *barguigner* u. dergl., und im Hiatus mit nicht palatalen Vokalen, vgl. altfranz. *lion* aus *leon*, *pioine* aus *peoine* usw. Hierher gehört vermutlich *ni*, *si* für altfranz. *ne*, *se*, die zunächst vorvokalisch in Analogie zu den vorkonsonantischen Formen durch das Streben nach Deutlichkeit an die Stelle der älteren *n'*, *s'* getreten, dann bald zu *ni*, *si* geworden sind, welch letztere Formen analogisch auf die übrigen Fälle übertragen wurden. (Rydberg, Zur Geschichte des *ə*, 974, stellt eine andere Erklärung auf. Für *ni* jedoch sind die ältesten zentralfranz. Beispiele, die R. beibringt, mit der obigen Erklärung in Einklang: *ny asseoir*, *ni environ*; für *ni* kann jedenfalls schwerlich die Erklärung gelten, die R. für *si* aufstellt, für letzteres mögen auch andere Umstände: Einfluß des Latein., *s'il* > *si* in Betracht kommen.)

d) Der Diphthong *ü̯i* ist aus *ü* vor *l'* entstanden; es ist unsicher, ob über *üi̯* oder durch falsche Interpretation der Schreibung (vgl. § 40): *aiguille (ẹgü̯īy)*, *juillet*, *cuiller*. Vortonig kommt die Aussprache *žüyẹ*, *küyẹ̄r* noch neben *žü̯iyẹ*, *kü̯iyẹ̄r* vor.

§ 169. — *ü*.

ü entspricht einem altfranz. *ü* (geschrieben *u*). SB.

§ 220, 98. Ferner unbetontes *eu* ML. hG. § 136, wozu *lutrin*, das zunächst als *leutrin* belegt zu sein scheint. Unklar sind einige im übrigen recht ungleich geartete Fälle, wo *ü* für altes *ou* eingetreten zu sein scheint: *sur* möglicherweise nicht aus *sour*, sondern wie in den zitierten Beispielen aus *seur*, der betonten Form, vielleicht aber durch den Einfluß des gleichbedeutenden *sus*; *du* (Präp. *de* + Art.), das indessen vielleicht nicht auf *dou*, sondern auf der damit konkurrierenden Form *deu* beruht, die sich noch im 13. Jahrhundert in Pariser Urkunden in der Schreibeform *del* (vor Kons.) findet und in der vorvokalischen Form *de l'* eine starke Stütze hatte, vgl. R. Röhr, Der Vokalismus des Franzischen, S. 15; *hétudeau* neben *hétoudeau*, das schließlich den Sieg davontrug, wahrscheinlich ein dialektisches Wort. Kontraktionsprodukt aus *ëu* und *uë* in *mûr*, *flûte*, *crûment* usw. Aus *ũ* vor erhaltenem *m, n*: *plume*, *lune* § 218; dazu auch *rhume*, wo das gr.-lat. *eu* zunächst zweisilbig wiedergegeben wurde wie in *rhubarbe*.

Außerdem a) für *ə* in einer Umgebung, die zu einer Artikulation mit stark gerundeten und vorgeschobenen Oberlippen verleitet. Der Klang des *ə* ist stark von der Umgebung abhängig (§ 200). In Wörtern wie cheval *(šəval)* hört man häufig einen Laut, der sich dem Klangcharakter des *ü* nähert. Es ist also ein solches *ə* in der Umgebung von Labialen oder *š*, *ž* von dem Hörenden wirklich als *ü* aufgefaßt und dann auch mit der speziellen (Vorderzungen-)Artikulation des *ü* wiedergegeben worden. Die zum Durchbruch gekommenen Fälle sind: *buvons* usw., *jumeau*, *fumier*, *chalumeau*, *alumelle* und vielleicht für betonten Laut: *apostume*. Einige Fälle hat der Einfluß der schriftlichen Tradition wieder beseitigt wie *abruver*, *prumier*, *sumer*.

b) Auf Dissimilation eines *ṷi* > *ü* bei folgendem *i* scheint zu beruhen: *charcutier*; *usine* aus lautlich unklar entwickeltem *uisine*, vielleicht Einfluß von *user*; *lutter*, das dann allerdings in eine Zeit zurückreichen müßte, wo

man noch *luitier* sprach und lang mit den Formen mit *ui*, die sich noch im 17. Jahrhundert belegen lassen, konkurriert hätte.

c) Endlich ist *ü* in vielen Fällen durch den Einfluß des französischen Schriftbildes für älteres *u* eingetreten, das einem lat. *ŭ* entspricht, in Fällen wie *sujet*, *subtil, suffire, surgeon*, *ensuble*, *pupitre*, *pulpe* u. dergl., wenn auch nicht alle diese Bestrebungen zum Ziel führten: so sagt man heute *soumettre*, *soumission*, obwohl zeitweilig der Versuch gemacht wurde, eine Aussprache *submettre, submission* einzuführen, Th. I, 276, ferner *tourterelle* usw. *ü* entspricht ferner einem *u* in Schriftentlehnungen wie *lumineux*, *Luther*, auch griechischem ου, wenn es über das Lateinische gekommen ist: *anacoluthe.* Ferner *ü* oder *ü*-ähnlichen Lauten in Fremdwörtern: *hutte*, *blocus* (dial. deutsch *blockhûs*), *cajute* (ndl. *kajuit*), *cambuse* (ndl. *cabuys*). Wo in den andern Sprachen *u* mit dem Lautwert *u* steht, schwankt die Aussprache dort, wo Laut- und Schriftbild beide gegenwärtig sind. Daraus erklärt sich *houssard* und *hussard, boussole*, woneben früher *bussole*, *arquebuse*, woneben früher auch *arquebouze* (direkt aus ital. *archibuso*) u. dergl. *klüb* = club, das auf dem Schriftbild beruht, hat die früheren Versuche, dem englischen Laut gerecht zu werden, verdrängt.

§ 170. — *u*.

Die Feststellung der Quellen von *u* ist mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Nach Durchsicht der hier in Betracht kommenden Zeugnisse, würde man leicht zu dem Glauben gelangen, daß noch im 17. Jahrhundert ein ziemlich starker Qualitätsunterschied von Lauten bestand, die heute in *u* zusammengefallen sind und daß für einen Teil der heutigen *u* (für kurzes und besonders für vortoniges) damals, jedenfalls aber im 16. Jahrhundert eine so offene Aussprache bestanden habe, daß sie sich einem geschlossenen *o* näherte oder gleichkam. Mit einer solchen Annahme wäre schön im Einklang die Tatsache, daß ital. *ọ* in der in Betracht kommenden Zeit häufig durch

ou wiedergegeben wird, vgl. im 14. Jahrhundert *proue*, im 15. *boucon*, *moustache*, im 16. *douche*, *caroussel(le)*, *mousquet*, *semoule*, *soutane*, *fougue*, auch *goulfe*, das schließlich von dem schriftgemäßen *golfe* verdrängt wurde; ferner aus dem Spanischen: *bandoulière* 16. Jahrhundert; *moustique* 17. Jahrhundert; *bouille* 'Bleisiegel' 18. Jahrhundert nach DG. Diese Wörter und viele andere, die aber noch weniger in Betracht kommen, weil sie sich durch Angleichungen und Volksetymologie leicht erklären lassen, sind erstens deshalb nicht beweisend, weil nicht ausgemacht ist, daß sie, soweit italienisch, aus der (toskanischen) Schriftsprache entlehnt sind — der Übergang von ǫ zu *u* findet sich in vielen italienischen Mundarten — zweitens weil man wissen müßte, auf welchem Weg diese Bestandteile in die französische Sprache gekommen sind. Wenn, was jedenfalls nicht ausgeschlossen ist, provenzalische Parlaten in diesen Fällen die Vermittlerrolle zwischen Italienisch und Spanisch einerseits und Französisch andrerseits gespielt haben, dann ist die Wiedergabe des ǫ durch *u* auf Rechnung dieser Parlaten zu schreiben und steht ganz mit den Lauttendenzen dieser Parlaten in Einklang. Daß lat. *assopire*, im Mittelfranz. entlehnt, noch zu *assoupir* werden konnte, würde ev. auch nur beweisend sein, wenn man die Geschichte des Lehnworts genau verfolgen könnte. Was nun aber die im 16. und auch im 17. Jahrhundert noch vielfach schwankenden Schreibungen anbelangt, so kommt man auch schließlich mit der Annahme durch, daß die heutige Einheitlichkeit der Qualität in Paris zwar damals schon bestand, daß aber bei den sehr großen Schwankungen und verwickelten Verhältnissen der übrigen Mundarten, wie wir sie auch jetzt noch vielfach finden, gerade in diesem Punkt in der Schriftsprache, resp. Gemeinsprache eine Einigkeit noch nicht erreicht war und daß daher die Mutterdialekte der Schriftsteller und Gewährsmänner hier mehr oder minder abfärbten; und ferner mit der weiteren Annahme, daß auch in Paris bei lexikalischen Bestandteilen, die

hauptsächlich der Landbevölkerung Vertrautes bezeichnen, ein starker Einfluß der Paris umgebenden Mundarten fühlbar wurde.

Immerhin muß bei dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnis die Möglichkeit offen bleiben, von der anfangs dieses Paragraphen gesprochen wurde; jenes *u*, das im 17. Jahrhundert lang war oder auf ursprünglich langes *u* zurückgeht (§ 171 *b*, *c*, *e*, *f*, *i*, wohl auch *h*, *i*) nimmt an diesen Schwankungen nicht teil, sondern wird stets mit *ou* umschrieben.

§ 171. — Es wird sich jedenfalls empfehlen, hier detaillierter als in den andern Fällen die altfranzösischen und zum Teil auch die lateinischen Quellen anzuführen. Vgl. SB. § 218f., 235 Anm.

a) Altfranz. *o(u)* = lat. *ọ*, *ų* in gedeckter Silbe und betont, z. B. *four*, *court*, *ours*, *goutte*, *gouge*, *souffle*, *poule*, *doute*, *coude*, *douze*.

b) Altfranz. *ou* in betonter Silbe aus *ǫl̃*: *doux*, *poudre*; aus *ǫl̃* + K. *absoudre*, *coup*; ferner *cou*, *fou* u. ä.

c) Altfranz. *o(u)* in betonter Stellung, gelängt durch Kontraktion mit vorhergehendem Hiatusvokal, oder durch Ersatzdehnung für ein geschwundenes *s* u. dergl.: *soûl*; *août*; *croûte*, *coûte*, *mouche*, *goût* usw.; *roux*, *rousse*. Hieher dürfte auch gehören: *roule*, *moule*, vgl. ML. hG. § 175.

d) Vortoniges altfranz. *o(u)* (Lat. *ǫ* oder *ọ*, *ų* frei oder gedeckt): *couronne*, *mourir*; *mouiller*, *fourmi*, *pourceau*, *tourment*, *ourdir*; *souris*, *couler*; *courroie*, *souffrir*; *souvent*. Hieher auch *pour*. Hieher würde vielleicht auch *o(u)* aus lat. *ụ* gehören (ML. Z. XXXV, 245), vgl. *nourrir*, altfranz. *froument*. Über zahlreiche Ausnahmen, die speziell bei *ǫ* vorkommen, s. § 191 ε.

e) Altfranz. vortoniges *ou* = *o(u)* + *u* aus *l̃*: *coudrier*, *poussière*, *couteau*.

f) Altfranz. vortoniges *o(u)*, wie unter d), aber gleichzeitig unter Bedingungen wie unter c): *soûler*; *roulette*; *moutier*, *coutume*. Aus lat. *ụ*: *outil*, vgl. altfranz. *joustise*. Hieher auch *nous*, *vous*.

g) Altfranz. *o(u)*, daß schon frühzeitig für diphthongisches *ou* eintritt, von dem man erwartete, daß es zu *eu* gehe. Zum Teil Analogie nach endungsbetonten Formen: *coule*, *ouvre* (3. Pers. Pr.); *coud* (zu *c*). Zum Teil nicht ganz klar: *loup*, vermutlich dialektisch; *époux*, vielleicht von *épouser* aus; *Louvre*, *double*; *amour*, *jaloux* vgl. § 24.

h) Altfranz. *ou* aus Diphthong *ǫu*: *joug*.

i) Altfranz. *ou* aus Diphthong *ǫu*: im Auslaut: *trou*, *clou*, *Anjou*. Hieher auch *chou(x)*.

j) Altfranz. betontes *ǫ* oder *ǫ(u)* + *e*: *joue*, *moue*, *loue* (laudat); analogisch (vgl. g) *noue*; *loue* (locat), *joue* (jocat). Hieher auch vielleicht *roue*, analogisch nach *rouer*, eine andere Erklärung ML. hG., S. 76.

k) Aus altfranz. *ǫ* + Vok. vortonig: *clouer*, *ouir*. Hieher auch vielleicht lat. *au* + *s* + K: *outarde*.

Außerdem für *u* und ähnliche Laute in Hörentlehnungen: *chiourme*, *bravoure*, *alpiòu*; *loustic*; *groom*, *interview*, *clown*. Für *ou* in Schriftentlehnungen: *rout*. Über das Schwanken zwischen *u* und *ü* s. § 169, c. Nur in ganz moderner Zeit wird der Versuch gemacht, einem *u* fremder Sprachen, dort, wo die Orthographie beibehalten wird, in der Aussprache gerecht zu werden: *Mameluks, affettuòso*. — *u* ist durch Dissimilation in *mòusson* für *mũsõ*, *mõsõ* entstanden.

2. Die mittleren Vokale: *e*, *ö*, *o*.

§ 172. — Wir haben gesehen, daß diese Vokale in zwei Varianten vorkommen: einer geschlossenen und einer offenen. Die Scheidung ist sehr markant, wenn ein Gruppen- oder Sinnakzent auf der betreffenden Silbe ruht. Jedoch ist die Verteilung, wie wir sie heute finden, nur zum Teil alt. Wir haben hier, ähnlich wie bei den Quantitätsverhältnissen, zwei Prinzipien, nach denen diese Verteilung beurteilt werden muß: 1. die Stellung in der Silbe, 2. die Etymologie.

In unbetonter Stellung ist die Scheidung viel schwieriger und die Angaben vielfach widersprechend.

Immerhin lassen sich auch hier die zwei Varianten meist deutlich auseinanderhalten, und wo dann eine derartige gewöhnlich unbetonte Silbe einen Sinnakzent erhält, kommt die betreffende Nuance deutlich zum Ausdruck. In meinen, nach Phonogrammen transkribierten französischen Texten habe ich der Qualität der unbetonten mittleren Vokale besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und in den meisten Fällen konnte ich entscheiden, ob *ẹ* oder *ę* usw. vorliegt. Allerdings weiß ich nicht, wie weit die Auffassung meines Ohres, das an die süddeutschen Nuancen gewöhnt ist, mit der eines Franzosen zusammentreffen würde. Doch scheint sie im ganzen mit den Angaben der französischen Phonetiker übereinzustimmen, nur höre ich meistens vor *i*, *y*, *ń* ein *ẹ*, wo die meisten Franzosen ein *ę* angeben (*pays*, *meilleur*, *seigneur* usw.).

§ 173. — Was nun aber die Verteilung nach der Stellung in der Silbe betrifft, so geht jeder Vokal seinen eigenen Weg. Was zunächst die unbetonte Silbe anlangt, so ist bei *e* deutlich wahrnehmbar, daß das Streben der Sprache dahin geht, in freier Silbe den geschlossenen Vokal, in gedeckter den offenen durchzuführen; Doppelformen wie *ẹgzižẹ* — *ęgzižẹ*, *ẹksitẹ* — *ęksitẹ* dürften mit dem Schwanken in der Silbentrennung zusammenfallen. Bei *o* und *ö* dagegen ist das Hinstreben zur offenen Aussprache allgemein, vgl. *mǫtamǫ (mot à mot)*, *pǫ̈tẹ̄tr* neben *pọ̈*. Im besondern jedoch werden diese Tendenzen von zahlreichen analogischen Ausgleichungen durchkreuzt, so sind *ǫ* und *ǫ̈*, weniger *ę* ziemlich fest geblieben, wenn sie mit stammbetonten Formen verknüpft sind, z. B. *fossé*, *sauver*, *beauté*, *jeûner* (neben seltenerem *ọ̈*), *deuxième*, *plaider*, *aisance*, *cesser*, *bêtise* usw. Was übrigens das genannte *cesser* betrifft, so ist zu bemerken, daß *ę* vor *s* aus *ss* und *r* aus *rr* überhaupt die Neigung hat, eine offene Aussprache zu bewahren; es dürfte dabei ein orthographischer Einfluß vorliegen, doch sieht man nicht genau, wie er wirkt; bei *rr* könnte man daran denken, daß hier ein Überbleibsel aus der Zeit zu sehen ist, wo Doppel-*r* noch

wirklich ausgesprochen wurde, aber für Doppel-*s* würde eine derartige Erklärung kaum wahrscheinlich sein, da das Doppel-*s* in der in Betracht kommenden Periode längst vereinfacht war. Aber wahrscheinlich wirkt von stammbetonten Formen wie *messe* her die Vorstellung, daß das *s* zum Teil zur vorangehenden Silbe gehört, und das bewirkt, wenn nicht eine Längung des *s*, so doch eine etwas geänderte Silbenteilung. Wir finden also in der Regel mit ę angegeben: *terreur, merrain, interrompre, message, aisselle, vaisseau, profession, nécessité, messie* u. dergl. Jedoch ist in den meisten Fällen auch ẹ daneben belegt, z. B. *ẹsęl, nẹsẹsitẹ.*

§ 174. — Der Einfluß der Schrift ist ja auch sonst gerade in diesem Punkt zu fühlen. Gewiß sind die Schreibungen mit *au, eau, ô,* andrerseits mit *ai* zu einem großen Teil für die Bewahrung von ọ und ę verantwortlich. Heute z. B. kommt in dem Wort *taureau* eine Aussprache mit ọ neben der allein berechtigten mit ǫ unter dem Einfluß der Schreibung mit *au* auf. In Fällen, wo wir keine stammbetonten Formen haben, wie *caustique, auxiliaire, automne, autour, hôpital, autel, prairie, blaireau, aigu, aiguille, raifort* bewirkte wohl die Schreibung, daß das ọ oder ę erhalten blieb, resp. immer wieder von neuem eingeführt wurde. In den im vorigen Paragraph genannten Fällen wie *sauver, plaider* hat sie die Wirkung der Analogie unterstützt. Wo die Analogie fehlt, war aber die Schreibung doch nicht imstande, die Bewahrung der Aussprache ọ und ę überall durchzusetzen. So finden wir in den genannten Fällen auch die Aussprachen *ǫpital, ǫtọn, ǫtūr; rẹfǭr, ẹgü, ẹgü̯ī̯y,* letztere sogar häufiger als die mit ę; ebenso *ǫtęl* häufiger als *ọtęl* (hôtel), in welchem Wort der Zusammenhang mit *hôte* wohl nicht mehr gefühlt wird.

§ 175. — Von weitern Analogien, die den Gang der Dinge kreuzen, seien ferner die Verhältnisse des Präfixes *e-* erwähnt. Hier finden wir z. B. mit ẹ Worte wie *espérer, estimer, escrimer* neben viel häufigerem ę nach

essuyer, *essor*, *échauffer* usw.; andrerseits, und dieses häufiger, Wörter wie *essuyer, essor* mit ẹ, wobei allerdings die in § 173 besprochene Einwirkung von *ss* maßgebend sein wird, da wir *échauffer*, *effet*, *efficace* u. dergl. nur mit ẹ angegeben finden.

§ 176. — Auch in andern Fällen als den im § 173 erörterten ist der Einfluß der folgenden Konsonanten schwierig zu beurteilen. So finden wir eine große Anzahl von Wörtern, wo silbenauslautendes *o* vor silbenanlautendem *z* geschlossen ist. In vielen Fällen kommt man auch hier mit dem Analogieprinzip aus, z. B. *arọzẹ*, *rọzẹ* 'Tau' (aber *rǫzọ* neben gewöhnlicherem *rọzọ*), *rọzẹt*, *ọzẹ*, *ǫpọzẹ, ǫpọzisyõ* usw. Daß das *z* nicht an und für sich ọ vor sich verlangt, erkennt man am deutlichsten aus der offenen Aussprache des *o* z. B. in *mosaïque*, *cosaque*, *Sosie, losange*, *prosateur*, *prosaïque* (trotz *prose* = *prọz*), sogar *Lausanne*. Weshalb also *osier*, *oseille, gosier*, *groseille* (letzteres neben ǫ) mit ọ gesprochen werden, ist ziemlich unklar, ebenso in Fremdwörtern wie *hosannah* (hier neben ǫ), in *Josèphe*, das vielleicht als Taufnamen häufig mit einem Sinnakzent auf der ersten Silbe gesprochen wird. In den Wörtern auf *-osité*, z. B. *nébulosité* wirkt vielleicht die Qualität des *ö* in *nébuleux* usw. ein. In *érosion* (wo auch ǫ vorkommt) mag der Gruppenakzent, der gelegentlich auf das *o* fällt (§ 66 b), im Spiel sein wie bei *lotion*, *émotion*.

Unklar ist das ọ auch in *obus* (Ende des 17. Jahrhunderts aus dem deutschen Haubitze), wo vielleicht die zahlreichen Wörter, die mit *au-* = ọ beginnen, eingewirkt haben. ọ haben wir ferner in syntaktisch unselbständigen Kleinwörtern wie *au(x), nos, vos* erhalten.

§ 177. — Im Hiatus sind *e* und *ö* geschlossen: *géographie*, *bleuâtre*. *o* verhält sich schwankend: zumeist finden sich beide Aussprachen angegeben, z. B. *Moyse, Noé, héroïsme*, *poète*, *oasis*, *coordonner* usw. Ausschließlich offenes *o* wird, ob mit Recht, ist mir fraglich, angegeben für *cohue*, *tohu-bohu*, *introït, héroïne*, *héroïque*, *cloaque* usw.

§ 178. — Unter dem Gruppenakzent ist ẹ nur im Silbenauslaut zu finden, ę sowohl im Silbenauslaut als vor Konsonanten, jedoch ist eine gewisse Tendenz im modernsten Französisch nicht zu verkennen, statt ę im Silbenauslaut ẹ zu sprechen, eine Tendenz, die im Pikardischen schon früh bezeugt ist. Es scheint mir, daß die geschlossene Aussprache mit einer Dehnung zusammenhänge, die man manchmal im Gruppenschluß konstatieren kann (vgl. § 148); man findet entsprechende Angaben besonders für die Substantiva auf Suffix *-et (valẹ)*, für die Imperfektendungen *-ais, -ait, -aient,* für *movẹ, rẹ.* Für die vielen andern Fälle habe ich keinen Beleg der Aussprache ẹ gefunden. Ist hier also die Sprache bestrebt, die Unterscheidung nach etymologischen Prinzipien, die ursprünglich durchgreifend war, zu verwischen, um die nach der Silbenstellung einzuführen, so scheint sich bei *ö* die Scheidung eines einheitlichen oder einheitlich gewordenen Lautes nach der Silbenstellung erst sekundär herausgebildet zu haben: *ö* ist geschlossen im Silbenauslaut, vor *z*, vor *ž* (nur *Maubeuge*), *t* (nur *meute* und Stammverwandtes), *tr*, — offen vor *r* und *r* + K, *v*, *vr*, *l*, *n* (nur *jeune*), *pl* (nur *peuple*), *bl*, *gl*, *y*. Andere Auslautkonsonanten kommen nur vereinzelt in Buchwörtern vor wie *neume (ọ̈), Polyeucte (ọ̈), leude (ǫ̈).* Doch lassen einige Ausnahmen Zweifel darüber aufkommen, ob das ǫ̈ wirklich so einheitlich ist, wie man zunächst anzunehmen geneigt wäre: in *jeûne*, wo ein Kontraktionsprodukt vorliegt, haben wir meist ọ̈̄, in *veuve*, dem einzigen Fall auf *-v*, der nicht auf *ue* zurückgeht, kommt diese Aussprache neben der Aussprache mit ǫ̈̄ vor, bei den Fällen auf *-lə* > *-l*, die nicht von einer Mask.-Form beeinflußt sein können, haben zumeist ọ̈̄ die zwei, die auf altes *ue* zurückgehen: *meule, veule*, dagegen ǫ̈ diejenigen, die auf ein altes *ou* zurückgehen: *gueule, éteule.* Doch heißt es *vǫ̈l* = *veulent*, und bei *meule* kommt gerade in der Bedeutung, wo das Etymon MOLA sicher ist, auch *mǫ̈l* vor und umgekehrt neben *gǫ̈l* auch *gọ̈̄l.* Immerhin fragt es sich, ob die Verteilung nach

der Silbenstellung nicht doch nur scheinbar ist und im Grunde doch wie bei *o* etymologische Verhältnisse ausschlaggebend sind, indem Ausgleichungen bei den wenigen in jeder Serie in Betracht kommenden Wörter stattgefunden haben. — Vor *y* habe ich auch geschlossenes *ŏ* beobachtet: *ọ̆y*, *fọ̆y*. — Bei *o* endlich sind die Verhältnisse am einfachsten. Es ist im Auslaut und vor *z* stets geschlossen, vor *r* stets offen; sonst richtet sich die Scheidung stets nach den historischen Grundlagen.

§ 179. — Bei den gruppenbetonten mittleren Vokalen sind die etymologischen Quantitätsverhältnisse im Falle 3 (§ 148) verhältnismäßig gut bewahrt. Natürlich kommen auch hier Abweichungen von dem, was wir erwarten, durch Analogie zustande. So sind *arbalę̆t*, *kõpǫ̆t*, *arę̆t* (arête), *pãtkǫ̆t* neben gewöhnlichem und vielleicht durch die Schreibung wieder hergestelltem *pãtkọ̄t*, auch *omǫ̆n* neben seltenerem *omọ̄n* durch Suffixeinmischung zu erklären und seltenes *krę̆t* neben *krę̄t* hat sich wohl nach dem genannten *arę̆t* gerichtet. Umgekehrt erklären sich *flę̄š*, *krę̄š* neben regelgemäßem *flę̆š*, *krę̆š* als Nachbildungen von *pę̄š*, *bę̄š* usw. *troène* hat sein *ę̄* von *fraîne*, *chêne* bezogen. Bei den Verben setzt die Analogie wohl zunächst in den endungsbetonten Formen ein, ergreift dann aber auch die stammbetonten. So haben wir *scelle*, *arrête* heute gewöhnlich mit *ę̆*, und *rogne* bereits im 16.—18. Jahrhundert mit *ǫ̆* statt *ō*, also vor der Durchführung der Stellungsregel § 148, 2. — Ferner tritt natürlich Kürzung bei Wörtern ein, die in der Regel oder immer vortonig gebraucht werden; so schon frühzeitig in *cette, notre, votre*, ferner bei *êtes*.

§ 180. — In einigen Endungen sind die Verhältnisse allerdings bedeutend schwieriger. Zunächst in den Endungen *-ęn*, *-ęm*. Hier sind drei Fälle zu unterscheiden. A. Diese Endungen sind zufolge der allgemeinen Regel lang, wenn Kontraktion oder verstummtes *s* vorliegt (§ 148, hist.): *frêne*, *chêne*, *chaîne*, *seine* 'Schleppnetz', *reine*, *gaine*, *haine*, *baptême*, *carême*, *blême* usw. Ersatzdehnung

für längst verstummte Konsonanten zeigen vielleicht auch *Seine, aine.* B. Die Wörter, die auf lat. *-ana, -ena,* im 16. Jahrhundert *-ē^ine* (§ 220), zurückgehen, zeigen ein eigentümliches Schwanken. Die meisten zeigen die lange Aussprache des Vokals neben der kurzen: *plaine, vaine, humaine, pleine* und so die andern Adj.-Feminine, ferner *douzaine* usw., *peine, verveine, baleine, haleine, laine, semaine, fontaine.* Hieher auch *mène* aus altem *meine.* In einigen Fällen ist nur Länge bezeugt: *aime, veine, déveine, graine.* Das gleiche Schwanken finden wir nun bei den jüngern Wörtern wie *domaine, capitaine,* bei zahlreichen Fremdwörtern auf *-ène* und *-ème* wie *ébène, sirène, thème, système, diadème, problème* und bei *pêne* aus urspr. *pesle* infolge einer unklaren Einmischung. Bloß langer Vokal ist in zahlreichen andern Fremdwörtern angegeben: *cène, obscène, hyène, hygiène, indigène, gangrène, extrême* usw. Es scheint mir nun, daß das kurze *ę*, das tatsächlich sehr häufig in den Wörtern der Gruppe B gesprochen wird, doch nicht so kurz ist wie das *ę*, das in der nun zu besprechenden dritten Gruppe erscheint. C. In dieser Gruppe ist nur die kurze Aussprache vorhanden. Es sind Wörter, die zumeist die Orthographie *-enne* aufweisen und unmittelbar auf *-ēne* zurückgehen: *chienne, mienne, tienne, sienne, Étienne, Vienne, penne, benne, gemme,* Konjunktive wie *prenne, vienne* usw., Adj.-Feminine wie *ancienne* usw. Ferner Fremdwörter wie *antenne, renne, dilemme,* auch *idem, hymen* usw. Mit abweichender Orthographie ferner *sème,* die Ordinalia auf *-ième.*

Die Beurteilung dieser Fälle ist deshalb so schwer, weil man nicht recht weiß, worauf die Verschiedenheit zwischen B und C zurückgeht. Im 17., 18. Jahrhundert scheinen sie gleich ausgesprochen worden zu sein, d. h. auch für die Endung *-aine, -eine* wird kurzes *e* angegeben, und bezüglich der Qualität sind die Angaben der Grammatiker zwischen *ę* und *ẹ* schwankend, ebenso schwankend wie in einer großen Gruppe anderer Fälle (s. § 184 c), so daß man für beide Gruppen im Durchschnitt auf ein

mittleres *e* schließen darf. Es dürfte nun aber anzunehmen sein, daß in der Quantität oder in der Druckverteilung doch irgendein Unterschied zwischen dem aus einem Diphthongen entstandenen *e* und dem aus *ẽ* entstandenen existiert habe, der dann mit der Zeit sich zu einem deutlichen Quantitätsunterschied ausbilden konnte. Wenigstens wird dies entweder bei bestimmten Bevölkerungsschichten oder unter gewissen Akzentbedingungen der Fall gewesen sein. Dann mag die weitere Entwicklung zum großen Teil auf die Rechnung der Orthographie gesetzt werden; man mochte das Gefühl haben, daß *ai*, *ei* einen langen Vokal bedeute, die Doppelschreibung des Konsonanten einen kurzen. Nach der Orthographie würde sich dann auch die Aussprache der Fremdwörter geregelt haben. Dadurch, daß bei einem großen Teil der in Betracht kommenden Fälle eine Zeitlang eine Doppelaussprache bestand, würde der Ausgangspunkt gewonnen sein, um die sich nicht fügenden Fälle zu erklären: *étrenne*, *pêne, alêne* (zum Teil mit *ę̆* angegeben) usw., ferner die Ordinalia auf *-ème* (aus *-esme*), die ihren kurzen Vokal übrigens vielleicht auch der häufigen Vortonigkeit verdanken, wie noch heute *même* in vortoniger Stellung meist *mẹ̆m*, sonst *mẹ̄m* gesprochen wird. Es ist im übrigen auch zu bedenken, daß das *e* im Fall C — wenigstens für einen Teil der Pariser Bevölkerung — überhaupt nicht heimisch ist und es jedenfalls dem Einfluß der Schrift zu verdanken ist, daß gegenüber der früher häufig zu konstatierenden Aussprache mit *a* in Fällen wie *-ienne, penne*, *gemme* (vgl. *fàm* = *femme*) heute bloß mehr *e* üblich ist. *a* läßt sich sogar in Fällen wie *diadame* als ältere Pariser Aussprache bezeugen.

§ 181. — Eine weitere Schwierigkeit macht die Quantität des *e* vor *s* aus *-sse*, lat. *-ssa*. Nach dem, was wir von den andern Vokalen, besonders *a* und *o* wissen, sollte es lang sein. Dem entspricht, daß die Aussprache von *épaisse*, *presse*, *cesse* mit *ę̄* noch heute sehr üblich ist, obwohl die danebenstehenden Zeitwörter mit unbetontem

e analogisch einwirken konnten, während *confesse*, das noch bis ins 18. Jahrhundert mit *ę̄* gesprochen wurde, heute dieser Analogie nachgegeben hat. Kurz dagegen ist *e* in der Femininendung lat. -ISSA, *messe*, *fesse* und war es bereits in der Pariser Aussprache des 16., 17. Jahrhunderts, während welcher Zeit allerdings die Aussprache mit *ę̄* in der Provinz weit verbreitet war. Bei *fesse* kann wieder das Verb eingewirkt haben (um so mehr als einem *fĕsẹ*^{r} — *fẹ̄sə* von Anfang an ein *blĕsẹ*^{r} — *blę̆sə* und ein *drĕsẹ*^{r} — *drę̆sə* gegenüberstand). Bei *-esse* (Suff. -ISSA) könnte man etwa an folgende Erklärung denken. Zunächst mögen Wörter wie *princesse*, *comtesse* in der Hofsprache des 16. Jahrhunderts von ital. *principessa*, *contessa* her beeinflußt sein, was dann den kurzen Vokal auch in *maîtresse*, *hôtesse* usw. nach sich zog, und schließlich auch noch *abesse*, wo das *e* als Kontraktionsprodukt noch länger war als in den andern Fällen; all dies um so leichter, als es ja ein anderes, wohl häufigeres Suffix *-esse* aus -ITIA gab, wo von allem Anfang an *ĕ* bestand. Da nun auf diese Weise die Endung *-esse* in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle kurzes *e* hatte (vgl. auch *vesse*, *détresse*), so wurden auch die Wörter, die hauptsächlich der Buch- und Gebildetensprache angehörten wie *promesse* und *messe*, mit *ę̆* gesprochen.

Fraglich ist, ob, wie das *s* aus ursprüngl. *ss*, so auch das *s* aus urspr. *śś* eine Längung des Vokals bewirkt habe. Es scheint, daß man das wenigstens für *ai* annehmen könnte (bezüglich der andern Vokale würden die Angaben bei *cuisse* zum Teil, bei *nice*, *angoisse* u. a. ganz widersprechen). Zwar beweisen die Konj. *naisse*, *paisse* mit *ę̄* nichts, da hier *-aître*, *-aît* mit jedenfalls berechtigter Länge zur Seite stand, *caisse* kann aus dem Prov. mit *ss* übernommen sein, aber *laisse*, *graisse*, *baisse*, *afaisse* hatten ehemals und haben größtenteils noch heute langen Vokal, trotz der danebenstehenden unbetonten Stammformen. Ein Seitenstück dazu wäre vielleicht in *la greffe* (aus *graife*) zu sehen, das früher und auch heute noch viel-

fach mit ẹ̄ gesprochen wird, während *le greffe* und *le greffier* kurzes *e* haben. Aber anderseits ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Länge nur einen orthographischen Grund hat und daß die Vorstellung, daß *ai* und *ei* einem langen ẹ̄ entspricht, eingegriffen hat, eine Vorstellung, die wir ja auch schon für die Verhältnisse bei *-ẹn* verantwortlich gemacht haben (§ 180) und die von Fällen wie *paistre, gaine, haine, reine, traitre, aide* usw. her gewonnen sein mag. Sie dürfte noch in einer andern Reihe von Fällen die Quantität bestimmt haben: *aile*, vielleicht *faible* (beide im 17. Jahrhundert noch kurz), *laide, plaide, traite, seiche. laide, plaide*, auch *glaive* sind schon früh mit langem Vokal bezeugt.

§ 182. — Gelehrter Einfluß, d. h. die Kenntnis des griechischen oder lateinischen Stammworts dürften schließlich in einer Reihe von Fällen die Schuld daran tragen, daß Buchwörter, die früher mit kurzem Vokal bezeugt waren, heute die Länge aufweisen. Dies ist der Fall bei *poète, prophète, gangrène, carène* u. a.

§ 183. — Quellen. Nach dem Gesagten wird es sich empfehlen, zwar für die betonte Silbe zwischen dem geschlossenen und offenen Vokal zu unterscheiden, nicht aber für die unbetonte.

Betontes ẹ geht (abgesehen von den ganz jungen Fällen *valẹ* usw., § 178) zurück auf ein geschlossenes kurzes oder langes *e* des 16., 17. Jahrhunderts und dies wieder

a) auf ein sogenanntes altfranz. e^3 (d. h. auf ein *e* aus lat. *a*[oder daran angeglichenes *e* in Fremdwörtern; im 13. Jahrhundert wahrscheinlich lang, geschlossen und mit Schleifton gesprochen). U. z. ẹ̆ des 16. Jahrhunderts: *abbé, bonté, été, clef, gré, pré, né, carré, donné, donner* usw.; — ẹ̄ des 16. Jahrhunderts: *dé* (aus *deel*), *nez, assez, donnez, donnée, née, allée* usw.

b) Aus altfranz. *ie* (vgl. SB. § 242, ML. hG. § 97. Arns, Beitr. zur frz. Wortgeschichte, S. 74 ff.). ẹ̆ des 16. Jahrhunderts: *pied, assied, premier, oreiller, chercher,*

cherché. ẹ̄ des 16. Jahrhunderts: *cherchez, donniez, cognée, cherchée* usw.

c) Aus altfranz. *-ai* (auslautend) in gewissen Fällen. Zunächst in Verbalformen: *ai, sai(s)* 1. Pers., (*sais* 2. Pers. für *ses* gehört unter a); nach diesen beiden auch in *je vai(s)* und gelegentlich in *fais, fait.* Die Endung *-ai*: *(donnai, donnerai).*

In andern Fällen steht die Aussprache ẹ neben der Aussprache ę, und zwar (in abnehmender Häufigkeit) in *gai* (danach Fem. *gaie*), *quai, geai.*

Früher schwankten auch andere Wörter auf *-ai* zwischen der Aussprache mit ę und der mit ẹ: *mai, balai, essai, délai,* auch *vrai.* Das Schwanken kam gewiß durch verschiedene Behandlung je nach der Stellung im Satz zustande. In Pausastellung dürfte zunächst ę die normale Entwicklung gewesen sein, in betonter Stellung im Satz ę vor Konsonanten, ę^{i} vor Vokalen, in minder betonter Stellung ẹ vor Konsonant, ẹ^{i} vor Vokal. Der *i*-Bestandteil war im 16. Jahrhundert noch vielfach zu hören. Die heutigen Verhältnisse sind teils das Resultat alter Ausgleichungen zwischen diesen Dubletten, teils sind aber neuerdings noch mehrere Faktoren maßgebend gewesen: Einerseits besteht der Zug, auslautendes *e* geschlossen auszusprechen (§ 178), andrerseits ist die Vorstellung von Einfluß, daß dem geschriebenen *ai* eine offene Aussprache entspreche, wie es ja auch meistens zutrifft. Durch die letztere Vorstellung dringt offenes *e* sogar zum Teil schon in die 1. Pers. des Futurs und Passé déf. ein.

d) Endlich haben wir ẹ in vielen älteren und jüngeren Schriftlehnwörtern, bei denen weniger die Aussprache der Ursprungssprache als die Orthographie maßgebend war: *avé, Zoé, chicorée, épopée* usw. In ganz jungen Fremdwörtern entspricht es auch fremdem, unbetontem *e*: *farniente = farniẽtẹ* neben älterem *farni̯ẽt. tramway, railway, poney* u. dergl. werden teils mit offenem, teils mit geschlossenem *e* gesprochen.

§ 184. — Betontes *ę* (wegen der heutigen Quantität vgl. §§ 148, 179—182) stammt aus

a) einem *ę̄* des 16., 17. Jahrhunderts mit den uns schon bekannten Möglichkeiten der Dehnung. Dieses *ę̄* geht zurück

α) auf ein altfranz. e^1 (SB. § 212): *vêle*; *arrêt*, *fête*, *quête*, *fenêtre*, *champêtre*; *cesse*, *presse*; *terre*; *près*. Ferner *pêne* (§ 180 B) und *rêne*, wo vielleicht die Ersatzdehnung für ein *t* eingetreten ist.

Oder e^2 (SB. § 210):

êche, *est-ce*, *pêche*, *fraîche*, *chevêtre*, *crête*, *prête*, *évêque*; *épaisse*; *ceps*, *mets*. Vor Nasal: *baptême*, *crême*.

Ursprüngliches *ai* war zum Teil bereits im altfranz. mit e^1 zusammengefallen: *maître*, *paître*, *plaît*, *frêle*, *grêle*, *baisse*, *aise*, *mauvaise*, *fournaise*; *fais*, *faix*, *paix*, *mauvais* usw.

β) Auf altfranz. e^3 und *ie* vor *rr*: *équerre*, *lierre*, *pierre*, *Pierre*.

γ) Auf altfranz. *aï*, *eï*: *aide*, *traitre*. Vor Nasalen: *gêne*, *chaîne*, *reine*, *seine*, *haine*. Hieher wohl *même*, das auf altfranz. *meïsme*, nicht auf altfranz. *meesme* beruhen dürfte.

δ) In entsprechend gebauten Schriftlehnwörtern: *succès*, *procès*. Für deutsch *ei* in *reitre*.

b) Auf *ę̆* des 16., 17. Jahrhundert. Dieses kann wieder zurückgehen auf:

α) Altfranz. e^1 (SB. § 212): *cerf*, *serf*, *ver*, *sert*, *perdre*, *belle*, *appelle*, *sept*.

Oder altfranz. e^2 (SB. § 210):

vert, *verge*, *elle*, *celle*, *sec*, *mettre*, *lettre*, *net*, Suff. *-et (te)*. Das Suffix *-ette* ist auch fälschlich in *couette* = *culcit(r)a* gefühlt worden und dadurch hat sich die Aussprache *kuęt* neben der regelrechten *kuat* gehalten.

β) Auf altfranz. *ai*, das bereits lang vor dem 16. Jahrhundert mit e^1 zusammengefallen war: *vair*, *aigle*, *laid*, *traite* usw. Hieher gehören auch die unklaren Fälle *maigre*, *aigre*, *glaive* mit altfranz. *ai*. In *chair*, schon am Ende

des 14. Jahrhunderts belegt, mit unerklärtem Übergang von *a* zu *ẹ* ist *ai* wohl bloß orthographisch. Dies gehört vielmehr vielleicht zu γ.

γ) Umgekehrte Sprechweise ist ε für *a* in *asperge, gerbe, serpe,* vgl. § 193; vielleicht *chair.*

δ) In gelehrten Wörtern, die sich an die Muster in α, ε anpassen: *sujet, aspect, temporel* usw.

ε) e^3 vor *l* in *telle*, *mortelle*, *pelle*, wohl auch *aile.* Hier dürfte es sich um eine im 16. Jahrhundert durchgeführte Analogie nach den Fällen wie *belle*, *elle*, *celle* und den zahlreichen Adj. und Subst. auf *-elle* handeln. 1570 macht Cauchie noch einen Unterschied zwischen dem *e* in *telle* usw. einerseits und dem von *belle* usw. anderseits, Th. II, 381. Aber bald darnach ist jede Spur verschwunden. Auch die Zeitwörter *gèle* und *cèle* zeigen neben der geschlossenen Aussprache die offene frühzeitig durch eine besondere Analogie.

c) 2ε führt uns auf die zahlreichen Fälle über, wo ein *ẹ* des 16. Jahrhunderts zu irgendeiner Zeitepoche zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert die Entwickelung zu *ę* durchmachte, was zumeist zu längerem Schwanken geführt hat. Die Grammatiker hatten dadurch viel Gelegenheit zu ziemlich willkürlichen Entscheidungen. Einige sagen allerdings für einzelne Fälle ganz deutlich, daß es sich hier um eine mittlere Qualität zwischen *ẹ* und *ę* handelt. — Die Fälle gehen zurück:

α) Auf e^3 vor Konsonanten: *grève*, *père*, *mère*, *frère*, Endung *-èrent*, *orfèvre.* Wohl auch *braise.* Mit *ẹ̄* im 16. Jahrhundert, mit aus dem Altfranz. erhaltener Quantität (?): *sève*, *fève.*

β) Auf noch vorhandenes oder ursprünglich vorhandenes *ie*: *chèvre*, *fièvre*, *brève*, *grièvé*, *siècle*, *piège*, *liège*, *siège*, *vierge*, *pièce*, *tiède*, *assiette*, *manière*, *matière* usw., *chère.* — Mit ursprünglichem *ẹ̄*: *chaire* (aus *chaiere*), *vieille* (unklar warum). — Hieher gehören auch *cher*, *fier*, *tiers*, *requiert*, *échec.*

γ) In einer ganzen Reihe von Schriftwörtern: *prophète, secrète, remède, diffère, colère, bibliothèque, collègue, thèse, collège*; sogar vor zwei und mehr Konsonanten: *convexe, terrestre*, usw. In einer ganzen Reihe von Fällen wurden diese Wörter bereits im Altfranz. mit e^3 gesprochen: *profete, regle, espece*; andere Wörter sind bedeutend jünger. Auch Fälle wie *-aire* wie *grammaire, nécessaire*, die sich im Mittelfranz. nach der franz. Endung *-ere* gerichtet haben, gehören hieher.

δ) Auch eine Reihe von Wörtern, bei denen wir eine Behandlung nach b) erwarten würden, finden wir mit schwankender Quantität, wohl unter dem Einfluß der vortonigen Formen, wo das geschlossene *e* durchgedrungen ist: *pèche, drèce* usw. Auch hier gibt es manche Fälle mit *ai*, wie *faites, faire*, seltener *plaire, taire*, wohl auch *naguère*.

ε) Ursprüngliches *ə*, das vor einem unbetonten *ə* den Akzent erhalten hat, ist ebenfalls heute durchwegs offen. Es ist zumeist analogischer Herkunft (vgl. § 200): *parlé-je* (spr. *parlę̄ž*), *lève, crève, achève, pèse*. Vor Nasalen: *prenne*.

ζ) Auch sonst die ursprünglichen Nasalvokale $\tilde{e}^{\tilde{i}}$ und $\tilde{e}$, vgl. § 180 B u. C. Auch in Schriftwörtern, wo wohl Nasalvokal nicht durchwegs gesprochen wurde, wie *antenne, dilemme*, auch *hymen, examen*.

η) ę vor *ś, ź, l', ń* erschien manchmal (weniger häufig als in den andern Fällen) mit geschlossener Aussprache: *sèche (sepia* und *sicca), flèche, crèche, neige, veille, treille, feigne, peigne* usw. Auch e^2 vor *z*: *treize, seize*, ferner *seigle*. Vielleicht ist der Grund der von b) abweichenden Behandlung in dialektischen Strömungen zu suchen; wahrscheinlicher liegt aber eine altfranz. Sonderentwicklung mit Diphthongierung vor, die die Schreibung mit *ei* andeuten soll.

In den oben genannten Fällen von c) ist ein offenbarer Zusammenhang vorhanden zwischen der Öffnung des ę und der Silbenteilung. Das auslautende *ə* verstummt und fällt, dadurch tritt der Konsonant, der davor stand,

in den Auslaut der vorhergehenden Silbe und in der gedeckten Silbe kommt nun die Tendenz, das *e* zu öffnen (vgl. § 178), früher oder später zum Durchbruch. Deshalb erhält sich auch das ẹ vor *v* und besonders vor *ž*, nach denen das ə länger hörbar blieb (z. B. *féve*, *collége*) in eine spätere Zeit als etwa das ę vor *d* oder *t*. Wo in Oxytonis die auslautenden Konsonanten fest blieben, da finden wir auch schon frühzeitig (im 16. Jahrhundert) Formen mit ę bezeugt, wie in den zu α und β gehörigen Fällen: *nef*, *chef*, *tel*, *quel*, *fiel*, *miel*, *ciel*, *amer*, *clair*, *pair*, *hier*; so könnten wir diese Fälle auch zu b) stellen.

d) ę geht zurück auf ę^i (aus urspr. *-aie*), woneben schon im 16. Jahrhundert auch die Aussprache ę̄ vielfach eintritt: *vraie*, *j'aie*, *plaie*. In Zeitwörtern und Verbalsubstantiven haben sich vielfach beide Aussprachen (ę̄^{i} wohl durch Analogie nach den flexionsbetonten Formen) erhalten: *paie*, *je paie*; auch in *haie* wird ę̄^{i} resp. ę̄*y* neben ę angegeben, hier mag die Orthographie im Spiel sein.

e) Aus *u*ę ist ę̄, seltener ę̆ zu verschiedener Zeit und auf verschiedene Art entstanden, s. darüber §§ 29—35. In *avuec* ist das *ü*ę schon in einer viel früheren Periode zu ę verdichtet worden.

f) ę ersetzt ferner in gedeckter Silbe allerhand *e*-Laute fremder Sprachen: *parère*, *estère*, *bifteck*; auch *e*^{i}: *steeple-chase* und unbetontes *e*: *cortès*. Bezüglich *tramway* usw. s. § 183 d.

§ 185. — Für unbetontes ẹ und ę ist die Hauptquelle altfranz. unbẹtontes *e*, vgl. SB. § 84, 80, 28, 90 *(gésir)*, wobei gewiß schon vor dem 16. Jahrhundert Qualitätsunterschiede zwischen ẹ und ę bestanden. Es möge gleich hier darauf aufmerksam gemacht werden, daß zum großen Teil aus denselben Quellen das heutige ə fließt, das sich im 16. Jahrhundert aus diesem *e* abgezweigt hat, vgl. § 212. Hier ist also in erster Linie festzustellen, in welchen Fällen dies *e* nicht zum Basisvokal herabgesunken ist, sondern volles *e* geblieben. Dieses entspricht also

a) einem altfranz. *e* in gedeckter Stellung. In volkstümlich spontaner Entwicklung nur vor *r*: *cervoise*, *mercredi*, *personne*, *servir*, *pervenche*, *gouvernail*, bei späterer Synkope *dernier*; vor *rr*: *errer*, *terreur*, *merrain*; vor *ss*: *cresson*, *message*, *cesser*, *vessie* (vgl. § 173). Daran schließen sich gelehrte Wörter wie *observer*, *interrompre*, *messie*, *possession*, *nécessité* usw. Sonst in gedeckter Stellung überhaupt nur sekundär; durch Zusammensetzung: *quelqu'un* (früher *quéqu'un*, *queuqu'un*), durch Schriftentlehnung oder Beeinflussung durch die Schrift: *réception*, *septembre*, *perfection*, *domestique*, *digestion*, auch vor Doppelkonsonanz: *intelligence*. Hier wird heute die offene Aussprache vorgezogen, und vor *r* besteht sie wohl von jeher. In den andern Fällen aber wurde sie in früherer Zeit nicht so entschieden bevorzugt wie heute, und für die Fälle wie *réception* findet man im 16. Jahrhundert häufig die geschlossene angegeben.

b) Einem durch Kontraktion oder Ersatzdehnung gelängten *e*: *vélin*; *étroit*, *été*, *mélange*, *fétu*, *témoin*, *dédire*, *bétail*, *maréchal*, *ménétrier*, *métier*; auch bei ursprünglichem *ai*: *ménage*. Dieses *e* war wie das betonte (§ 184 a α) ursprünglich offen und lang. Der offene Vokal ist nun häufig dort erhalten oder neu eingeführt, wo entsprechende stammbetonte Formen danebenstehen: *bêtise*, *arrêter* (daneben im 16., 17. Jahrhundert *arréter*), *fêler* (früher auch *féler*), *prêter*, *vêtu* (früher auch *préter*, *vétu*). Aber auch abgesehen von derartigen der Analogie unterliegenden Fällen ist im 16., 17. Jahrhundert vielfach offener neben geschlossenem Vokal belegt: z. B. in *témoin*, *pétrir*, *fétu*, *métier*, *été* «gewesen» und es scheint, daß die offene Aussprache auch immer dann in ihr Recht trat, wenn das Wort einen noch so schwachen Sinnakzent hatte oder wenn es eine auch nur ganz wenig ausgesprochene Sinneinheit bildete. So würde sich erklären, daß die offene Aussprache von *es*, *est* noch heute die übliche ist, und daß die von *les*, *mes*, *tes*, *ses*, *ces* (vor Konsonant, dann durch Analogie auch vor Vokal, s. unter l) sich bis heute zum

mindesten in der gehobenen Aussprache erhalten hat. Nach dieser Doppelheit: offene Aussprache bei einem wenn auch schwachen Sinnakzent, geschlossene in ganz unbetonter Stellung scheint sich nun auch *très* gerichtet zu haben, bei dem ursprünglich vielleicht bloß die geschlossene Aussprache berechtigt war.

c) Einem freien *e* im absoluten Anlaut: *évêque, héritier.* Ferner vor *š*, *ž*, *l'*, *ń*: *péché*, *fléchir*, *léger*, *abréger*, *séjour*, *meilleur*, *seigneur*. Hier geht das *e* vielleicht auf den reduzierten *e*-Laut zurück, der aber nicht die für den heutigen Basisvokal charakteristische Klangfarbe angenommen hat. Vor *l'* und *ń* wird heute meist *ę* als Aussprache angegeben, vgl. § 172.

d) In der Zeit, wo reduziertes *e* noch die Klangfarbe des *e* hatte, haben eine Reihe von Worten geschlossenes statt reduziertes *e* angenommen. Es handelt sich dabei um mehr oder minder literarische Wörter, bei denen das Schriftbild eingewirkt hat oder doch um seltenere Wörter: z. B. *périr*, *bénin*, *bénir*, *béguin*, *génisse*, *gémir*, *gésir*, *guérir*, *sérancer* usw. In andern Fällen dürfte die Analogie dabei eine Rolle gespielt haben; so bei *blesser*, *dresser* (wo zu den stammbetonten Formen noch das Muster von *cesser* und *presser* dazu kam), wohl auch *acérer*, *jachérer* (vgl. die vielen Fremdwörter auf *-érer*); eine Einwirkung von seiten von Präfixen findet auch öfter statt, z. B. *désir (dé-)*, *trésor (tré-)*.

Dabei lassen sich aber bei diesen die eigentliche lautliche Entwicklung durchkreuzenden Tendenzen doch wieder lautliche Momente, die mithineinspielen, nicht verkennen. Es erscheinen nämlich besonders Wörter getroffen, wo das reduzierte *e* unter allen Umständen durch seine Umgebung vor gänzlichem Schwund bewahrt worden wäre, vgl. § 211 γ; entweder durch eine schwer sprechbare Konsonantenverbindung wie *créneau*, *grésiller*, *trésor*, *frétiller*, *février*; vgl. auch *blesser* und *dresser* mit *dépecer* und *médecin*; oder in Fällen wie *cellérier* oder zwischen gleichen Konsonanten: *téter*, *pépie*, *pépin*. Vgl. auch Adverbien wie *opi-*

niâtrément, *énormément*. — Vielfach findet sich die ə-Form noch neben der andern: *belier*, oder sie ist wieder allein herrschend, indem die *é*-Form nicht durchzudringen vermochte: *prémier*, *dégré*, *sérein* usw.

e) Noch im 16. und 17. Jahrhundert nehmen neu aufgenommene Wörter mit *s* impurum ein *e* an, das eigentlich von dem vorhergehenden mit *e* schließenden Wort deglutiniert ist: *une stafette* zu *un'estafette*, *le stafier* zu *l'estafier*, *je stompe* zu *j'estompe*. Andere Beispiele sind: *esponton*, *esquisse*, *-er*, *escroquer*, *escorte*, *escopette*, *escompter*, *escoffion*, *escarpolette*, *escarpin*, *escarpe*, *escarcelle*, *escapade*, *escamper*, *escache*, *escabelon*. Allerdings ergibt sich bei den meisten dieser Wörter die Frage, ob sie direkt aus Italien nach Paris exportiert sind oder ob sie nicht über den Süden Frankreichs gewandert sind, wo sie sich mit heimischen Wörtern, die *s* vor Konsonanten lautgesetzlich bewahrt haben und davor nun das altromanische prothetische *e* aufweisen, gekreuzt haben können. Bei vielen andern derartigen Wörtern herrscht Schwanken zwischen der *e*-Form und der *e*-losen Form, vgl. Th. I, 216 ff.

f) Durch Dissimilation aus *i* vor *į* der folgenden Silbe: *gésier*, vielleicht *balayer*. Die meisten Fälle sind durch Analogie oder Einfluß der Orthographie wieder beseitigt, aber man sprach speziell in Paris *mélieu* statt *milieu*, *létière* statt *litière* u. dergl.

g) Aus *a* vor *ń*: *araignée*, *saigner*, *baigner*, *châtaigner*, *plaignant* (danach *saigne*, *baigne*, *châtaigne*, *plaigne*); aus *a* vor *ǵ* (?): *aigu*, *aiguille*, vgl. § 134.

h) Durch Kontraktion aus *ae* und *a-ᵉ*: *prairie*, *fléau*, *préau*; aus *aï*: *raifort*.

i) Der altfranz. Diphthong *ai* scheint frühzeitig mit *ę* zusammengefallen zu sein, aber nicht die reduzierte Aussprache angenommen zu haben. Dieses *ę* hatte in freier Silbe die Neigung, zur Aussprache *ẹ* zu gelangen, der aber durch die Orthographie entgegengearbeitet wurde: *laitue*, *maison*, *raisin*, *raison*, *saison*, *saisir* (alle schon frühzeitig mit *ẹ* neben *ę*), *paraissons*, *traiter*, *baiser*, *lézard* usw. Hier-

her auch *oraison, venaison* usw. mit unklarem *ai*, vgl. SB. § 80, 2 Anm. Gleichgeartet vielleicht auch *tanaisie.*

k) Aus *a* durch umgekehrte Sprechweise wie § 184 b γ: *cercueil, gercer, ergot* und einige andere.

l) Vereinzeltes: *ainsné* (*ę̆nę* oder *ę̆nę*) aus *ẽĩne* mit Verlust der Nasalierung vor *n*; *bienveillant, malveillant, orgueilleux*, hier ist *ö* (?) in der zwischentonigen Stellung früh zu *e* übergegangen, wobei allerdings in dem letzteren Wort durch den Einfluß der Schrift heute meist wieder *ö* gesprochen wird; *ennemi (ęnmi)* durch den Einfluß der Schrift aus früherem *ãnmi* (vgl. *penne* usw. § 180); *-éa-* aus *-ia-*, vielleicht in Reaktion gegen die § 168, 3 erwähnte Hiatuserscheinung: *Orléans, néant, paréage*; allerhand Analogien: *aimer, mettons* nach den stammbetonten Formen, *abbaye* (*abẹi* oder *abẹyi*) mit unterlassener Kontraktion durch den Einfluß von *abbé*; auch in *payer, ayons* usw. dürfte die Aussprache *pey-* statt des früheren *pay-* auf Rechnung der stammbetonten Formen zu schreiben sein, in *pays* dagegen auf Rechnung von *paysan* (wo die eigentlich berechtigte und auch belegte Aussprache *pęzã*, vgl. o. unter h, wieder durch *pays* umgestaltet sein dürfte); über *mes, les* usw. vor Vokal, die bis ins 18. Jahrhundert mit dem berechtigten *ə* gesprochen wurden, s. o. unter b, ähnlich erklärt sich das *ẹ* in *désarroi* u. dergl. Reduziertes *e* erhält sich ferner aus Deutlichkeitsgründen in der (wirklichen oder scheinbaren) Kompositionsfuge als *ẹ*: *séance, chéance*; *géant*; *réatteler* u. dgl. Unklar ist *e* in *fantaisie.*

m) Endlich ist *e* die Wiedergabe von *e*-Lauten in Fremdwörtern: *ténor, régate*, auch ev. von allerhand unbetonten *e*-Lauten: *derby, bébé, képi* usw. Ferner von *e, æ, œ* in Schriftwörtern: *féroce, perpétuel, précipiter, propriétaire, cément, célibat* usw. In neuerer Zeit aufgenommene Schrift- oder Fremdwörter schreiben ein derartiges *ẹ* öfter einfach *e* statt *é*: *bedouin, revolver.*

n) Die in § 161 und 173 erwähnten Tendenzen, wonach ein reduziertes *e*, resp. *ə*, und *ẹ* seine Stellung in

der freien Silbe, das *ę* dagegen in der gedeckten Silbe hat, ist sehr lebendig; so kann bis in die Gegenwart offenes *e* dadurch entstehen, daß in der nächsten Silbe ein *ə* verstummt und bei dem Schwund dieser Silbe der ursprüngliche Anlautkonsonant das *ə* oder *ẹ* der vorhergehenden Silbe deckt, vgl. § 200. Diese *ę* bewahren ihre Qualität auch dann, wenn in der Langsamsprechform das *ə* in der folgenden Silbe ausnahmsweise wieder erscheint. — In der Schrift kommt dieser Wandel nicht immer zum Ausdruck: *pèlerin*, *appellerai*, *lèverai*, *mousqueterie (muskęt-ri)*, *chevecier (šęf-si̯ẹ)*, *céderai (sęd-rẹ)*, *événement (ẹvęnmã)*, *enseigner (ãsẹńẹ)* aber *enseignement (ãsęń[ə]mã)*, *aimer (ẹmẹ)* aber *aimerai (ęmrẹ)* usw. Bei den Monosyllabis allerdings hebt die Analogie diese Tendenz auf, also *je me lave* = *žəm-lāv* u. dergl. Vgl. ferner § 187,2; 209; 211β.

§ 186. — *ö*. Die Vorgeschichte dieses Lautes ist sehr schwierig festzustellen. Die Scheidung von offenem und geschlossenem *ö* scheint nicht vor dem Ende des 17. Jahrhunderts belegt zu sein. Etwa um 1650 scheint auch tatsächlich bloß ein *ö*-Laut bestanden zu haben, und zwar der geschlossene, da noch de Mirabeau z. B. das *eu* und *œu*, auch wo es heutigem *ǫ̈* entspricht, mit *ü* schlankweg identifiziert; er transkribiert also *vœu* mit *vu*, *cœur* mit *cur*, *œuvre* mit *uvre*. Sichere Belege dafür, daß *eu* usw. den *ö*-Monophthongen bedeuten, stammen überhaupt erst aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Allerdings könnte man bereits aus den etwas unklaren ersten Zeugnissen, die in die Jahre 1549 und 1562 fallen, Belege für die Aussprache als *ö* herauslesen, andrerseits muß aber noch bis an die Wende des 16. Jahrhunderts eine diphthongische Aussprache bestanden haben, da Barnabé sowohl *eu* im allgemeinen, als den Laut in *dueil*, *œil*, *feuille* mit dem *eu*, *äu* in deutsch «*mäuth*, *häuth*, *leuth*», und *Europa* identifizieren kann. Es wird also wohl im 16. Jahrhundert und vielleicht auch noch in einem Teil des 17. die Aussprache des *eu* stark dialektisch variiert haben; beweisende Zeugnisse für eine spezielle Pariser

Aussprache haben wir für jene Zeit überhaupt nicht. Auch ist keineswegs sicher, nicht einmal sehr wahrscheinlich, daß sich alle die mit *eu*, *œ*, *œu*, *ue* usw. geschriebenen Laute, die ja aus den verschiedensten Quellen entstammen, wirklich bereits im 16. Jahrhundert zu einem ganz einheitlichen Laut vereinigt haben, trotz der gleichen Schreibungen und der diversen Reime, die den Zusammenfall bereits für eine viel frühere Zeit beweisen sollen.

§ 187. — Quellen des *ö*.

Die Hauptquellen für das heutige *ǫ̈* und *ọ̈* sind also alle jene Vokale, resp. Diphthonge, die im 14.—16. Jahrhundert mit *eu* geschrieben wurden, resp. so geschrieben werden konnten, vgl. SB. § 235 Anm., 237—241, 243—247, dazu 191 Anm. *(fleuve)*. Außerdem

1. *ü* in einigen ziemlich ungleichartigen Fällen. Da haben wir zunächst *beurre*, altfranz. *burre*, vielleicht ein Provinzialismus, vgl. ML. hG. § 42. Da wir keinen andern Beleg von *ü* vor *rr* haben, ist die Sache immerhin nicht sicher. Auf *ü*, das sich bis ins 17. Jahrhundert daneben gehalten hat, geht auch *eu* in *meurtre* und *-ir*, *heurte* und *-er* zurück. Vielleicht ist also überhaupt lautgesetzlich vor *r* + Konsonant *ü* zu *ö* geworden. In andern Fällen ist die Schreibung mit *eu*, das aber ursprünglich zweisilbiges *e-ü* bedeutete, entweder allein oder mit ausschlaggebend gewesen. So zunächst *jeûne* und *jeûner*, das aber von *à jeun* beeinflußt worden sein wird, nachdem dieses die Aussprache *žṏ* für die ältere *žũ̈* angenommen hatte. Ferner in *Eugène*, *Eustache* u. ä. und in *heureux*, wo die Aussprache *üžẹn*, *ürọ̈* sich sehr lang gehalten hat und noch heute in der Volkssprache zu Hause ist. Schwierig sind für *bònheur* und *malheur* die direkten Gründe für die Aussprache mit *ö* zu eruieren, die erst im 17. Jahrhundert fest wird. Es ist übrigens daran zu erinnern, daß *e-ü* (*ü* betont) in manchen Mundarten lautgesetzlich zu *ö* wird und daß ein Förderungsgrund für diese Aussprache speziell bei *bònheur* die volksetymologische Beziehung zu *heure* sein konnte; vgl. die

Redensarten *à la bonne heure* und *à la male heure.* In *gageure* greift heute die Aussprache mit *-ǭr* stark um sich.

2. Für *ə* wird manchmal *ǫ̈* gesprochen, wenn der Akzent darauf fällt: *ramâslǫ̈* § 202 oder wenn eine zweite Silbe mit dumpfem *ə* darauf folgt: *je me lave* = *žǫ̈mlāv*, *chevelu* = *šǫ̈vlü*, *ensevelir* = *ãsǫ̈vlīr.* Auch in Fremdwörtern für reduzierte Vokale: *fàšǫ̈n* = *fashion* (neben andern Aussprachen).

3. Aus *e* durch den Einfluß labialer Konsonanten in *veuf, veuve*; aus vortonigem *e* in *abreuver*, danach *abreuve.*

4. Sonst ist unbetontes *ö* selten, selbst wo es sich im Altfranz. gebildet hat, scheint es korrekterweise in *ü* übergegangen zu sein, vgl. § 169. Gehalten hat es sich in dem ursprünglich betonten ersten Teil von *jeudi*, worauf wohl häufig ein starker Sinnakzent ruht. Sonst steht es dort, wo es sich heute in unbetonter Silbe findet, zumeist durch Analogie: *pleuvoir*, *demeurer*, *veuvage, cueillir*, *neuvième* usw. Aus *ü* scheint es vor *i̭* in *meunier* entstanden zu sein (analog *mélieu* usw. § 185 f.), wofür noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts die gewöhnliche Schreibung und Aussprache *munier* war, welche selbst nicht besonders klar ist. Ebenso ist möglicherweise die heute wohl wieder abgekommene Pariser vulgäre Aussprache *köyẹ̄r* (vgl. die Schreibung *cueillié* im 17. Jahrhundert) für *cuiller* aufzufassen.

5. Offenes, unbetontes *o* neigt in der Aussprache gern zu *ǫ̈*. Am fühlbarsten ist dies wohl vor *l*, wo man etwa in Wörtern wie *joli*, *enjoliver*, *absolu* direkt auch *ǫ̈* zu hören bekommt.

§ 188. — *o*.

o geht zurück auf altfranz. *o*, ferner auf den Diphthong *au* und den Triphthong *eau.* Über die Quellen s. SB. § 66 Anm., 216 f., 232 f., 248, in welch letzterem zu berichtigen ist, daß *eau* nicht *au* geworden ist, s. u. — Über *au* in *espaule* s. ML. hG. § 175. Aus *a*+*k*+K. in Lehnwörtern ist *au* in *taux* entstanden, unklares *au* vor dem 16. Jahrhundert haben wir in *gaufre*, *gauche, -ir*,

gaule, *Gaule* (ist *gua* zu irgendeiner Zeit zu *gau* umgestellt worden?). *eau* ist für *au* aus unklarem Grund eingetreten in *pseaume*, das heute wieder nach etymologischen Prinzipien ohne *e* geschrieben wird. Ferner ist vielleicht eine Quelle von altfranz. ǫ das latein. *-ŏla*: *vole*, *rougeole*, *vérole*, *jaiole*. *muele*, heute *meule*, wäre dann vom Zeitwort beeinflußt, *filleule* (das man übrigens im 17. Jahrhundert noch *fillole* sprach, danach sogar *fillol*) u. ä. stammten vom Mask.

In der Tonsilbe werden wir nach dem Gesagten zwischen ọ und ǫ unterscheiden; bezüglich der Vortonsilbe s. §§ 173—176.

§ 189. — Betontes ọ der Tonsilbe entspricht:

α) Einem Diphthong *ẹọ* des beginnenden 17. Jahrhunderts aus *ẹao* des beginnenden 16. Jahrhunderts. Dieses *ẹọ* hat sich dann im Lauf des 17. Jahrhunderts zu ọ vereinfacht, am spätesten, wie es scheint, nach den Dentalen *d*, *t*, *s*, *z*, wohl auch *l*, *n*, (also auch in *l'eau*, *d'eau*): *beau*, *peau*, *troupeau*, *vautre*; *anneau*, *bateau*, *fardeau*, *morceau*, *roseau*. Hierher auch *seau* und *sceau* aus *sẹẹau*. Die Vereinfachung von *ẹọ* zu ọ hatte in der Hofsprache bereits vor dem Anfang des 17. Jahrhunderts begonnen. Vgl. ε.

β) Einem *ao* des beginnenden 16. Jahrhunderts, das sich im Verlauf desselben zu ọ vereinfachte: *taupe*, *autre*, *chaud*, *vaut*, *sauve*, *animaux*, *jaune* usw.

γ) Einem ọ des 16. Jahrhunderts, das aus altfranz. ǫ des 13. Jahrhunderts durch Dehnung vor gesprochenem oder verstummtem *s*, *z*, *v* entstanden war: *fosse*; *chose*, *repose*, *arrose*; *os*, *dos*, *clos*, *gros*; *côte*, *bientôt*, *nôtre*; *fantôme*; *pauvre*. Dieses *o* wurde besonders in den südlichen Provinzen vielfach *u* gesprochen und am Ende des 16. Jahrhunderts und Anfang des 17. Jahrhunderts drohte diese Aussprache vor *z* von den Hofkreisen in die Schriftsprache eingeschleppt zu werden.

δ) Kontraktionsprodukt ist ọ in *Saône*, *geôle*.

ε) Einem ǫ des 17. Jahrhunderts, das durch Verstummen des Auslautkonsonanten (außer *s*) auslautend

geworden war: *mot, pot, magot, fagot, pavot, galop* u. ä. Hierher gehört auch *au, eau* im absoluten Auslaut (also nicht in Fällen wie *haut, chaud*), wie *vau*, auch *peau, rideau* usw., sind vielfach mit offener Aussprache bezeugt (*ᵉǫ*), während *eau (aqua)* aus *eaue* und die Plurale *tombeaux* usw. stets geschlossenes *o* hatten. — Die Aussprache mit offenem *o* scheint sich in diesen Fällen bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts gehalten zu haben.

ζ) Diesen Wörtern passen sich Buchwörter und Schriftlehnwörter von entsprechendem Bau an: *oppose, propose, prose, rose*; *Hanovre, alcôve, lavabo*; *holocauste, aéronaute* usw. Auf *-ole* (etwa nach *épaule, pôle*): *môle* (aus dem Ital.), wohl auch *rôle.* Auch die auf *-ome, -one* schließen sich vielfach an Wörter wie *chaume, paume, fantôme, jaune, aumône*: *dôme, axiome, atome*; *trône, atone, cyclone, téléphone.* Doch kommen diese Wörter auch häufig mit *ǫ* vor. Als Wiedergabe verschiedener fremder Laute bei Hörlehnwörtern: *cutter, toast* (beide neben *ǫ*), als Wiedergabe von *au* bei Schriftentlehnungen: *blockhaus, baufe*, in ganz jungen Entlehnungen auch unbetontes *-o* in spanischen und italienischen Wörtern: *braséro, fiasco* u. dergl.

§ 190. — 2. *ǫ* entspricht:

α) Altfranz.-mittelfranz. *ǫ*: *mort, sort, porc, corde, porte, noce, coq, quatorze, molle, offre, poche, approche, reproche*; *or, loge, robe, galope, encore*; dazu das alte Lehnwort *rossignol.*

β) Wie es scheint, altfranz. *o(u)* (§ 171 a) vor *rm, rn*: *orme, orne, morne, forme.*

γ) Für schwach nasaliertes *ǫ̃* (oder sogar *ũ*) des 16. Jahrhunderts, s. § 215, vor nasalen Konsonanten. Die Aussprache mit *ǫ* ist zuerst für Paris bezeugt u. z. 1633. Sie scheint sich von den Pariser Bürgerkreisen aus ausgebreitet zu haben. Daneben war die Aussprache mit *ọ* und *u* noch lange auch in Paris üblich: *bonne, sonne, donne, homme, pomme, couronne, somme* «Schlaf», *sommes, comme, Rome, ivrogne, vergogne, Bourgogne.* Hierher auch das alte Lehnwort *automne.* Diesen Wandel hat auch die

Lateinaussprache der Franzosen mitgemacht, so daß sie *-ọm-* für *-um-* sprechen. Nach dieser Aussprache regelt sich auch seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Aussprache der Lehnwörter wie *album, postscriptum, radium.* Für gr. *-on* findet sich die Aussprache oraler Vokal + Nasalkonsonant nur in ganz gelehrten Entlehnungen wie *omikron* u. dergl.

δ) Lehnwörter und Fremdwörter von entsprechender Gestalt; schon ältere, die eigentlich zu α gehören, wie *noble, étoffe, Paul, coffre,* auch *octobre*; oder jüngere wie *opprobre, monocle, équinoxe, alpenstock, albatros, économe, anémone* (bei *-one, -ome* vielfach in Konkurrenz mit *ọ*, § 189 ζ). Auch solche mit *au* vor *r*: *centaure, maure.* Unvollkommene Nachahmung fremder Laute liegt vor, z. B. *rob(re), bluffe, rhum* für engl. *ɒ*, *trombone, torse* für *ọ*, *bogue* «Ring», *canole* für *au*, *music-hall, foot-ball* (neben *ȧ*) für engl. *å*.

§ 191. — 3. Unbetontes *o* hat folgende Quellen:

α) Wie es scheint, altfranz. *ǫ* aus lat. *au* in *oreille, autruche* (altfranz. *ostruce*), *autour* (altfranz. *ostour*), *taureau oser.* Ganz sicher ist die Erklärung nicht. Sie stützt sich hauptsächlich auf *oreille*, wo das *o* nicht wie bei *soleil* (γ) im Altfranz. häufig durch *ou* vertreten ist. Die andern Wörter lassen auch andere Erklärungen zu. Wenn die Deutung richtig ist, so gehören hieher vielleicht auch *orteil* (SB. § 11 A.); dann *joli, Robert, coton* und andere nicht lateinische Wörter.

β) *ọ̃* (resp. *ũ*) in franz. Wörtern und alten Lehnwörtern vor *m, n, ń*: *commander, hommage, froment* (vgl. § 171 d), *fromage, donner, connaître, poignard, oignon.* Sogar in jüngeren Fremdwörtern wie *cromorne, honnête.*

γ) *ǫ* scheint sich vor folgendem *ę* durch Assimilation erhalten zu haben: *corbeille, soleil, molette, forêt, corneille, poterne.* Assimilation liegt auch vor in der häufigen Form *ǫžǫrdụ̯i* (aujourd'hui), ferner *ormoire*, das dann durch den Einfluß des Schriftbilds wieder von *armoire* verdrängt wurde.

δ) Aus *ao* und *ᵉao*: *aumône*, *auberge*, *autel*, *communauté*, *mauvais*, *aussi*, *beauté* usw. Unklar *j'aurai*, das im 16. Jahrhundert neben *arai*, *avrai* aufzukommen scheint, ebenso *je saurai*.

ε) Sehr häufig durch Analogie nach stammbetonten Formen: *porter*, *dormir*, *voler*, *former* usw.; *fossé*, *côté*, *hôtel*, *rosée* (nach *arrose*?); — ein Teil der Fälle (vor verstummtem oder gesprochenem *s*, *z*) ist wahrscheinlich als eine Reaktion gegen die auch in Paris eindringende Mode, *u* für *o* zu sprechen (§ 189γ), aufzufassen.

ζ) Aus minder betonter Satzstellung erklärt sich wohl einerseits *hors*, andrerseits *nos*, *vos*, *notre*, *votre*.

η) Aus nord- oder südfrz. Dialekten dürften stammen: *ortie*, *corvée*, *morue*, *provin*, wahrscheinlich auch *poteau*, *rossignol*, vielleicht *cochon*.

ϑ) *o* und *au* in vielen Fremdwörtern und von der Schrift beeinflußten Wörtern: *octobre*, *corail*, *honorer*, *volonté*, *Joseph*, *colonne*, *incognito*, *cosmopolite*; *autorité*, *automate*, *Caucase* (großenteils mit *ǫ* neben *ọ*). Aus *ao* frühzeitig kontrahiert: *extraordinaire (e[k]strǫrdinę̄r)*.

ι) Vereinzeltes: Für *ṷa* resp. früheres *ṷę* erscheint *o* wohl in Schnellsprechformen, besonders vor *s*, *z*, *y*: *voci*, *mad'mozelle*, *voyõ* = *voyons*, *moyẽ* = *moyen* usw. Hierher vielleicht auch *oseille*, *groseille*, *trocart*. Anlehnung in *sanglotter* (Verba auf *-otter*). In *troène* hat sich *o* aus dem ersten Teil des Diphthongen *oę* durch den doppelten Einfluß der Endung *-ę̄n* (§ 179) und der vorangehenden Muta + Liquida (§ 223) losgelöst.

3. Die tiefen Vokale: *â*, *å*.

§ 192. — Die beiden Vokale sind in der Aussprache der meisten Pariser gut voneinander zu unterscheiden, sowohl in betonter als in unbetonter Stellung. Das *å* hat ziemlich die Klangfarbe des ersten Bestandteils des Diphthongs *ei* in der süddeutschen Aussprache. Das *â* ist etwas dumpfer als das *a* in der süddeutschen Gebildetensprache. In rascher Aussprache und in unbetonter Stellung

geht es gern in *ȧ* über, vgl. § 111. Im übrigen unterliegen die beiden Vokale gern wechselseitigen Assimilationen, so kann man etwa in Paris *õnpâspâpârlâ* statt *õnpâspâpȧrlȧ* hören. Doch gibt es in Paris auch Individuen, die nur die Aussprache *ȧ* kennen, vgl. La Par. 1899, S. 493. In der provinziellen Aussprache kommt umgekehrt häufig die Aussprache *â* als einzige vor. Ferner scheint man im Affekt die Aussprache *â* zu begünstigen. Die Orthographie bietet keine Handhabe, die beiden Aussprachen auseinander zu halten, außer der einen, daß der Zirkumflex meist die dumpfe Aussprache bezeichnet. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß eine große Unsicherheit und ein großes Schwanken besteht und daß viele Störungen den normalen Entwicklungsverlauf trüben. In besonders hohem Grad gilt dies von den Fällen, in denen *a* nach *u̯* steht. Die Lautverbindung *u̯a* geht nämlich zumeist auf den alten Diphthong *u̯ẹ (oi)* zurück und hier ist die mechanische Entwicklung durch die mannigfachen Einflüsse, die wir §§ 29 ff. kennen gelernt haben, in sehr verschiedener Weise alteriert worden. Doch reicht das Material gerade noch hin, um wahrscheinlich zu machen, daß das Grundprinzip der Verteilung nach *u̯* kein anderes ist als das sonst zu konstatierende. — Um einen Überblick über dies Schwanken zu geben, ist im folgenden, wo neben der hellen Qualität auch die dunkle und umgekehrt entweder in glaubwürdigen Quellen verzeichnet war oder von mir selber beobachtet wurde, das Beispiel mit einem Stern (*) bezeichnet.

§ 193. — Die heutigen Qualitätsdifferenzen spiegeln in der Hauptsache alte Quantitätsdifferenzen wider, und zwar solche, die im 17. Jahrhundert noch zumeist unverändert bestanden. Das erste Zeugnis für die Klangverschiedenheit stammt aus dem Jahr 1709. Daß sich das kurze von dem langen *a* bereits viel früher durch die Qualität unterschieden hat, ist trotzdem äußerst wahrscheinlich, doch haben wir keine direkten Zeugnisse dafür, und es ist möglich, daß einst die beiden Qualitäten

â und *å* sich nicht genau so verteilt haben, wie es im 17. Jahrhundert der Fall war, daß nämlich *â* immer lang, *å* immer kurz war. Daß aber bereits im 16. Jahrhundert schon eine Aussprache des *a* als *å* bestanden hat, ist sehr wahrscheinlich. Es ist nämlich schon im 16. Jahrhundert eine Variation dieses *å*-Lautes, besonders bei tändelnder, affektierter Aussprache bezeugt, die auch heute noch zu beobachten ist. Spricht man nämlich bei sonst ungeänderten Artikulationsfaktoren das *å* statt wie gewöhnlich ungespannt (wide) mit jener größeren Muskelspannung, die im Französischen bei den höheren Vokalen immer angewandt wird (narrow), so resultiert ein Laut, der einem *ę* akustisch sehr ähnlich ist, obwohl er artikulatorisch von dem franz. *ę* stark abweicht. Selbstverständlich konnte ein solcher Laut von dem Hörenden auch als wirkliches *ę* wiedergegeben werden. Diese Variante scheint besonders als Reaktion gegen eine Art der Aussprache eingeführt worden zu sein, die als grob und zum Teil als bäuerisch galt, nämlich die Aussprache *a* für *ẹ* vor *rr* und *r* + K. Aus dieser Reaktion, die also besonders die Fälle mit berechtigtem *a* vor *r* betraf, erklären sich dann die § 184 b γ und § 185 k erwähnten Fälle.

§ 194. — Die Quantitätsunterschiede haben sich wenigstens in den betonten Silben recht gut dort erhalten, wo nicht die Silbengesetze sie aufgehoben haben (§ 148). Es ist der Wirkung dieser Silbengesetze zu verdanken, daß beide Qualitäten heute in beiden Quantitäten vorkommen, also: *â*, *â̆*, *å̆*, *å̄*.

In gewissen Fällen scheint die Aussprache *å̄* als eine Kontamination der beiden Aussprachen *â̄* (*â* müßte ja immer lang sein, wo die Stellung es nicht verbietet) und *å̆* aufzutreten, so in *sale*, **affres*, *Wörter auf *-acle*; ferner in *tu̯å̄l*, *vu̯å̄l* vielleicht nach *poêle*.

§ 195. — Die beiden Hauptquellen für die *a*-Laute sind altfranz. *a* SB. § 214, 87 f., 84 Anm., 93 Anm. und (nach *u̯*) altfranz. *oi*, das am Ausgang der altfranz. Periode *u̯ę* gesprochen wurde, SB. § 224—229, § 201 Anm., 86,

94, 97, 102, und *foison* aus *fūsione* vgl. oben § 171d; ferner SB. § 223 Anm., wozu unten § 224, 4.

§ 196. — Betontes *â* hat folgende Quellen:

1. Altfranz. *a* und *oi* bei Kontraktionslänge oder Ersatzdehnung, wobei zu bemerken ist, daß Kontraktion mit vorhergehenden Vokalen für das *a* des Diphthongen *oi* natürlich wirkungslos ist (vgl. § 224, 2): **âge*, **gagne*, *maille*, *bâille*, *râble*; *âne*, *mâle*, *mâche*, *madre*; *pas*, *gras*, *lacs*; **proie*, **joie*, **voie*, auch **oie* dialektischen Ursprungs; *boîte*; *croître*, **cloître*; *trois*, **pois*, **poids*, **croix*, **noix* usw. Ebenso vor *ss* aus lat. *ss*, vor *rr*, vor *z* (wo der Monophthong *a* nur in analogischen Fällen und in Fremdwörtern vorkommen kann), vgl. § 148, Schluß: *lasse*, *passe*, *ramasse*; **barre*, **carre*, **arrhes*; *rase*, *embrase*, *écrase*, *jase*, *case*; **moise*, **toise*, **ardoise*; — auch *froisse*, *paroisse* werden häufig mit *â*, und zwar meist mit *u̯ă* gesprochen, doch liegt hier ein etwas anders gearteter Fall vor, vgl. *-aisse* zu *-ẹ̄s* § 181, die Kürze des *â* erklärt sich wohl durch den Einfluß der vortonigen Formen. Hieher gehört vielleicht auch *gars* = *gâ*.

2. Aus denasaliertem *ã*: *âme*, **flamme*. Dazu wohl auch die alten Lehnwörter **Anne*, **manne*, *infâme*, *damne*.

3. Eine Reihe alter Fremdwörter, besonders aus dem Germanischen scheint von Anfang an langes *a* gehabt zu haben: *bâche*, *hâve*, *navre*, **gare*, **mare*, *vague*, *bâfre*, **havre*, **affres*, **jable*, **hale*, **crabe*; aus andern Sprachen: **bague*, **câble* (prv.), *châle* (Wiedergabe des engl. *å*).

4. Ähnlich sind alte Kirchenlehnwörter behandelt worden wie *Jacques*, *grâce*, bei denen wohl besondere Gründe mitgespielt haben. Ferner Formen, die erst durch Analogien von endungsbetonten Formen aus geschaffen wurden, wie *pâle*, **lave*.

5. Unter besondern Affekt- und Intensitätsbedingungen stehende Wörter. So die Interjektionen *ah (ā)*, *bah*, *ha*, *aha*. Ferner Wörter wie *penaille*, **diable*. Hieher vielleicht auch der Buchstabenname *a* und die Notennamen **la*, **fa*.

6. Viele Schriftwörter und sonstige Lehnwörter. Scheiden wir zunächst jene aus, wo vielleicht wieder eine affektische Nuance im Spiel ist, wie **rare*, **grave*, **miracle*, **canaille*, so läßt sich in den meisten Fällen konstatieren, daß Analogie mit Endungen, in denen *â* zu Recht besteht, den Ausschlag gegeben haben wird. So zeigen die Fremdwörter auf *âtre* durchwegs *âtr* in Analogie mit der bestehenden Endung *-âtre* aus *-astre*: *théâtre*, *idolâtre*; nach *madre*, **ladre* werden sich etwa *cadre*, **escadre* gerichtet haben. Teils dieselben Gründe, teils Analogien nach den genannten Fällen werden dann die Aussprache mit *â* bei den übrigen Fällen mit Muta + Liquida verursacht haben: *âcre*, **nacre*; **glabre*, **sabre*, **cabre*; **cadavre*; *câpre* usw., auch **macle*, **oracle*, **tabernacle*. Ferner die auf *-ase* (s. s. 1): *base*, *case*, *gaz*, *extase*, *emphase*, **phrase*, **Pégase* usw., auf *-as*: *damas*, **taffetas*, **canévas* danach auch **climat*, *Fellah* usw. Weniger konsequent die auf *-asse*: **tasse*, **classe*, manchmal *espace*; auf *-ame*, *-ane* (s. s. 2): **réclame*, **déclame*, *mânes*, *crâne*; *-ail(le)* (s. s. 7): **médaille*. Da es sich hier zumeist um verhältnismäßig seltene Wörter handelt, bei denen das Schriftbild besser im Gedächtnis haftet als das Lautbild, macht sich der Mangel an Tradition bemerkbar; das Individuum, das das Wort liest, hat keine feste Erinnerung an den Klang, sondern richtet sich nach Wortbildern, die ihm vage vorschweben. Daraus erklären sich die vielfachen Schwankungen; so werden *Prague*, *brave*, die früher mit Länge bezeugt waren, heute mit *à* gesprochen. Bezeichnend ist das Verhalten von *bizarre*, *catarrhe*. Früher, als noch *r* und *rr* in der Aussprache geschieden waren, bot sich als Analogie nur *barre*, *carre* u. ä., und man sprach sie also mit *â*, was sich bis in den Anfang des 19. Jahrh. erhalten hat; heute, wo für die Anlehnung auch Wörter auf *-are*, *-ard* usw. in Betracht kommen, spricht man mit *à*. Im übrigen läßt sich feststellen, daß bei fast allen Endungen, wo heute ein Schwanken der Qualität zu beachten ist, in den früheren Jahrhunderten ein Schwanken der Quantität bezeugt ist.

7. Aber auch sonst lassen sich vielfach analogische Strömungen, die innerhalb der Wortserien mit der gleichen Endung wirken, feststellen. Nach berechtigtem *bâille*, *maille* (Münze) mit *â*, ferner Injurienwörtern wie *canaille* (vgl. oben s. 5) richten sich *maille* (Masche), **caille*, *paille*, **taille*, **fouaille*, **jouaille*, **ouaille*, und auch *mail*, *corail*, *poitrail* u. andere auf *-ail* gelegentlich. Nach den Wörtern auf *âr* haben sich gerichtet **quart*, **char*; nach *râble*, *câble*, vielleicht auch **érable* (wo die Dehnung für das ursprüngliche *r* eingetreten sein mag), haben wir *fable*, **sable*, *affable*. Besonders *u̯â* findet sich in einer ganzen Reihe von Fällen, doch nirgends ausschließlich, sondern überall neben *u̯á*: *roi*, *octroi*, *effroi*, *paroi*, *désarroi*, *foi*, *loi*, *froid*, *droit*, *toit*, *miroir*. Bei einigen dieser Wörter lassen sich spezielle Analogien annehmen, wie *octroi* nach *octroie*, *croire* nach *crois*, *paroi*, *loi* nach dem Plural, auch *étoile* (*u̯ă*) vielleicht nach *poêle*. Im ganzen aber dürfte die Unsicherheit, die nach dem Verstummen des *s* und Verschwinden der Ersatzdehnung bei der Aussprache der Endungen *-oi* und *-ois* sich fühlbar machen mußte, sich in dem Schwanken widerspiegeln.

§ 197. — *á* haben wir:

1. In den übrigen Fällen von altfranz. *a* und *oi*: *va*, *déjà*, *ache*, *arbre*, *barbe*, *cheval*, *face*, *glace*, *nappe*, *sac*, *quatre*, *vache*, *mars*, *rage*, *renard*, *art*, *étable*; *moi*, *toi*, *quoi*, **roi*, **loi*, *doigt*, *voit*, *boit*, *soif*, *poil*, *foire*, *poivre*, *noir*, *angoisse*, *mouchoir*, *mâchoire*, *vouloir*. Als *oi* wie *u̯ę* gesprochen wurde, sind einige Fälle mit dem Diphthongen zusammengefallen, die eine andre Quelle haben als altfranz. *oi*: *moelle* (*mu̯ál*, daneben *mu̯ęl* durch den Einfluß der Schrift oder des Suffixes *-elle*), *fouet* (*fu̯á*, daneben *fu̯ę*, aus ähnlichen Gründen). Auch für *noel* kommt die Aussprache *nu̯ál* neben *nu̯ęl* vor, ebenso bei *souhait*. Verschwunden ist heute die Aussprache *pu̯at*, *pu̯am* für *poète*, *poème*. Gewissermaßen die Umkehrung zu diesen Fällen liegt in *coite* = *couette* vor, wo zur Zeit, da man *ku̯ęt* sprach, das *ęt* (vielleicht durch den Einfluß von *couette* aus *queue*) als

Suffix gefaßt wurde, was sich zum Teil noch in der heutigen Aussprache und in der einen Schreibung spiegelt. Zu den Fällen, wo *u̯å* auf *u̯ẹ*, aber nicht auf *oi*, zurückgeht, gehört ferner *poêle* (*patella* und *pallium*) und *avoine* s. § 224, 4.

2. Aus *ã* für älteres *ẽ* vor Nasal: *femme*, *couenne*, *panne*. Bei den andern Fällen durch den Einfluß der Orthographie beseitigt, vgl. § 180.

3. Aus der vulgären Aussprache stammt *hargne* für *hergne* (§ 193). In *larme* liegt schon altfranz. Sonderentwicklung, in *boulevard* Suffixeinmischung vor.

4. In vielen Fremd- und Buchwörtern: *syllabe*, *lave* «Lava», *célibat*, *spectacle*, *masse*, *bigame*, *bivouac*, *escouade*, *fanfare* und so in den meisten oben § 196, 6 nicht ausdrücklich genannten Endungen.

5. Für *â* vielfach durch Analogie, so in *vas*, *as*, *-as* (2. Fut.) nach der 3. Person. Auch die Endungen *-ât*, *-âmes*, *-âtes* haben jetzt, wo sie nur mehr der Literatursprache angehören, die Aussprache *å* angenommen. Bei *bras* ist zunächst zu dem Plural *brâ* ein Singular *brå* gebildet worden (um so leichter, als lautgesetzliches *bròs*, *ãbrås* bestand) und dieser Singular verallgemeinert worden. Besonders aber ist *u̯å* häufig für *u̯â* eingetreten, so **coite*, **moite*; *fois*, **patois*, **matois*, **bourgeois* und so fast alle andern auf *-ois*; auf *-oise*: *noise*, *framboise*, *cervoise*; auf *-oie*: **foie*, *soient*. Bei den Fällen auf *-oie* (s. a. § 196, 1) ist im 16. Jahrhundert neben *u̯ẹ̄* auch *u̯ẹ*^{i}*ə* gesprochen worden, ohne daß ersichtlich ist, welche Aussprache die eigentlich zu erwartende ist, wahrscheinlich sind satzphonetische Varianten vorhanden. — Analogisches *å* auch vielfach sonst: in **lave*, *savent*, *compare* für *e*, *plane* «Schabeisen» für Nasaldiphthong, *joignent* = *žu̯åń*, wo *u̯å* für *ọ*.

6. In seltenen Wörtern, die einem großen Teil der Bevölkerung mehr aus Büchern bekannt sind (vgl. § 196, 6,7) **nasse*, **échasse*, *jarre*, **ladre*, *plane* «Platane». Auch wohl *lame*, wofür man *lâm* erwartete.

§ 198. — Vortonig ist kurzes *a,* also heute *à,* schon frühzeitig für langes eingetreten, vgl. *bateleur*, *jachère*, *chacun*, *naquis*, *flacon*, *valet*, *panais*, auch *chaque,* wo das etymologisch Berechtigte zum Teil noch im 16. Jahrhundert bezeugt ist, ebenso wie in *haquenée*, ferner *bateau*, noch am Ende des 17. Jahrhunderts von der Pariser Bevölkerung mit *ā* gesprochen, letztere beiden Fälle wohl mit den § 196, 3 besprochenen zu vergleichen. Ebenso finden wir auch noch in neuerer Zeit gelegentlich den Übergang von *â* zu *à*, vgl. *pataquès* aus *pas-t-à-qu'est-ce.* Trotzdem findet sich häufig *â* auch in unbetonter Stellung, und zwar nicht nur, wo etymologischer Zusammenhang mit stammbetonten Formen es retten konnte, wie in *passer*, **carré*, *châtrer*, *âpreté*, **madré*, *âgé*, **pâquerette* und dergl., sondern auch in Fällen wie *châlit*, *châtaigne, châtier*, *praline*, **râteau*, **râteler*, *mâtin*, **parrain*, **marraine* usw. An diesem längeren Festhalten der älteren Aussprache gegenüber *valet* usw. ist wohl ein häufigerer Gebrauch dieser Wörter in sinnbetonter Stellung schuld. Die Aussprache mit *â* in **passion*, **station* und den andern Abstraktis auf *-ation*, **blason*, **maçon*, **marron*, **baron*, *haillon*, *graillon* usw. hängt vielleicht mit der § 66 b erwähnten Akzentuierung der Pänultima zusammen. In andern Fällen liegen wohl Anlehnungen vor, wie bei dem Fremdwort *pâtir* an das genannte *passion, Jacob* an *Jacques.*

Wiedergabe eines fremden *a*-Lautes liegt vor in **api*, **basane*, *cabriole* (prov.), *hâbler* (span.), *câlin*, **chalet* (Dialektwörter). Auch in Schriftlehnwörtern vielfach: **amen*, **anis*, **basalte*, **bazar*, **faséole*, **latrines*, *brahmane* usw.

Affektische Betonung ist vielleicht schuld in **satan*, Ersatzdehnung für den einst hinter *r* gestandenen Sibilanten vielleicht in **mardi.* Unklar sind **nenni*, **glaner* **jadis* und die etymologisch rätselhaften **magot*, **chassie* u. a. Zwei Punkte mögen noch bemerkt werden, die auch für die betonten Fälle bis zu einem gewissen Grad Geltung haben: 1. Wo nicht die Gepflogenheit der Orthographie besteht, den Zirkumflex zu setzen, ist das *â* in

seinem Bestand immer mehr gefährdet als im andern Fall. 2. Die Neigung, *â* für *á* einzusetzen, resp. *â* zu erhalten, scheint nach labialen Konsonanten ein wenig größer zu sein als sonst, was mit der § 192 vorgebrachten Beobachtung über Assimilation übereinstimmt.

u̯â findet sich in vortonigen Silben nur dort, wo entsprechende betonte Formen an der Seite stehen: *croissance*, **croiser*, **noisette*.

§ 199. — Als Quellen für unbetontes *a* kommen vor allem in Betracht altfranz. *a*: *ami*, *chaleur*, *laver*, *charnière*, auch *par*, *archal*, *aïeul*, *païen* und *oi*: *soixante*, *poitrine*, *oiseau*, *cloison*, *foyer*, *oisif*, *moisir*. Außerdem:

a) Altfranz.-mittelfranz. *ã* vor *m*, *n*: *samedi*, *grammaire* vielleicht auch *tramail*; *hennir*, *nenni*; *vaillamment* usw. Ähnlich auch in Fremdwörtern wie *innocemment*, *indemnité* (*ẽdámnitẹ*), *solennel* (*sǫlánẹl*); in den letzteren beiden Fällen heute auch *ę* für *à*. *agneau*, wo *ń* durch den Einfluß der Orthographie wieder eingetreten scheint, während man im 17. Jahrhundert in Paris zumeist *anneau* sprach (Dissimilation auf der Stufe *áń^eo* oder gelehrter Einfluß?), verdankt wohl sein *a* dieser Zwischenform, vgl. § 185 g.

b) *a* für *ę* in vulgärer Aussprache (vgl. § 193) zeigen *harceler*, *sarcelle*, *parpaing*, *marmenteau*, *marmelade*, *étraper* aus *étarper* für *esterper*.

c) In Fremd- und Schriftwörtern, Beispiele § 198. Auf Einmischung beruht das *a* in *tannière* für *taisniere*.

4. Der Basisvokal *ə*.

§ 200. — Die Betrachtung dieses Vokals in der heutigen Sprache macht große Schwierigkeiten. Er umfaßt mehr Varietäten von Klangfarbe als alle andern phonetischen Zeichen, die wir hier gebrauchen (vgl. § 109) und umfaßt alle Intensitätsgrade vom stärksten bis zum völligen Verstummen. Was das erstere, die Klangfarbe betrifft, so ist er stark von der Umgebung abhängig, besonders vom vorhergehenden Konsonanten; sie ist im allgemeinen

labialer, zu *o* oder *ü* neigend, nach labialen und labiodentalen, auch oft nach *ś*, *ź*, palatal, gegen *e* neigend, nach *y*, *ń*, guttural, zu einem Mittellaut zwischen *o* und *ö* neigend, und ungefähr dem rum. *ă* vergleichbar, nach *k*, *g*; nach Dentalen nähert er sich am meisten einem reinen *ö*-Laute. Was die Intensität betrifft, so ist auch sie zu einem kleinen Teil von der Umgebung abhängig, dann aber auch von zahlreichen andern Faktoren: Akzentverhältnisse, Schnelligkeit der Rede, Bedürfnis der Deutlichkeit, stilistische Färbung der Rede, dann aber auch die persönlichen Gewohnheiten des Sprechenden. Wie schon erwähnt, ist der Laut nach seiner Quantität immer überkurz und kommt silbenanlautend nicht vor, vgl. *évêque*, aber *archevêque*, § 161 und 185c, *ẹ (et)*, aber *diznöf* aus *dizənöf*, *vĕtdö* aus *vĕtədö* (§ 212, 1) usw.

Die im Durchschnitt zu konstatierende *ö*-artige Klangfarbe hat der Laut in Paris wohl erst im Lauf des 17. Jahrhunderts angenommen. Früher hatte er wohl mehr *e*-artigen Charakter, allerdings auch schon damals sehr von der Umgebung abhängig, so daß *ö*- und *ü*-artige Laute nach und vor Labialen wohl bereits viel früher zu hören waren, vgl. § 169a und 187, 3. (Die Zeugnisse der Grammatiker, die man für eine frühere Datierung des *ö*-Charakters im allgemeinen ausnützen könnte, beweisen alle nichts für die Pariser Aussprache.) Wo nämlich der Vokal in früherer Zeit durch Akzent- oder Lageveränderung die neutrale Färbung verlor, tritt nicht wie heute ein *ö*-artiger Laut ein (§ 187, 2), sondern ein *e*-Laut, und zwar: 1. wenn die Silbe durch Verstummen eines zweiten reduzierten *e* gedeckt wurde, also in Fällen wie *lèverai*, vgl. § 185n, eine Tendenz, die nun durch Analogie bis in die Gegenwart nachwirkt; 2. in Fällen wie *lisez-le* u. dergl., wo noch bis in das 18. Jahrhundert die Aussprache mit *ẹ́* und *ę* vorkam. Beide Momente wirken zusammen in den Analogiebildungen *pese*, *acheve*, *leve*, *étrenne*, *prennent*. Schon früher war das erste dumpfe *e* in *parle-je* usw. zu einem gewöhnlichen *e* geworden.

§ 201. — Das erste Pariser Zeugnis für die *ȯ*-artige Aussprache in Monosyllabis stammt von Oudin (1633). Ein weiteres, wohl auch auf die Gemeinsprache bezügliches, haben wir 1639 von Duez für die Endung *-ée* in Versen (*eye* oder *eö*). Aber sie herrscht noch bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts nicht unbestritten. Die Regel, daß neutrales *e* im Silbenanlaut nicht möglich ist, dürfte für die gewöhnliche Konversationssprache vom Ende des 16. Jahrhunderts an gelten, wo es nach einem Vokal auch in Lento-Aussprache durchwegs schwand, dabei den vorhergehenden Vokal übermäßig längend und einen zweigipfligen Akzent veranlassend. Diese Intensitätsverteilung verhinderte ein feineres, ästhetisches Gefühl, eine Silbe mit derartigem Vokal im Vers zu gebrauchen, außer wo der zweite Gipfel im Übergang zur nächsten Silbe gesprochen werden konnte. Daß *épée* nur vor Vokal, *épées* überhaupt nicht zulässig war, ist für das Ende des 16. Jahrhunderts und die erste Hälfte des 17. gewiß nicht bloß eine Laune. Am Ende des Verses war natürlich der zweite Silbengipfel nicht störend; übrigens gestattete hier die Tradition der Deklamationskunst noch bis in das 18. Jahrhundert, das ə voll auszusprechen, wie es ja im Gesang noch heute geschieht. In *eaue*, wo der Vokal ohnehin lang war, war das reduzierte *e* schon im 16. Jahrhundert vollständig beseitigt. Vor dem Hauptton, also in Fällen wie *hardiement*, *remuerai* usw. war die Überlänge nicht so empfindlich.

§ 202. — Voll betont ist ə nur in sekundären Fällen, außer bei den Namen der Konsonanten nach der neuen Lautiermethode, nämlich nur:

1. In *le* nach Imperativ: *donnez-le* usw. (früher ę oder ẹ, vgl. § 200).

2. Häufig in *que*, wenn danach aus was immer für einem Grund eine Pause eintritt, besonders wenn vor dem eigentlichen Inhalt des so eingeleiteten Nebensatzes noch etwas eingeschoben wird: *c'est que, sans lui, je n'y vais pas.*

3. In der ersten Silbe von Wörtern, die den Sinnakzent erhalten:

la-prə̍-myę̄r-pyę̄r . . .; *la-sə̍-gȭd-pyę̄r* . . .; *õ-ni-grə̍-lǫ-tę*

Auch unter Umständen bei fragendem und ausrufendem *que*: *Que voulez-vous?*

In allen diesen Fällen wird häufig auch wirkliches *ö* (meist *ö̜*) an Stelle von *ə* gesprochen, doch ist dies nach meinen Beobachtungen keineswegs die Regel.

§ 203. — Abgesehen von diesen Fällen durchläuft also *ə* eine ganze Reihe von Intensitätsgraden, was für den akustischen Eindruck ziemlich wesentliche Verschiedenheiten ausmacht, für das Sprachgefühl des Sprechenden aber ziemlich unwesentlich ist. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich aus dem Charakter des Neutralvokals; da der Vokal eben einer gewissen normalen Einstellung der Artikulationsorgane entspricht, ergibt sich kein Unterschied im Muskelgefühl, ob man etwa *mõ-pə-ti* oder *mõpᵊ-ti* oder *mõp-ti* spricht. Daraus erklärt sich weiter, daß der Vokal häufig intentionellen oder akzessorischen Charakter annimmt (vgl. § 138, 2, 3), d. h. manchmal gegen den Willen des Sprechenden nicht zu Gehör kommt, und wieder an manchen Stellen sich einschiebt, wo er nicht beabsichtigt war. Daß schon mehrere hundert Jahre lang in vielen Fällen *ə*-Formen und *ə*-lose Formen nebeneinander bestehen, hat zu manchen Analogiebildungen geführt.

§ 204. — Um einige Übersicht über das verschiedene Verhalten des *ə* zu erzielen, wollen wir vier Intensitätsgrade normieren. Sie entsprechen ungefähr den Graden, die vom Ohr noch halbwegs deutlich unterschieden werden können. Natürlich stellen die wirklich gesprochenen Fälle zumeist Zwischenstufen dar, die sich einer dieser Stufen mehr oder minder annähern.

1. Ein deutliches silbenbildendes *ə*, an Intensität von den andern unbetonten Vokalen *a*, *ę* usw., wie sie gewöhnlich gesprochen werden, nicht verschieden. Der

Klang des Neutralvokals nähert sich auch in diesem Fall oft mehr oder minder einem wirklichen *ö*. *mō-pə-ti*.

2. Das ə bildet zwar eine Silbe, hat aber nicht die Intensität anderer unbetonter Vokale: *mō-pᵊ-ti*. Nach Liquiden tritt auf dieser Stufe leicht vokalische Liquida ein: *i-mᵐ-trōp (il me trompe), tü-rʳ-gārd (tu regardes)*. Dabei ist aber der zweite Teil der betreffenden Liquida, der also genetisch dem ə entspricht, auch wenn der für die Liquida charakteristische Verschluß (§ 120 ff.) weiterbesteht, weniger eng gebildet, was deutlich zu Gehör kommt, und dem *l* und *r* etwas von dem ə beimischt.

3. Das ə wird wohl noch gehört, aber ohne daß es Silbengeltung hätte, d. h. ohne daß es einem eigenen Luftstoß entspräche; es werden vielmehr die angesammelten Luftreste dafür verwendet, vgl. § 138, 2 und 142: *mōpᵊ-ti*. Oder es erklingt als Gleitelaut zwischen zwei silbenanlautenden Konsonanten, die sich in der Artikulation nicht völlig aneinander anpassen: *rȧ-trȧ-pᵊrȧ, dā-žᵊrọ̄*. Hier verliert nun der Laut seinen vokalischen Charakter häufig vollständig. Die Folge ist im ersten Fall eine Dehnung des vorhergehenden Konsonanten, von dem auch ein Teil in die nächste Silbe reichen kann: *plȧdᵊ-vyā̆d* oder *plȧd̄-vyā̆d* oder *plȧ·d·vyā̆d*; *ẹvᵊ-nü* oder *ẹv̄-nü* oder *ẹ·v·nü*; *lȧfᵊ-nẹ̄tr* oder *lȧf-nẹ̄tr* oder *lȧ·f·nẹ̄tr*; *dāl̄-bu̯ā* usw. Hie und da übernimmt auch der vorhergehende Vokal die Dehnung: *ẹ̄·v·nü, ā-sẹ̄·ń·mā*. Im zweiten Fall erscheint dann eine ganz kurze Pause zwischen den beiden Lauten *lẹ-pọ-ẹ-zi-d'rō-sār* usw.

4. Es schwindet das ə, ohne auch nur irgendeine Spur zu hinterlassen: *mōp-ti* oder *mō·p·ti, až-tẹ, u̯im-syö, tür-tōb, ọ-fō·d·lọ* oder *ọ-fō-dlọ, la-vra* usw.

§ 205. — Es besteht nun die Tendenz, bei raschem Sprechen auf dieser Stufenleiter möglichst weit vorzurücken, also das ə möglichst zum Schwund zu bringen. Dieser Tendenz stehen nun aber andere Tendenzen entgegen, einerseits Analogien, Deutlichkeitsbedenken, persönliche Gewohnheiten, alles Dinge, die sich natürlich nicht in bestimmte

Formeln bringen lassen, andrerseits das Gesetz von der Silbengestaltung, wie wir es § 144ff. formuliert haben.

Im ganzen ist zu sagen, daß der Schwund sehr oft unterbleibt, auch wo er nicht gegen das Silbengesetz verstoßende Konsonantenverbindungen hervorrufen würde, andererseits aber wird er analogisch auch hie und da weitergetrieben, als es dieses gestattete, was dann normwidrige Konsonantenverbindungen hervorruft, § 146, 2.

Sehen wir von den letzteren Fällen vorläufig ab, versuchen wir also, eine Formel dafür zu finden, wie weit im ganzen der Schwund getrieben werden k a n n (aber nicht muß), so ergibt sich:

Die Silbengeltung des ə kann in allen Fällen schwinden, wo der Auslaut der vorhergehenden Silbe, vermehrt um den Anlaut der ə-Silbe, einen nach französischen Sprachgewohnheiten möglichen Silbenauslaut geben kann. Also:

kõtãdtruvẹ aber *kõtãtdətruvẹ*; *ãrinpọ̈* aber *šarlnəpọ̈*; *šarlomdi* aber *šarlotmədi*; *lu̯irvyẽ* aber *lu̯īzrəvyẽ*; *ramâsẹlfẹ̄r* aber *ramâsləfẹ̄r*. Auch nur *ilratraplәra* und *šarlọtrəvyẽ*, weil die Auslautverbindungen *pl* und *tr* in der Regel nur mit geschwächtem zweitem Konsonanten vorkommen, mit vollem höchstens gruppenauslautend.

Es entsteht also in diesen Fällen immer einfache Konsonanz im Auslaut. Doppelte Konsonanz wird selbst in Fällen, wo sie gegen die Formel nicht verstoßen würde, in der Regel nicht zugelassen. Man sagt also fast stets *maldəggọrž* (trotz *solde*, *feldmaréchal*, *tilde*), *ẹlmədi*, *ltədi* (trotz *calme*, *svelte*), *kẹlkəfu̯ȧ* oder *kẹkfu̯ȧ*, aber nicht *kẹlkfu̯ȧ* (trotz *catafalque*), *ləkọksəmẹašãtẹ* (trotz *sexe* usw.). Es ist aber zu bedenken, daß *-ld, -lm*, *-ks* usw. eigentlich nur im Gruppenauslaut frei geduldete (obwohl auch hier sekundäre) Silbenauslaute sind, und wo sie im Gruppeninnern als Silbenauslaute vorkommen, sie doch nur dem Zwang der Analogie (vgl. § 281) oder der Schreibung zu verdanken sind. Etwas häufiger sind nur *r* + K; aber auch die Aussprache *dẹpartmã*, *fọrsnẹ*, *marktẹ* dürfte im ganzen nur der nachlässigen Aussprache angehören.

Etwas häufiger, aber auch noch der ungezwungenen Umgangssprache angehörig nach den Präpositionen *par*, *pour*, *sur*, die in diesem Fall mit reduziertem oder ganz verstummtem *r* gesprochen werden: *pu*^{r}*smę̣tr*, *pa*^{r}*lfọ̈*, *sü*^{r}*lšã* oder *sülšã*; *pa*^{r}*skə* oder *paskə* ist etwas allgemeiner, ebenso die Schnellsprechform der Formel *est-ce que*, z. B. *kę̣sktüvọ̈* neben der Langsamform *kę̣skətüvọ̈*, wo aber dann auch gern das *k* verstummt: *kę̣stüvọ̈*.

§ 206. — Die Formel involviert, daß die ə-Silbe zunächst an die vorige inkliniert wird: und dieser Gang der Dinge scheint auch heute das Ausschließliche zu sein jedenfalls ist es das weitaus häufigste Verfahren. Allerdings tritt in dem Moment, wo die Silbe ihre Geltung verloren hat, sehr häufig eine zweite Tendenz in Kraft, wonach die zwischen Vokalen stehenden Konsonanten möglichst in den Anlaut der nächsten Silbe gezogen werden; aber das scheint erst sekundär zu sein und als notwendige Voraussetzung die Inklination zu haben.

Jedenfalls verdient für das Studium der Verhältnisse auch diese zweite Tendenz unsere volle Beachtung. Es wird also der Silbenanlaut der ə-Silbe (mit den eventuellen unsilbischen Resten des ə, § 204, 3), die zunächst an die vorhergehende Silbe inkliniert waren, durch eine zweite Bewegung, ganz oder teilweise in den Anlaut der folgenden Silbe verschoben. Da dieser an und für sich in der Regel mit einem Konsonanten anfängt, so entstehen also silbenanlautende Gruppen. Nun sollte man erwarten, daß besonders solche silbenanlautende Gruppen entstehen, die auch sonst vorkommen, sogenannte primäre Gruppen. Das ist nun aber nicht der Fall. In der Regel klingt selbst beim schnellen Sprechen in *plein de rage* die zweite Silbe anders als in *drap*; in *ceux que les hommes* anders als in *clef*. Entweder es bleibt das *d* resp. *k* zum Teil bei der vorigen Silbe: *plẽ·d·rāž* oder es bleibt noch ein Rest von dem ə: *plẽ-d*^{ə}*rāž*, *plẽ-d‘rāž*. Es scheint hauptsächlich ein Deutlichkeitsbedenken zu sein, das den völligen Übergang zu *plẽ-drāž*, *sọ̈-klẹ-zọm* verhindert. Viel-

leicht liegt aber auch etwas in der speziellen Artikulation eines silbenanlautenden *r* und *l*, das diesen Übergang verhindert. Im Wortinnern und in festen Wortgruppen kommen solche Übergänge allerdings vor; aber es fragt sich, wie weit sich darin Überreste eines älteren Gebrauchs (§ 210) erhalten haben.

§ 207. — Daß der Schwund des *ə* zunächst in der inklinierten Silbe eintritt, ist kein prinzipielles Hindernis des Schwundes auch in Ansilben. Die Anlautkonsonanten werden dann eben an die Normalexpiration inkliniert (vgl. § 143). Doch gehören auch diese Fälle im ganzen bloß der flüchtigsten Konversationssprache an. Nur die Spiranten kommen etwas häufiger so vor: *ž-mãž* oder *ž·mãž, s·nẹ* oder *snẹ*, auch *spãdã, ski(l)fõ*, dagegen kaum *drọm, klẹ = de Rome, que les.*

§ 208. — Ist also im wesentlichen der Silbenauslaut der vorangehenden Silbe für die Behandlung der *ə*-Silbe maßgebend, so kann doch auch in gewissen Fällen der Silbenanlaut der nächsten Silbe den Schwund des Neutralvokals verhindern, oder doch hemmend einwirken. Es sind besonders zwei Fälle zu erwähnen:

a) *ə* kann vor *ly*, *ry* nicht schwinden. Es ist hier ja *ə* eigentlich nicht silbenauslautend, sondern silbeninlautend. Es heißt also wohl in der Schnellsprechform *nusrõ, atlẹ*, aber *nu-sər-yõ, a-təl-yẹ*; daneben allerdings auch *nus-ri-õ, at-li-(y)ẹ* usw.

b) Wo *ə* vor einem sekundären vokalischen Anlaut steht, bleibt es in der Regel bewahrt; es handelt sich hier um Wörter, die einst mit *h* anlauteten, ferner um einzelne analogische Fälle wie *onze*, *huit*: *žə-tə-ẹ, õ-nẹ-nọr-mə-ẹ̄tr, lə-õz, ã-trə-ẹ-ẹ-ki* (entre «et» et «qui»). In schnellem Sprechtempo wird dann das *ə* mit dem folgenden Vokal gern in einen Diphthong zusammengezogen (§ 139, 4): *žə-təẹ̯, ü-nəõt, fọ-səõt* usw. Die Gebildetensprache strebt sichtlich danach, es zu vermeiden, daß der Anlaut der *ə*-Silbe einfach Anlaut der folgenden Silbe wird (also wie in den § 206 erwähnten Fällen), sie scheut vor der Un-

deutlichkeit eines *ü·nẹ̄n* usw. zurück. Sogar wo ein ə etymologisch nicht berechtigt ist, wird es gelegentlich eingeschoben: *kẹlᵊ-a-zār* usw. Andere Mittel, diesen Zweck zu erreichen, sind wohl der feste Einsatz: *ün-'ẹ̄n* oder einfach die erhaltene ursprüngliche Silbentrennung *ün-ẹ̄n* (§ 227); doch scheinen sie dort, wo etymologisch das ə berechtigt ist, wenigstens in der Pariser Aussprache, weniger angewandt zu werden.

§ 209. — ə kommt primär nur im Silbenauslaut vor (vgl. § 161). Sekundär kommt es aber auch in der Mitte der Silbe vor. Solche Fälle haben wir eben in § 208 kennen gelernt. Der wichtigste Fall ist aber der, wo der Anlaut einer andern ə-Silbe antritt: *kəž-lər-dəv-nẹ* (que je le redevenais). Dieser Konsonant schützt (wie in § 208, 1) die Silbe vor Schwund, so daß das ə nicht unter die zweite Stufe sinken kann (*i-la-rəd-mā̃-dẹ*, allenfalls noch *i-la-rᵊd-mā̃-dẹ*; aber nicht *i-lard-mā̃-dẹ*). Eine Ausnahme, die sich übrigens auf den familiären Stil beschränken dürfte, ist die Formel *est-ce que*, z. B. das § 205 erwähnte *kẹs(k)tüvọ̈* usw., wo Analogie nach *kẹs-kõ-vọ̈* usw. vorliegen dürfte.

Nach einem ᵊ, das nicht mehr silbenbildend ist, erhält sich das ə der folgenden Silbe in der Regel; es heißt also gewöhnlich *mẹtrᵊ-rə-nār* oder *mẹt·r·ə-nār* oder *mẹt-rə-nār*; aber nicht *mẹ-trər-nār*. *tāblᵊ-də-bu̯ā̂* oder *tāb-də-bu̯ā̂*, aber nicht *tā-bləd-bu̯ā̂*. Das gilt allerdings nur für die Gebildetensprache.

§ 210. — Historisches. Diese verwickelten Regeln konnten erst zur Gültigkeit kommen, als die heutige Lautverteilung in der Silbe zur Regel wurde: sie reichen also etwa ins 16. Jahrhundert zurück und sind im 17. so ziemlich durchgeführt. Nach Zeugnissen wie denen des Oudin (Th. II, 146) scheint der Schwund im 17. Jahrhundert sogar weiter gegangen zu sein als heute, doch darf man vielleicht das von ihm Gesagte nicht zu wörtlich nehmen. Auch früher ist nun wohl der Neutralvokal dem Abfall unterworfen, und das seit den frühesten

Zeiten. Die neufranzösische Art der Behandlung war aber früher nur in einer beschränkten Zahl von Fällen möglich, da der Auslaut der Silbe früher stets nur einen Konsonanten und zwar nur ganz gewisse, nicht wie heute jeden beliebigen, aufweisen konnte, z. B. vor dem 16. Jahrhundert nur *r* und (durch Fremdwörter) *s*; früher vielleicht nur *r*, noch früher außer *r* auch *m*, *n*, *l̃*, *s*, *z*. Aus jenen Zeiten stammen *serment* aus *sairement*, *dernier* aus *derrenier*, *horloge* aus *oreloge* (§ 212, 1), *genre*, *denrée* aus *deneree*, *dorénavant* aus *doresenavant*, durchwegs Schnellsprechformen, die manche andere an der Seite hatten, die später durch Analogie wieder verschwunden sind, wie *arter*, *courcer*. Ein Fall dagegen wie *soupçon* aus *soupeçon* ist erst im 16. Jahrhundert möglich. In der Übergangsperiode vom Lateinischen ins Altfranzösische, gab es mannigfache Vorgänge, die ganz genau dem jetzigen Französischen entsprachen, vgl. SB. 10, 4a; 80.

Dagegen war im Altfranz.-Mittelfranz. vielfach die entgegengesetzte Tendez wirksam: wenn nämlich der Konsonant der ə-Silbe mit dem folgenden Anlautkonsonanten einen möglichen Silbenanlaut ergab, so wurde die Silbe an die folgende angelehnt. Aus jener Zeit stammen *vrai*, *p(e)luche*, *bluter* u. a., wohl auch die Aussprache *quart(e)ron* und die der Futura *prêt(e)rai*, *port(e)rai*, *remarqu(e)rai*.

§ 211. — Die obigen Regeln geben im ganzen, wie gesagt, die Grenzen an, innerhalb deren es zum Schwund des ə kommen k a n n. Im einzelnen ist die Behandlung des ə nämlich noch sehr verschieden, je nach der Stellung, die es im Wort inne hat. Wir müssen unterscheiden α) die letzte Silbe mehrsilbiger Wörter, β) die inneren Silben der Wörter, γ) die erste Silbe mehrsilbiger Wörter, δ) einsilbige Wörter.

α) In der letzten Silbe mehrsilbiger Wörter ist in der Sprache der Gebildeten die Hinneigung zum weitestgehenden Schwund unverkennbar. Im Innern der Gruppe nimmt es nur nach Doppelkonsonanz eine höhere Stufe als die dritte ein (§ 204), hier aber mit einer gewissen

Regelmäßigkeit: *frăsiskə sarsẹ, par lə süpẹrbə sọlẹy, vastə bədẹ̄n, šaržə tužūr, barbə grīz, pọrtə pā, də sọrtə kə, prẹskə la* . .; etwas weniger häufig nach den Verbindungen zweier Liquiden: *rl, rm, rn, lm*: *parl(ə) pā, turn(ə) brid.* Ungefähr dieselben Verhältnisse herrschen auch am Ende der Teilgruppen. Am absoluten Gruppenende ist die Vollstufe auch nach zwei Konsonanten selten, dagegen kommt hier die zweite Stufe auch nach einzelnen Konsonanten häufig vor, besonders bei manchen Individuen. Ganz allgemein ist die Längung des Schlußkonsonanten hier üblich (§ 204, 3). Doch ist dies stark von der Natur des Akzents und der Melodie abhängig; bei stark sinkendem Tonfall erhält sich das *ə* überhaupt nicht. Vgl. § 67, 1.

Die Deklamation des Verses freilich verlangt die silbische Aussprache des *ə* auch vielfach außerhalb dieser Regel. Auch in der Aussprache der niederen Schichten besteht nicht immer die Abneigung gegen die Aussprache dieses *ə* und das *ə* wird hier gern gesprochen, besonders wo es zur Anlehnung eines Konsonanten dienen kann: *ünə statü, ünə ptit fīy* usw. Diese Erscheinung hat in der Pariser Vulgärsprache zur Schaffung von Formen wie *əl, əž* für *le, je* geführt, vgl. Z. XXX, 424 ff. und Nyrop, Gr. hist. II, § 525, 528 – 2.

Über die Erhaltung von *ə* vor *h* asp. vgl. § 208 b.

β) Im Innern der Wörter sind die oben gegebenen Regeln am strengsten durchgeführt: *sẹrvəla, ọrfəlẽ, fọržərõ, vădrədi, ą̄səvlīr, brüskəri, šarləmań*, fast nur *žüstəmã, apartənīr*; aber *atlẹ* oder *atəle, dẹtnīr* oder *dẹtənīr, mẽtnă* oder *mẽtənā̧*, je nach dem Sprechtempo. Hieher auch zusammengesetzte Wörter wie *pardəsü* (Subst.), *mọrtəsẹzõ, pọrtəfȳy, kõtrəvẽ, katrətā, nọtrədam.* In Fällen wie chevelu, derechef, devenir usw. ist die Behandlung der Mittelsilbe von der ersten Silbe (s. γ) abhängig; doch dürfte *šəvlü, dəršẹf, dəvnīr* das Häufigere sein, ebenso *r(ə)dəvnīr, r(ə)-səmlẹ*, dagegen *rədvyẽ, rəsmẹl, rədmā̧dẹ, rədvās, rəlvẹ* usw. In *biyvəzẹ* verrät sich die ursprüngliche Komposition. — Dort, wo infolge der Gesetze beide Formen möglich sind,

die mit und die ohne *ə*, ist die erstere (z. B. *atəlẹ*) im ganzen selten und auf die höhere Diktion beschränkt und wenn sich übliche Silbenanlautgruppen ergeben, wohl außerhalb des Verses überhaupt kaum mehr vorhanden wie in *appeler*, *gobelin, bijouterie.* Die häufigere Silbenteilung in diesen Fällen ist wohl *a-plẹ*, *gọ-blẽ*, *bi-žu-tri*, *ẹ-prõ* usw. Diese Silbenteilung, sowie die Kurzformen *kartrõ*, *furbri* usw. neben *kartərõ*, *furbəri*, ebenso auch die Futurformen *pọrtrẹ*, *kõsẹrvrẹ* (neben der häufigeren längeren Form) dürften wohl Überlebsel aus älteren Sprachperioden sein, vgl. § 210. Heute besteht eher die Tendenz *fonderai*, *prêterai*: *fõd-rẹ*, *prẹt-rẹ* zu teilen, durch die Präsensformen *fõd*, *prẹ̄t* und vielleicht durch das Schriftbild hervorgerufen, so daß sich jetzt auch wieder ein leichter Unterschied zwischen *fonderai* und *fondrai* (*fõd-rẹ* und *fõ-drẹ*) einzustellen beginnt. Nach andern Konsonantengruppen als *r* + K hört man fast regelmäßig das *ə*: *rẹstərẹ*, *kalmərẹ*, *mõtrərẹ*; allerdings oft bloß auf der zweiten Stufe, wie bei allen den in diesem Absatz mit *ə* aufgeführten Formen.

γ) Wo *ə* in der ersten Silbe mehrsilbiger Wörter zwischen Konsonanten steht, die eine primäre Gruppe (§ 251 ff.) eingehen, ist es schon in einer früheren Sprachperiode dem Schwund ausgesetzt gewesen, § 210, und die teilweise Erhaltung ist wohl zumeist ausschließlich auf Rechnung der Orthographie zu setzen. Im sonstigen sind die Hauptregeln gültig, d. h. in den Schnellsprechformen tritt der Schwund ein, soweit es die Hauptregel zuläßt und soweit nicht die in § 208, 209 vermerkten Hindernisse eintreten. Also *mõnvọ̈*, *õšval*, *lafnẹ̄tr*, *ilasmẹ* usw., aber *laprəmyẹ̄r, lakrəvas, õskəlẹt, dəọ̄r*, *nusəryõ*, *ilarəlvẹ* (β) selbst in der Schnellsprechform. Nur ist allerdings zu bemerken, daß auch andere Faktoren den Schwund, wenn nicht unmöglich, so doch ungewöhnlich machen. So scheint eine Konsonantengruppe zu Beginn der zweiten Silbe dem Schwund hinderlich zu sein: es heißt meist *laləvrẹt*, *lẹdəgrẹ*, *õsəkrẹ*, *lašəvyọt* usw. Aber auch ge-

wisse Kombinationen der beiden Silbenanlaute scheinen dem Schwund im Wege zu stehen, z. B. Labiale + *s*-Laute; es heißt zumeist auch in der Schnellsprechform *lẹbəzu̯ẽ*, *sapəzẹ*, *tüfəzẹ*. Auch bei Gleichheit der beiden Silbenanlaute scheint das Deutlichkeitsbestreben das *ə* zumeist zu erhalten: *pepin*, *tetin*, *Vevey* (*laddã* gehört zu β). Ebenso scheint dies in selteneren Wörtern gerade dann der Fall zu sein, wenn primäre Gruppen entstehen würden: *fəluk*, *bəlẹt*. Nur der Anlaut *rə* läßt sich durch nichts beirren: *tür-grẹt*, *tür-vyẽ*, *tür-kru̯a*, *õr-fru̯adismã* usw., was vielleicht, da es sich fast stets um das Präfix handelt, selbst wieder eine Analogiewirkung ist. Andererseits hat die Analogie bei sehr gebräuchlichen Konsonantenverbindungen doch auch hie und da Durchbrechungen der Regel zur Folge; man kann also hören *õsǫlšval* statt *-šəval*, *ẹlfrẹ* statt *ẹlfərẹ*, *partsü* (Adv.) statt *pardəsü* wegen *ǫtsü*, *ünptit* (oder auch *üntit*) usw.

δ) Einsilbige Wörter behalten auch in der Schnellsprechform gern ihr *ə* aus Deutlichkeitsgründen. Stets erhalten bleibt es vor *s* + K.: *vu̯asiləspai*, *bǫkudəstatü*; ferner auch meist in dem Pronomen *lə*, wenn es nachgestellt ist, ohne betont zu sein: *mõtrẹləmu̯a*.

§ 212. — Quellen des *ə*.

Die wichtigste Quelle ist altfranz. unbetontes *e*. Wo sich das *ə* in der letzten Silbe mehrsilbiger Worte befindet, liegt zumeist der Auslautstypus § 162 D des Gruppenschlusses zugrunde, doch nimmt nach den hier möglichen Doppelheiten auch der Typus E gern ein etymologisch unberechtigtes *ᵊ* an, vgl. § 138, 2: *ǫtẹlᵊ*, *dõkᵊ* usw. Die Gestalt dieser Wörter im Gruppenauslaut ist dann im ganzen auch für das Gruppeninnere maßgebend, doch beachte die im vorigen Paragraph unter α) erwähnten Besonderheiten. Im übrigen sind die altfranz. Quellen identisch mit denen für neufranz. unbetontes *e*, s. also § 185, zu den dort erwähnten vgl. noch SB. § 87 b, 88 Anm. Inwieweit und ob sich das *e*, aus dem *ə* entstehen sollte, von dem, aus dem *e* enststand, schon im

16. Jahrhundert und früher in der Klangfarbe unterschied, entzieht sich unsrer Beobachtung; doch macht die Betrachtung der Fremdwörter wahrscheinlich, daß die Differenzierung tatsächlich erst im 16. Jahrhundert beginnt. Jenes *e* des 16. Jahrhunderts ist also nur in freier Stellung, aber auch da nicht immer zu *ə* geworden: Beispiele geben § 211 β, γ, δ.

Dazu kommen noch eine Anzahl anderer Fälle:

1. Zunächst scheint ein dem Darmesteterschen Gesetz analoges vorhanden gewesen zu sein, wonach ein beliebiger Vokal zwischen einem nebentonigen und einem haupttonigen zum Neutralvokal herabsinkt, um dann eventuell ganz zu fallen, oder aber es hat das Darmestetersche Gesetz noch bis ins frühere Neufranz. nachgewirkt. Wir finden nämlich in dieser Stellung *ə* für verschiedene Vokale und in Fällen, die aus verschiedenen Zeiten stammen, aber jedenfalls nicht mehr mit den Fällen des Hauptgesetzes gleichzeitig sind, zumeist in sehr volkstümlich gewordenen Lehnwörtern oder in Ableitungen und Zusammensetzungen aus jüngerer Zeit; z. B. aus *a*: *Marguerite*, *Catherine*, *caquesangue*, *calebasse*, *alezan*, *calemar*; aus vollem *e*: *cafetier*, *trompeter*, *aiguilleter*, *lunetier*, *pincelier*, *ficelier*; aus *i*: *arquebuse*, *mâchecoulis*, *séguedille*; aus *o*: *Barthélemy* (zu *é* vgl. § 185 n). Ganz gefallen (Verallgemeinerung der 0-Form) in *fauteuil* (aus *faudēteuil*), *drogman* aus *drogueman*, *dix-neuf* usw. (§ 200). Vielfach sind in derartigen Worten die ursprünglichen Vokale durch die Schreibung oder durch gelehrten Einfluß wieder hergestellt worden, so in *maréchal* für früheres *marəchal* aus *mareschal*, *fusilier* (früher *fuselier*), *féminin*, *crucifix*. — Hieher gehören vielleicht auch durch Analogie nach den mit Artikel usw. versehenen Formen: *demoiselle* (nach *la d.*, *ma d.*, schon alt), *felouque*, *setier* (aus *sestier*, nach *demi-setier*).

2. In Schnellsprech- und Kurzformen ist *ə* auch sonst aus mancherlei andern Vokalen entstanden; z. B. *məsyǭ* aus *monsieur*, *sə* aus *cest* + K., danach analog *sət* vor Vokalen, *sət* Fem. schon alt in *à st'heure*; in nachlässiger

Sprache etwa: *pətẹtr, səlmã, məmã (moment).* Ganz nachlässig oder direkt vulgär sind *kəm-* für *kǫm- (kəmãsẹ, kəmãdẹ, kəmã), dəža (déjà), nə, və* für *nous, vous, vəla, vla* für *voilà.* Nachlässigkeiten mehr okkasioneller Natur sind *nõətãdẹ (non, attendez)* Passy-R. S. 14, 3, *səplẹ = s'il vous plaît, pəmdətẹr.*

3. Bei Entlehnungen tritt ə sehr zahlreich am Ende der Wörter auf; so ersetzt es regelmäßig das fremde, unbetonte *a* nach den Mustern, wo im Französischen auslautend *-a* zu *-e* geworden war: *macule, membrane, stratagème, barque, diane*; ferner ist *-e* durch den Auslaut geboten in Fällen wie *feltre, cadre, semestre, enthousiasme,* aber auch *cartouche, ambages, cartilage* usw. Für die übrigen Fälle der Nachtonvokale bestanden zwei Arten der Übernahme: entweder wurde der Nachtonvokal fallen gelassen oder er wurde durch ə ersetzt. Die erste Art scheint im allgemeinen die ältere Methode zu sein; aber bereits vor dem 16. Jahrhundert wurde, wo nicht Anpassung an bestimmte französische Wörter oder Ableitungssilben die erste Art bevorzugen ließ, gewöhnlich die zweite gewählt: *architrave, belvédère, burlesque, casque, contraste, modèle, sbire, amène, invalide, rhombe* u. dergl. (Eine dritte Art der Aufnahme, die das Wort gewissermaßen als Fremdwort kennzeichnen soll, besteht darin, daß der Auslautvokal beibehalten und mit dem Akzent versehen wird: *agenda, récépissé, ammi, aviso, anus, factotum* usw. Sie kommt hier nicht in Betracht.) Im übrigen vgl. § 293. — Außerhalb der Endsilbe ist ə in Lehnwörtern, die jünger sind als das 15. Jahrhundert, nicht übermäßig häufig, aber auch nicht ganz selten. In *aqueduc, arlequin, calepin, matelas* usw. dürfte der unter 1. erwähnte Vorgang vorliegen. Fälle wie *genèse, squelette, semestre, bezestan, besi* u. a. dürften durch das Schriftbild beeinflußt sein, da im 17., 18. Jahrhundert die Akzentzeichen nicht mit der Konsequenz gesetzt wurden wie heute. In andern Wörtern liegen wieder Einflüsse durch französische Wörter oder Bildungselemente vor; so in *tenace, subvenir*; *supercherie* (Suff. *-erie*); besonders das

Präfix *re-* hat sich oft eingemischt: *recez*, *refluer*, *recrudescence*, auch *rebuffade*, *redoute* (it. *ri-*), *reversis* (it. *ro-*) und vielleicht auch *redingote*, *renoncule* (Volksetymologie). Eine weitere Quelle für *ə* in Lehnwörtern s. unter 4.

4. Ein etymologisch nicht berechtigtes *ə* ist, wie wir eingangs dieses Paragraphen sahen, heute vielfach angetreten, wo ein Wort auf einen Konsonanten auslautet: *hôtel*, *fait*, *hélas*. Nach zwei oder mehreren Konsonanten wird es auch gern ins Gruppeninnere und sogar dort mit Silbengeltung verschleppt: *Est*, *quartz*, *transsept*. Derartige Schwankungen sind ja übrigens zum Teil schon alt; nur haben sich früher derartige Wörter (z. B. *aveque*) nach bestimmten Vorbildern gerichtet. Auch die Schwankungen, die in 3. erwähnt wurden, gehören ja zum Teil hierher. Heute dagegen treten diese unetymologischen Konkurrenzformen ganz allgemein, durch lautliche Tendenzen (§ 138, 2), auf. Im Innern nun tritt ebenfalls öfter ein unetymologisches *e* auf, und zwar in der früheren Zeit, um ungewohnte Konsonantengruppen in Fremdwörtern zu erleichtern, später, wo solche Gruppen schon durch fakultativen Schwund eines primären *e* bestanden, in Analogie zu den volleren Formen dieser Doppelheiten. Doch ist nicht immer leicht, zu entscheiden, welcher der beiden Fälle vorliegt. Hierher gehören also Dinge wie *lansquenet*, *caleçon*, *cafetan*, *souquenille*, *bouledogue*, *partenaire*, *pannequet*, *chenapan*, aber auch das a. a. O. erwähnte *postscriptum*, ferner *rixdale* (*riks*^{ə}*dal*) usw.

β) Nasalvokale.

§ 213. — Über die vier heutigen Nasalvokale s. § 113—5. Bezüglich der heutigen Quantität ist daran zu erinnern, daß sie unter dem Ton im Auslaut kurz, sonst lang sind: in der Vortonsilbe sind sie in den seltenen Fällen, wo noch in derselben Silbe ein Konsonant folgt, kurz, sonst zeigen sie neben der Kürze auch recht häufig Halblänge, namentlich Silben, auf die gern ein Sinnakzent zu fallen pflegt, und werden unter einem starken

Sinnakzent sogar lang oder überlang. So sind heute die etymologischen Verschiedenheiten, die noch im 17. Jahrhundert bestanden, vollständig verwischt.

Unter dem Ton vor Nasalkonsonanten kommen die Nasalvokale heute, nachdem auch die analogischen Verbalformen *vînmes, tînmes* aufgehört haben, der gesprochenen Sprache anzugehören, nicht mehr vor. Auch vor dem Ton sind sie in dieser Stellung selten und nur in Fremdwörtern oder vor verstummtem ə zu finden. Ebenso selten sind sie vor den übrigen Liquiden und nur entweder in frühen Entlehnungen *(branle, genre)* oder Analogiebildungen *(tinrent)* anzutreffen.

§ 214. — Die Qualität der Nasalvokale hat seit dem 16. Jahrhundert verhältnismäßig mehr Wandlungen durchgemacht als die der oralen Vokale. Die Feststellung dieser Wandlungen ist aber äußerst schwierig, und zwar deshalb, weil die Grammatikerzeugnisse hier an besonderer Unklarheit leiden. Der Grund dieser Unklarheit ist einerseits, daß diese Vokale Klangfärbungen hatten, die mit den lateinischen Buchstaben nicht genau ausgedrückt werden konnten und die auch in der Skala der Oralvokale ebensowenig wie heute genaue Entsprechungen hatten, andrerseits, daß die Aussprache nach Gegenden und sozialen Schichten, vielleicht teilweise auch nach Generationen sehr variierte. Es gilt also, jene Näherungswerte aufzustellen, die sich am besten mit den Zeugnissen der Grammatiker und mit den sprachgeschichtlichen Daten vereinigen lassen, wobei man natürlich auf die Provenienz der Zeugnisse, d. h. vor allem auf die Abstammung der Grammatiker, die gebührende Rücksicht zu nehmen hat; dies ist bis jetzt in der nötigen Vollständigkeit noch nicht geschehen. Vorläufig scheint sich aus einer Prüfung der bei Thurot gesammelten Grammatikerzeugnisse folgendes als der wahrscheinlichste Gang der Entwicklung zu ergeben: Im 16., 17. Jahrhundert zerfielen im allgemeinen die Nasalvokale in zwei Bestandteile, einen starknasalierten Vokal, der sich aus dem lateinischen Vokal entwickelt

hatte und einer nasalen Resonanz, ungefähr das, was die Sanskritgrammatiker Anusvâra genannt haben mögen, aus dem darauffolgenden nasalen Konsonanten entwickelt. Wir wollen diesen Komplex aus zwei Lauten einen Anusvâradiphthong nennen. Solche Anusvâradiphthonge sind noch heute in franz. und besonders in provenz. Mundarten häufig anzutreffen und werden von französisch lernenden oder französische Wörter gebrauchenden Deutschen gesprochen, die zwar nicht mehr in roher Weise die französischen Nasalvokale durch Vokal + *ṅ* (oder gar Vokal + *ṅg*, + *ṅk*) ersetzen, aber doch auch noch nicht soweit gekommen sind, einen reinen Nasalvokal festhalten zu können, die also, wenn ich die Anusvâra mit ˜ bezeichne, *matẽ˜*, *bõ˜bõ˜* sprechen. Die Anusvâra ist aus einem Nasalkonsonanten dadurch entstanden, daß der Mundverschluß zwar aufgegeben wurde, jedoch noch mehr oder minder deutliche Reste der Verschlußbewegung erhalten bleiben, so daß nur ein ganz kleiner Teil der Luft aus dem Mund entweichen kann. Der akustische Charakter der Anusvâra ist ein äußerst schwankender und bewegt sich zwischen einem undeutlich gesprochenen Nasalkonsonanten und einem undeutlich gesprochenen Nasalvokal. Im Durchschnitt dürfte sie nach hohen Vokalen einen mehr konsonantischen Charakter gehabt haben, nach mittleren Vokalen wird sie infolge des Artikulationsrestes gerne an den entsprechenden Hochvokal erinnert haben, also *ẹ̃˜* ungefähr wie *ẹ̃ĩ*, *ọ̃˜* ungefähr wie *ọ̃ũ* geklungen haben. Nach den Tiefvokalen mag sie zumeist wie ein unbestimmter neutraler Nasalvokal sich angehört haben. Es ist aber nochmals zu betonen, daß das nur durchschnittlich gegolten haben mag, daß der akustische Charakter dieses «Segments» sehr je nach Akzentverhältnissen, Umgebung usw. geschwankt haben wird, ja daß sogar der erste Teil von dieser geringen Stabilität in Mitleidenschaft gezogen worden sein wird, wie etwa bei dem deutschen Diphthong *ei* je nach der Aussprache des zweiten Teils auch der erste verschieden ausfällt. — Vor

einem Nasalkonsonanten im Anlaut der Nachsilbe (also auch vor *-mə*, *-nə*, *-ńə*) scheint die Anusvâra in Paris frühzeitig aufgegeben worden zu sein; in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde im allgemeinen einfacher, wahrscheinlich schwachnasaler Nasalvokal gesprochen. Später ist dann Oralvokal eingetreten.

§ 215. — Quellen der Nasalvokale.

õ. — Für das heutige *õ* scheinen sich im 16. Jahrhundert zwei Aussprachen in das Gebiet von Nordfrankreich geteilt zu haben: *ũ˜*, die weiter verbreitete und auch wohl die ältere, daneben *ǫ˜ ($\tilde{ǫ}^{u}$)*, die seltenere, aber vielleicht damals die eigentlich Pariserische. Jedenfalls kennt man aber auch in Paris die Aussprache *ũ˜*, die vielleicht aus der Provinz eingedrungen ist und sie gehört sogar zum Teil der Gebildetensprache an; sie wird noch am Ende des 17. Jahrhunderts angegeben, sogar in Fällen wie *houme*, *Roume* (vgl. § 190 γ).

Die Hauptquelle des *õ* ist jener Nasalvokal, der im Altfranz. *on* oder *om* geschrieben wird, über seine Herkunft s. SB. § 253 (wozu noch *oncle*, *Châlons*, *honte*, *vont* § 73), 93, 96. Außerdem kommt noch vom Mittelalter bis in die Neuzeit hinein lat. *un*, *um* außer vor *c* in Betracht: *somptueux*, *présomption*, *furibond* usw., auch span. *un* in *junte*; ferner *on* und *om* am Schluß und vor Konsonanten in Schrift- und Sprechlehnwörtern: *ganglion*, *rhombe*, *bronze*, *hombre*, *wagon* usw. Als Näherungswert oder in Schriftentlehnungen: *punch*, *lunch*, *jungle*, *rumb*, *tungouse*, *tungstène*. Durch lateinischen Einfluß ist *on* für *ou* eingetreten (schon lange vor dem 16. Jahrhundert) in *montrer*, durch Präfixeinmischung in *convoiter* u. ä. Für die lateinische Endung *-um* war bis ins 18. Jahrhundert die Aussprache *õ* üblich, die dann, auch in den entlehnten Wörtern, durch *ǫm* verdrängt wurde (§ 190 γ). Erhalten hat sich diese frühere Aussprache in ein paar Resten: *toton*, *dicton*, *aliboron*, *brimborion*, *rogatons*, in denen man die ursprüngliche Endung *-um* nicht mehr erkannte

und in *odéon*, *psaltérion*, wo man die griechische Endung zu erkennen glaubte. — Dialektisch ist wohl die Aussprache *õ* für älteres *-aõ* in *taon*.

§ 216. — *ȫ*.

Dieser Nasalvokal ist zum erstenmal im Jahr 1674 bezeugt und es ist nicht wahrscheinlich, daß er sehr viel früher vorhanden war. Er ist stets entstanden aus älterem *ü˜*.

Über die Quellen dieses *ü̃* s. SB. § 255, dazu das alte Lehnwort *humble* aus *hümele*; vortonig in den erst im Verlauf der Entwicklung vortonig gewordenen *lundi* und *un* und in unklarem *emprunter*. Kontraktionsprodukt ist das *ü̃* in *à jeun*, ursprünglich *ažü̃˜* gesprochen. — *ȫ* findet sich ferner in lateinischen Lehnwörtern mit *ū-nu* wie *tribun*, *opportun*. Auch in der lateinischen Silbe *-unc-* wurde früher *ü̃* gesprochen, daher *défunt*, während in *fonction* u. a. die heutige lateinische Aussprache über die ältere den Sieg davongetragen hat. *ȫ* schließlich in Schriftlehnwörtern wie *Huns*, *pétun*. *ȫ* tritt häufig neben der Normalaussprache *(ẽ)* nach *ụ̈* auf: *juin*: *žụ̈ȫ* oder *žȫ*, *suint*: *sụ̈ȫ*. Wegen *lune* u. dgl. vgl. § 218.

§ 217. — *ẽ*.

ẽ ist aus zwei Quellen zusammengeflossen, die zum Teil noch im Anfang des 17. Jahrhunderts, besonders aber im 16. Jahrhundert verschiedene Aussprache aufwiesen. Der eine war am Anfang des 16. Jahrhunderts wohl noch ein *ĩ˜* (zum mindesten *ị̃˜*), das dann im Verlauf des Jahrhunderts zu *ẹ̃˜* wurde, das andere war ursprünglich ein *ę̃˜*, das durch dieselbe Bewegung zu *ẹ̃˜* wurde, beide nach dem oben Gesagten leicht als *ẽ^ĩ* auffaßbar. Der Zusammenfall wird zunächst in der Hof- und der Gebildetensprache stattgefunden haben, dort vielleicht schon im 16. Jahrhundert, und zwar durch mannigfache Wechselwirkungen mit den provinziellen Sprechweisen — Beeinflussungen und Überentäußerungen —. In vielen Gegenden war man nämlich einerseits für den ersten Laut bei *ĩ˜*, für den zweiten bei *ę̃˜* geblieben, so daß die Provinziellen, die ihre heimische

Aussprache ablegten, den Eindruck hatten, daß die Pariser «*in*» wie «*ain*» aussprachen, und so die beiden durcheinander mischten; andrerseits war man in andern Gegenden wieder umgekehrt für den ersten Laut bereits zu ~~ fortgeschritten, wodurch dort, wo der andere Laut nicht als ein wirkliches *ą̃ⁱ* gesprochen wurde, was auch vorkam, die beiden Laute mehr oder minder genau in einen zusammenfielen; diese hatten nun natürlich umgekehrt den Eindruck, daß die Pariser «*ain*» wie «*in*» ausspräche und warfen ihrerseits die beiden Laute durcheinander. All das läßt sich so ungefähr aus der Kombination der heutigen Patoisverhältnisse mit den Grammatikerzeugnissen ersehen. Allerdings scheint auch in den niedern Schichten von Paris in der minder betonten Silbe frühzeitig eine Vermischung eingetreten zu sein, und zwar so, daß der erste Laut *(ĩ̃)* für den zweiten eingetreten ist (zu vergleichen das Zeugnis H. Étiennes über das meist vortonige *saint*, Th. II, 483). Im 17. Jahrhundert ist dann überall vereinheitlicht worden, und zwar wurde der offenere Laut verallgemeinert.

§ 218. — Vor Nasalkonsonanten war man für den ersten Laut *(cuisine, voisine)* bei *ĩ* geblieben, sowie man für *lune* usw. bei *lũnə* blieb, mit vermutlich nur schwach nasalem *i*, *ü*, die dann ganz oral geworden sind. Vorübergehend ist allerdings auch in diesen Fällen von der Umgebung her die Aussprache *ẽ*, *õ* nach Paris gedrungen. Der zweite Laut scheint, nachdem der Diphthong seinen zweiten Bestandteil verloren hatte, zunächst ein schwach nasaliertes, mittleres *ẽ* gewesen zu sein, vgl. § 180 die Fälle B.

§ 219. — Bei der Besprechung der Quellen müssen wir also die beiden Provenienzen auseinanderhalten.

a) Das auf einem *ĩ̃* des 16. Jahrhunderts beruhende *ẽ* geht zurück:

1. Auf altfranz. *ĩⁿ*: SB. § 250, auch vortonig, SB. § 82 (vgl. *cinquante*), wozu noch die Fälle *pinceau*, *linceul*,

amincir u. ä. (danach *mince*) ML., hG. § 112. Also *fin*, *lin*, *chemin* usw.

2. *in*, *yn*, *ym* usw. in lateinischen und andern Schriftlehnwörtern: *Olympe*, *nymphe*, *instinct*, *imbécile*, *instant*, *instruction* usw. In anlautendem *in-* wurde sogar — wie es scheint, durch die Bemühungen der Schulmeister, die eine der lateinischen angenäherte Aussprache anstrebten — die Nuance į̃~ länger erhalten als in andern Fällen, bis ins 18. Jahrhundert finden sich Zeugnisse, vgl. Th. II, 503 ff. Germanisches (auch Englisches) *in* im 16., 17. Jahrhundert: *brinde*, *trinquer*, *bouquin*, *zinc*, *boulingrin*.

3. Altfranz. *oin*: *loin*, *coin* usw. Aus u̯ĩ~ über u̯ę̃~ zu u̯ę̃. Vgl. SB. § 259, wozu *loin*, vortonig § 94 *(lointain)*, 97; dazu gesellen sich auch Fremdwörter wie *marsouin* und Ableitungen wie *babouin*. — Analog altfranz. *-uin*: *juin*; SB. § 621.

4. Auch der altfranz. Diphthong *-ien* scheint, solange die Scheidung bestand, in der Aussprache der höheren Stände zumeist mit i̯į̃~ > i̯ę̃~ gesprochen worden zu sein, während in den niederen Schichten und in der Landbevölkerung die Aussprache mit -i̯ã~ die übliche war: *mien*, *tien*, *chien*, *tient*, *Parisien* usw. Über die Quellen SB. § 262, wozu sich auch *ancien*, *chrétien*, *citoyen*, zum Teil *quotidien*, *Italien*, *grammairien* geschlagen hatten.

5. Wie erwähnt, ist dann į̃~ auch in nicht näher zu ermittelndem Umfang in vortoniger Stellung für den unter b besprochenen Laut eingetreten; vgl. SB. § 86, 90 *plaindrai* usw.

§ 220. — b) Das auf einem ẽ~ ($\tilde{e}^{i}$) beruhende ẽ geht zurück:

1. Auf altfranz. *ain*, *aim*: SB. § 256. *bain*, *faim*, *grain* usw.

2. Auf altfranz. *ein*, *eim*: SB. § 258. *seing*, *sein*, *peint* usw. Auch *foin*, *moins* s. § 224, 4.

3. *en* in einer Reihe Fremdwörter wie *pensum*, *pentagone*, *Benjamin*, *spécimen*; neben ę*n*, s. § 180 C, 184 c, 2.

§ 221. — c) Als dann die beiden Aussprachen zusammengefallen waren, dem lateinischen *-anu* also in beiden Fällen derselbe Laut entsprach (*humain*, *Italien*), nehmen diese Aussprache auch verschiedene Schriftlehnwörter an, die früher mit *ã˜* gesprochen wurden: *européen*, Eigennamen wie *Tertullien*, *Claudien*, *Lucien* usw. (früher vielfach *-an* geschrieben).

Ferner werden nun spätere Lehnwörter mit *en*, *ein* mit diesem Laut wiedergegeben: *farniente*, *gens Fabia*, *spencer*, *Holstein*, *steinkerke* usw. Auch solche mit *in*, wo Analogien zur Seite stehen: *interview*, *saltimbanque*; aber auch sonst, ohne große Konsequenz, wie eben das Wort mehr durch die Schrift oder durch die mündliche Rede bekannt wurde; vgl. *makintǫš*, aber *flẽtglas*, *lastẽg*, aber *miting*.

§ 222. — *ã* entspringt in der Hauptsache zwei Quellen, denen im Altfranz. die Schreibungen *an* (SB. § 252,1) und *en* (SB. § 252,2—3) entsprechen. *en* hat in der Île de France schon frühzeitig den Laut eines nasalen *a* angenommen und man behauptet, daß es hier schon in der alten Periode mit *an* zusammengefallen sei. Ob mit Recht, ist fraglich; es wäre trotz der Reime und Schreibungen sehr wohl möglich, daß die beiden Laute noch im 16. Jahrhundert in der Klangfarbe voneinander verschieden waren, indem *an* etwa *ã˜*, *en* dagegen *ą̃˜* oder ähnlich gesprochen wurde. Die Pariser Pasquier und H. Étienne hören noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen Unterschied heraus, letzterer allerdings, indem er als Aussprache des Volkes *an* für *en* tadelt. Damit stimmt überein, daß vor gesprochenem *m*, *n* sich ein entsprechender Unterschied bis auf den heutigen Tag gehalten hat, vgl. *flamme* und *femme*, § 196, 2, 197, 2. Jedenfalls aber sind sonst die beiden Laute unter dem Ton am Anfang des 17. Jahrhunderts in einen zusammengefallen. Vor dem Ton und in minder betonter Stellung (SB. § 85, 89, 93 Anm.) dürften sie freilich schon bedeutend früher zusammen gefallen sein, woraus sich dann

analogisch viele Schwankungen und Abweichungen unter der Tonstelle erklären würden, die sich ergäben, wenn man im Prinzip Scheidung der beiden Vokale bis ins 16. Jahrhundert annimmt. Ein vollständiges Bild darüber ließe sich aber bei weitem nicht gewinnen, da die Orthographie die beiden Vokale nicht auseinander hält und die Grammatikerangaben über diesen Punkt viel zu spärlich sind.

Außer den genannten Quellen ist zu vermerken, daß *ã*

1. durch Kontraktion aus *aõ̃* entstanden ist in Fällen wie *taon*, *paon*.

2. In Schriftlehnwörtern aus *-an-*: *sanctifier*, *sanscrit* usw. Aus *en*, *em* besonders in älterer Zeit: *exemption*, *dividende*, *scolopendre*, *encan*; in neuerer dann, wenn bekannte Muster vorliegen, wie bei *incandescent*, *détergent*, aber auch sonst gelegentlich, z. B. *mensuel*.

3. Durch Analogie erhalten oder eingeführt in *enivrer*, *enorgueillir* u. ä., s. § 199a, 278.

4. Dialektisch in *fianter*. — Assimilation in der Kindersprache *maman*.

b) Halbvokale.

§ 223. — Die Halvokale *u̯*, *ü̯*, *i̯* wechseln einerseits mit schwachen Vollvokalen: *u* (auch *o*), *ü* und *i*, andrerseits mit Konsonanten, und zwar *u̯* und *ü̯* mit *w*, *i̯* mit *y*. Die genauen Bedingungen lassen sich schwer angeben. Die Vollvokale erscheinen besonders in langsamer Rede, und zwar namentlich, wo etymologisch Vollvokale zugrunde liegen (was bei *u̯* durch die Orthographie kenntlich ist, und bei *ü̯* zumeist dann der Fall ist, wenn nicht die Graphie *-ui-* vorliegt), *u*, *ü* namentlich auch gern nach Verschlußlaut oder Spirans + *l* oder *r*, während *i* in diesem Fall überhaupt die Regel ist (§ 168, 2). Wo ferner diese Laute aus silbischen Vokalen entstanden sind, bilden sie in der gehobenen Rede und besonders bei der Rezitation von Versen noch regelmäßig eine besondere Silbe, mit Ausnahme einiger besonders geläufiger Wörter, in denen sich

das etymologische Gefühl verdunkelt hat, wie *écuelle*, *fouet*, *oui*. Sonst ist *u̯* und *ü̯*, andrerseits *y*, das gewöhnliche, *w*, andrerseits *i̯* das seltenere. Wir behandeln deshalb nur *u̯* und *ü̯* hier, *y* bei den Konsonanten. Über die besondren Bedingungen, wo für jene der Konsonant, für dieses der Halbvokal erscheint, s. § 116—9, wozu noch zu bemerken ist, daß *i̯* seit dem 17. Jahrhundert aus Deutlichkeitsgründen auch in den Imperfekt- und Konjunktivendungen nach *y* eintritt, *peyi̯õ*, *kõseyi̯ę*. Früher machte man in diesem Fall keinen Unterschied zwischen den Endungen *-ez* und *-iez*.

Zu der Geltung der Halbvokale im Vers vgl. Tobler, Vom franz. Versbau[4], S. 74 ff.

§ 224. — Die Quellen für *u̯* sind die folgenden:

1. Altfranz. *o* und *ou* im Hiatus: *ouir*, *ouï*, *oui*, *rouage*, *ouaille*, *fouailler*, *souhait*, *fouet*, *jouir*, *louer* (*locare* und *laudare*), *louange*, *jouir* usw.; in *Noël* neben dem durch die Orthographie wieder hergestellten vollen *o*.

2. Zu den genannten Fällen gehört eigentlich auch *oi* mit vorangehendem Hiatus-*e* des Altfranz., zum mindesten vor *r*: *cheoir*, *asseoir*, *voir*, *mâchoire*, *entonnoir* usw. Es scheint sich nämlich *ᵉu̯ę* zunächst zu *u-ę* (zweisilbig) vereinfacht und erst dieses im 15. oder 16. Jahrhundert *u̯ę* ergeben zu haben; das wenigstens läßt sich aus den häufigen Schreibungen wie *oue*, *oai* usw. bei noch vielfach zweisilbiger metrischer Geltung erschließen. Diese Aussprache scheint sich sogar in den niedern Pariser Schichten bis ins 17. Jahrhundert gehalten und analogisch andere Fälle wie *écritoire*, *gloire*, *victoire*, *mémoire*, *histoire* ergriffen zu haben; wenigstens würde bei dieser Annahme eine Bemerkung Fr. von Callières verständlich (s. A. Schenk, Table comparée des observations de C., Kiel, 1908, S. 78).

3. Aus dem altfranz. Diphthongen *oi* (s. § 192 ff.): *noix*, *moi*, *joie*, *poison* usw. und *oin* (s. § 192, 3): *joindre*, *loin*. In gewissen Fällen ist in franz. Diphthongen *u̯* an die Stelle von *ü̯* getreten, so in *fouarre* (für und neben *feurre*, ursprünglich *fü̯ę̄re*), das wohl aus einem Dialekt

stammt. Dazu ist vielleicht zu stellen *brouailles.* Heute haben wir in *juin* die Aussprache *žu̯ẽ* neben *žü̯ẽ.*

4. Nach Labialen und Labiodentalen wurde im 15., 16. Jahrhundert vor *ę* (im wesentlichen vor langem *ę*) ein *u̯* eingeschoben. Es ist dies ein vulgärer Zug, vom Land nach Paris verschleppt, dem die höhern Schichten bewußt entgegen arbeiten. Hieher gehören *poêle (patella)*, *poêle (pallium)*, [*poêle (pensile)* ist überhaupt ein Dialektwort], *grimoire, armoire, aboyer, foin, avoine, moins* (danach *moindre*); in *grimoire, armoire, aboyer* mag auch noch Suffixeinmischung eine Rolle spielen. In dem früher oft zu belegenden *ivroie* und in *carquois* liegt vielleicht überhaupt Suffixtausch vor. Vgl. ML. hG. § 99.

5. Durch Metathese in *moëlle.*

6. Wiedergabe von fremdem *u̯* in *escouade, guano*; besonders lateinisches und italienisches *qu-* und *gu-* vor *a* in jüngern Lehnwörtern (seit Ende des 16. Jahrhunderts): *quatuor, squale, équation, quadrat, quadrige, liquation, aquarelle, lingual*; in älteren ist *ku̯* oft durch den Einfluß der Schrift eingeführt: *quadruple, aquatique.* Bei den Wörtern mit *quadr-* besteht übrigens das Schwanken noch. Ferner in Fremdwörtern und unklaren Bildungen: *baragouin, pinguin, bivouac* usw.

7. In Anlehnung an die Schrift auch in *boy, boycotter* u. ä.

8. Zur Wiedergabe von germanischem, besonders englischem *w* (und *wh*): *Ouest, marsouin, waterproof, whist, whig, wigwam, square* u. dgl. Aus einem franz. Dialekt in *wallon.* In *wagon* und *warrant* schwankt man zwischen der Wiedergabe durch *u̯* und *v.* Sonst wird in Fällen, wo die Schreibung mit *w* besteht, gern *wu̯* oder *vu̯* gesprochen.

§ 225. — *ü̯* geht zurück:

1. Auf *ü* im Hiatus mit andern Vokalen: *puer, saluer, suint, juif* usw. und in vielen Fremdwörtern wie *restituer, perpétuel* u. dgl.

2. Auf den altfranz. Diphthong *ui* (vgl. § 168): *cuir,*

cuire, conduire, suivre, tuile, huile, je suis usw.; *ennuyer, épuiser* usw.; auf *-uin* (vgl. § 219, 3, 224, 3): *juin.*

3. Auf lat. oder rom. *u̯* in Buchwörtern: *suave, duègne.* Besonders *qu-* und *gu-* vor *e* und *i* in jüngern Lehnwörtern (vom Ende des 16. Jahrhunderts an): *quintette, quindécagone, questure, équitation* (hier neben *-ki-*), *ubiquiste, aquifoliacées; linguiste.* Ferner in älteren Lehnwörtern, die von der Schrift beinflußt sind: *quiet, équidistant, équestre, sesquialtère, inextinguible.*

4. In Fremdwörtern selten; vgl. *zwinglien* aus deutsch *v*; *beaucuit* aus engl. *wh.* Ältere Wörter wie *Suède, Suisse,* wo *u* ursprünglich eine Silbe bildete, gehören eigentlich zu 1.

c) Konsonanten.

(Liquiden und echte Konsonanten.)

§ 226. — Die Stellung in der Silbe ist für die Geschicke der Konsonanten noch wichtiger als für die Vokale. Sie unterscheiden sich danach sehr bedeutend, während die Geschicke verschiedener Konsonanten in derselben Stellung viele Ähnlichkeit untereinander aufweisen. Wir werden also abweichend anordnen und die Stellung in der Silbe zugrunde legen.

Silbenanlautende Konsonanten kommen in den Silbentypen I, II, silbenauslautende in den Silbentypen II, IV vor. Außerdem gibt es eine Reihe Fälle, wo die Druckgrenze der Silbe in den Konsonanten fällt, wo wir also zwischensilbige Konsonanten haben. Nur im Silbenanlaut (alleinstehend oder in Gruppen) kommt *w* vor, nur alleinstehend im Silbenanlaut *h*, nur alleinstehend der Kehlkopfverschluß. Die stimmlose Lenis dagegen kommt nur silbenauslautend oder zwischensilbig vor (in der normalen, nicht geflüsterten Rede). Die verschiedene Behandlung, je nach der Stellung in der Silbe erklärt sich teils direkt durch die verschiedenen Druckverhältnisse (vgl. § 141 ff.), teils dadurch, daß die auslautenden Konsonanten in ihrer Entwicklung von dem Folgenden (Pause oder folgender

Silbenanlaut) abhängig sind, während der Silbenanlaut im ganzen von dem Vorhergehenden (Pause oder Silbenauslaut) unabhängig ist, eine Verschiedenheit, die allerdings wieder auf den Druckverhältnissen beruht.

§ 227. — Außer der Stellung in der Silbe ist aber die Stellung des Konsonanten im Wort wichtig und zwar deshalb, weil das Wort verschiedene Stellungen in der Sprechgruppe einnehmen kann. Nur die Konsonanten im Innern des Wortes sind davon nicht betroffen. Die Konsonanten im Wortauslaut und zum Teil die Konsonanten im Wortanlaut erfahren durch die Berührung mit andern Wörtern schwerwiegende Veränderungen in der Silbenstellung, was nach dem oben Gesagten auch für die Natur der Konsonanten selbst von Bedeutung ist. Auslautkonsonanten bilden, wenn sie in der Sprechgruppe vor vokalischen Anlaut treten, mit dem folgenden Vokal zusammen die Silbe (Bindung) und zwar treten im allgemeinen so viele von mehreren auslautenden Konsonanten, von hinten gezählt, in den Silbenanlaut, als nach dem Silbengesetz (§ 144 ff.) im Silbenanlaut stehen können: *žüs-ka-mi-di*, *dọ̈-zã-fã*, *ka-trọm*, *pẹr-drü-na-mi*. Das genauere s. § 262 ff., wo auch Ausnahmen und die Hinüberziehung von Konsonant vor Konsonant behandelt sind.

Die Bindung vor Vokal ist sehr alt und hat zu vielen Doppelformen der Wörter geführt, zwischen denen es dann oft zu analogischer Ausgleichung kam.

Ausnahmen vom Bindungsgesetz:

1. Wo im 16., 17. Jahrhundert ein *h* gesprochen wurde, zeigt sich seine Nachwirkung noch vielfach darin, daß die alte Silbentrennung beibehalten wird, ohne daß das *h* mehr zu Gehör kommt (vgl. § 138, 3): *ün-ẹ̄n*, *ẹl-ẹ* *(elle hait)*, *par-a-zār* (daneben aber auch *pa-ra-zār*). In solchen Fällen wird gern vor dem Vokal der Kehlkopfverschluß gebildet. Im ganzen dürfte aber diese Silbentrennung mehr künstlich in der Gebildetensprache aufrecht gehalten sein. Ein anderes Verfahren haben wir § 208 b kennen gelernt.

2. Wo auf einem vokalisch anlautenden Wort ein starker distinktiver Nachdruck liegt, kann die Bindung unterbleiben. Auch in diesem Fall tritt gern der Kehlkopfverschluß ein: *ski-sa-pẹl-'ẹ̄-trə-dāl-mu-vmą̄*; *il-ni-ọ-rẹ-plü-zü*, *byẽ-tọ*, *kün-'ȧ-dmi-nis-trā̃-syõ-frą̃-sẹ̄z* (Passy-R. 86, 2). Daraus erklärt sich, daß *ȭz*, das als Zahlwort häufig den distinktiven Akzent hat, heute in der Regel als mit konsonantischem Anlaut behandelt wird; ebenso *huit* und aus ähnlichen Gründen *oui*, bei denen aber die Sache dadurch erleichtert war, daß sich bei ihnen der anlautende Halbvokal zum Konsonanten verdichten konnte (*w*^{ü}*i*, *w*^{u}*i*).

§ 228. — Andrerseits haben wir § 146, 1, 3 gesehen, daß bei Gruppen, die dem Anlautgesetz widersprechen, gern der erste Teil zur vorhergehenden Silbe gezogen wird, also 1. Fälle wie *ȭl-yọ̈*, *il-nə-vọ̈r-yẽ*, 2. solche wie *ọs-ta-ńāt*, *laf-ti-zi*, *ləp-tẹ-rọ-dak-til*.

Historisches. Diese Verschiebung der Silbenteilung kann erst seit dem 16. Jahrhundert eingetreten sein, da früher das *i̯* noch nicht konsonantisch war und Anlautgruppen, wie unter 2. erwähnt werden, noch nicht bestanden: sie wurden entweder durch den Vorschlag eines *e-* oder durch Schwund des ersten Konsonanten erleichtert. Der Vorschlag eines *e-* vor *s* (s. § 185e) beruht im Grund auf demselben Prinzip, und die Gewohnheit geht bis ins Vulgärlatein zurück; doch spielt hier auch die Analogie eine gewisse Rolle; vgl. meine Streitfr. S. 45.

§ 229. — Im ganzen hat sich im Konsonantenbestand seit dem 16. Jahrhundert wenig verändert. Bei den Gruppen ist zu unterscheiden zwischen solchen, die schon im Altfranz. bestanden haben (primäre) und solchen, die erst seit dieser Zeit aufgekommen sind, entweder durch Unterdrückung eines *ə* oder durch Aufnahme von Fremdwörtern (sekundäre). Natürlich bekommen durch diese beiden Vorgänge auch die primär bestehenden Gruppen neuen Zuwachs.

Die einfachen Konsonanten sind im ganzen dieselben, die bereits vor vier Jahrhunderten üblich waren. Eine

allgemeine Bemerkung ist nur über *y* und *r* zu machen. Das andere bezieht sich nur auf Konsonanten in bestimmten Stellungen.

§ 230. — Das *y* hat im wesentlichen zwei Quellen: es entstammt entweder einem Diphthongbestandteil oder dem Laut *l'*. Es wechselt, wie wir § 119 gesehen haben, mit dem Halbvokal *i̯*: dieser war der ursprüngliche Laut für die erste der beiden Quellen, und es ist nicht ganz sicher, wann die Aussprache mit *y*, heute die bei weitem üblichere, aufgekommen ist. Die beiden Laute *i̯* und *y* sind ja für das Ohr so ähnlich, daß sie oft die geübtesten Phonetiker nicht voneinander unterscheiden können. Immerhin hat es namentlich zwischen Vokalen (z. B. *payer*) heute zumeist einen so deutlichen konsonantischen Charakter, daß man eine Äußerung der Grammatiker darüber erwarten dürfte. Es liegen aber aus dem 16. Jahrhundert keine entsprechenden Äußerungen vor, außer einer Bezas, die man, ungefähr wie Th. I, 293 f. es tut, dahin interpretieren könnte, daß die Aussprache eines *y* in solchen Fällen provinziell (orléanais) war, die aber auch bloß besagen könnte, daß man *loyal* usw. in Orléans *ložal* usw. sprach. Im 17. Jahrhundert wird dann der Laut mit deutschem *j* identifiziert (was noch nicht viel beweist), aber auch die konsonantische Natur, wenigstens zum Teil, von den Grammatikern anerkannt, s. die Grammatikerstellen bei Thurot I, 282 ff. Es scheint, daß in Paris *y* erst ausgesprochen wurde, als bereits *l'* in weiten Bevölkerungsschichten diesen Laut angenommen hatte. Diese Aussprache ist zum erstenmal für die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts bezeugt und geht von der Pariser Bürgerschaft aus, während die Gebildetensprache bis ins 19. Jahrhundert an *l'* festhält. Um diese Zeit kommt die umgekehrte Schreibung *souquenille* auf, bei der allerdings auch Suffixeinmischung eine Rolle spielen dürfte wie in *bastille*; während *tavaïole* (aus ital. *tovagliuola*), das schon früher belegt ist, auf Dissimilation beruhen dürfte oder vielleicht einem Dialekt entstammt, wie wohl

sicher *coïon*. Die Leute, die *l'* nicht mehr hatten, aber doch gebildet sprechen wollten, sprachen häufig *li̯*, eine Aussprache, die sich in *ailleurs*, *juillet* zum Teil bis auf den heutigen Tag gehalten hat. Andere, die dazu gelangten, *l'* korrekt zu sprechen, setzten es nun umgekehrt in Wörter, wo es nicht hin gehört: *faillance*, *peiller* usw. für *faïence*, *payer*. Dieser Umstand beweist besonders, daß zwischen Vokalen damals schon rein konsonantisches *y* gesprochen wurde. Heut ist *l'* in Paris so ziemlich aufgegeben, kommt aber noch vielfach in provinziell gefärbtem Französisch vor und gilt in der Provinz wohl noch teilweise als die korrekte Aussprache. In Paris dagegen schwankt auch *y* aus *l'* heute gelegentlich zu *i̯* hinüber, gerade wie *y* aus *i̯*, vgl. § 119, 4.

§ 231. — Das heutige *r* ist, wie wir bereits gesehen haben (§ 128), in Paris fast durchwegs uvular und wird hie und da durch γ und Ähnliches ersetzt. Doch außerhalb Paris erscheint noch vielfach linguales *r*. Im 16., 17. Jahrhundert war das uvulare *r* auch in Paris nur erst eine individuelle Erscheinung, doch gab es damals noch zwei verschiedene Arten von lingualem *r*, ein stark gerolltes im Wortanlaut (auch in Zusammensetzungen wie *sourire*), in Silbenanlautgruppen, ferner in zwischensilbiger Stellung im Wortinnern, wenn es auf *rr* zurückging (dann wohl auch im Wortauslaut); sonst war das *r* schwachgerollt oder ungerollt. Für das letztere trat in der Sprache des niedern Volkes vielfach *z* ein, das im 15., 16. Jahrhundert aus dem Süden oder Südosten nach Paris verschleppt worden zu sein scheint; *chaise* und vielleicht *besicles* sind die Reste dieser Aussprache. Dieses *z* wurde durch die Gebildetensprache verdrängt, und es ist vielfach zu verkehrten Sprechweisen gekommen; als ein Rest derselben ist vielleicht *sureau* aus älterem *suseau* aufzufassen. Gegen 1689 sind diese Verwechselungen dann durch die Einwirkung der Gebildetensprache verschwunden. Doch scheint bei dieser künstlichen Anpassung an die Gebildetensprache für das schwachgerollte *r* in Paris das stark-

gerollte an allen Stellen eingetreten zu sein. Inzwischen dürfte sich in den Hofkreisen und vielleicht auch in den Gebildetenkreisen das uvulare *r* stark verbreitet haben und verdrängte im Lauf der Zeit das linguale immer mehr.

1. Silbenanlautende Konsonanten.

§ 232. — Da haben wir gemäß § 227 wieder zu unterscheiden zwischen wortanlautenden, wortinlautenden und wortauslautenden Konsonanten. Zwischen den ersten beiden Gruppen sind seit dem 16. Jahrhundert keine großen Verschiedenheiten der Entwicklung zu verzeichnen, dagegen wird es sich empfehlen, die letzte Gruppe getrennt zu behandeln.

α) Im Wortan- und -inlaut.

A. Einfache Konsonanten.

§ 233. — Es kommen alle Konsonanten in dieser Stellung vor, die im Französischen überhaupt existieren: *r*, *l*, *m*, *n*, *ń*, *w*, *v*, *z*, *ž*, *y*, *f*, *s*, *ś*, *h*, *b*, *d*, *g*, *p*, *t*, *k*, *'*; die stimmlose Varietät der Lenis (*v*, *z* usw.) allerdings nur in der geflüsterten Sprache.

ń kommt im Wortanlaut nur sekundär und selten vor, und zwar in Lehnwörtern (auch aus franz. Dialekten) und onomatopoetischen Bildungen: *gnacare, gnole, gnaf, gnangnan, gnognotte*; in dem Schriftlehnwort *gnou* wird *ń* oder *gn* gesprochen.

Auch *z* ist im Wortanlaut sekundär und nicht häufig. Es erscheint in Schriftlehnwörtern, und zwar bereits im 13. Jahrhundert; es scheint übrigens, daß in den hiehergehörigen Wörtern in früherer Zeit, wenigstens in gebildeten Kreisen, zum Teil die Aussprache *dz* üblich gewesen sei: *zone, zèle, zodiaque, zani, zéro*; *zéphyr*, *zoologie* usw. Außerdem erscheint es in onomatopoetischen Wörtern wie *zézayer* und in neueren Sprechlehnwörtern wie *zouave, zinzolin* (?).

Auch silben- und wortanlautendes *y* kommt primär nur in den seltenen Fällen vor, wo die Wörter *yeux, hièble*

im absoluten Anlaut stehen; und da dürfte *y* Analogie nach den viel häufigeren Fällen sein, wo *y* gruppenbildend ist: *lẹ-zyọ̈, dyọ̈ (d'yeux), li̯ę̆bl.* Stünden diese Wörter bloß im absoluten Anlaut, so würde man vermutlich **i-(y)ọ̈, *i-(y)ębl* sprechen, vgl. *hier* § 168, 2. Das gleiche ist wohl auch von dem provenzalischen Lehnwort *yeuze* zu sagen. Sonst finden wir *y* für *i̯* in jüngern Lehnwörtern wie *ïambe, ïode, ïonien, ïota, ïule, hiatus, hiémal, hiéroglyphe, hyacinthe*; für *j, y* fremder Sprachen oder französischer Dialekte in *yacht, yack, yatagan, ïoudler, youtre*; *yole, Yonne* u. ä. Als vulgäre Aussprache ist *y* aus *li̯* hervorgegangen: *yę̄vr*, wie auch im Wortinnern etwa in *miyọ̈, miyõ.*

w tritt besonders im schnellen Sprechen häufig für silbenanlautendes *u̯* und *ü̯* ein. Ferner ersetzt es häufig *v* vor *u̯* und *ü̯*, das danach in raschem Redetempo verschwinden kann. Endlich erscheint es in Fremdwörtern wie *whist* neben *u̯*. Vgl. § 118, 224f.

h ist im Wortanlaut etymologisch. Doch gehört es nur der Sprechweise eines geringen Teils der Pariser Bevölkerung (meist aus der Normandie stammende Familien) an und ist bei andern Individuen nur im Affekt etwas häufiger zu hören (§ 138, 3). Sonst ist es verstummt, resp. nur intentionell vorhanden. Doch ist seine Wirkung noch in verschiedenen morphologischen und phonetischen Eigentümlichkeiten zu erkennen, § 208b, 227, 1. Auch diese Wirkungen sind in der Pariser Volkssprache nicht mehr zu spüren *(à l'hasard, les z'haricots).* Die ersten Zeugnisse für das Nichtsprechen stammen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von wo an ein langes Schwanken der Angaben zu konstatieren ist. Aber die Volkssprache hatte es, wenigstens teilweise, schon mehr als ein Jahrhundert früher verstummen lassen, vielleicht unter dem Einfluß der Südprovinzen, die es überhaupt nicht sprechen. Durch diese Schwankungen erklärt es sich, daß auch in der Gebildetensprache die Wirkungen des *h* manchmal da beseitigt sind, wo wir sie erwarten, z. B. *d'Henri* neben

de Henri, *toile d'Hollande*, und daß in manchen Fällen rein orthographisches *h* als wirkliches Lautzeichen gefaßt wird, wie in *héros*, wo aber Deutlichkeitsbedenken und Verwechselung mit *héraut* eine Rolle gespielt haben wird und in *hiérarchie* und Ableitungen, wo die Aussprache *la-yę . . . (la h.)* in eine Zeit (17. Jahrhundert) zurückgeht, wo die Gebildeten beim Lateinisch- und Griechischsprechen das *h* hören ließen. Die meisten derartigen Fälle betreffen allerdings seltene Wörter, die zumeist bloß aus Büchern bekannt sind, vgl. die Liste bei Thurot II, 403—8.

Inlautendes *h* im Silbeninnern spricht man in Interjektionen *(aha, oho)*; dann aber auch fakultativ als Übergangslaut im Hiatus, doch wie es scheint, bloß in betonter Silbe und nur nach mittleren oder tiefen Vokalen: *fłęhọ*, *bahal*, *ręhęl.* In einem Teil der Fälle *(envahir, là-haut)* geht es auf ein wirklich gesprochenes *h* des 16., 17. Jahrhunderts zurück, denn damals sprach man etymologisches *h* auch in gewissen inlautenden Fällen, zunächst in Zusammensetzungen *(enhardir*, *dehors*, *ahuri*, *souhait)*; dann auch in manchen Schriftwörtern wie *appréhender*, *Abraham*, *Mahommed*, *tohu-bohu*, auch, unklar warum, in *envahir*, nicht aber in *trahir*, *ébahir*, und in gewissen Wörtern unbekannten Ursprungs wie *bahut.*

§ 234. — Die übrigen Konsonanten gehen auf die gleichen altfranzösischen zurück, vgl. SB. § 103—206 und die Übersichtstabelle in ML. hG. S. 258f. Ergänzend sei noch darauf verwiesen, daß die lehnwörtliche Behandlung von zwischenvokalischem *c* zu *g* (SB., § 145, 1 Anm. u. 155 Anm.), vgl. *égal*, *cigogne*, sich in *second* trotz der etymologischen Schreibung erhalten hat. Einige Assimilationen und Dissimilationen, wie wir sie im Vulgärlateinischen und Altfranzösischen finden, lassen sich neuerlich konstatieren: durch Assimilation haben wir *šęršę* seit dem 16. Jahrhundert aus *sęršę*, vergleiche das schon früher vorkommende *échanger* aus *essanger*; durch Dissimilation *manille*, *niveler* (danach *niveau*), das die früheren Formen *liveler* (und *liveau*) im 17. Jahrhundert völlig verdrängt,

während die ähnlich entstandenen Formen *nentille*, *colidor* die ursprünglichen *lentille*, *corridor* nicht endgültig zu verdrängen vermögen. Durch Dissimilation ist aus einer Gruppe ein einfacher Konsonant entstanden in *quincailler* (aus *cl-*).

§ 235. — Die Lehnwörter aus dem Lateinischen machen wenig Schwierigkeiten, da die Aussprache der lateinischen Konsonanten mit den französischen Schreibregeln übereinstimmt, oder besser umgekehrt, da sich die französischen Schreibregeln nach der traditionellen Lateinaussprache gerichtet haben. Infolge der Orthographie ist *ń* für älteres *n* eingetreten in Fällen wie *regner*, *Agnès*, *enseigner*, *signifier*, *signer*; ebenso spricht man heute mit *ń*: *magnétique*, *magnanime* usw., wo man ehemals *gn* sprach. Ebenso scheint *y* für *l* durch orthographischen Einfluß eingetreten zu sein in *briller*, fakultativ *y* neben *l* in *vaciller*, *osciller*, *scintiller*, überall wohl auch durch Suffixeinmischung.

§ 236. — In der mittelalterlichen Lateinaussprache war nämlich in der Verbindung *-gn-* das *g* einfach stumm, während man später versuchte, das *g* vor *n* zu sprechen. Aus jener Zeit hat sich die Aussprache des Wortes *sinet* erhalten, vermutlich, weil man das Gefühl für den etymologischen Zusammenhang mit *signum* verlor. Ähnlich ist das zweite *s* in *Xerxes (gzęrsęs)* vermutlich ein Rest der Gewohnheit, ein lateinisches *x*, je nach Umständen, einfach *s* oder *z* zu sprechen, vgl. § 259.

§ 237. — Zu erwähnen ist ferner, daß im Mittelalter nicht nur stimmloses, sondern auch stimmhaftes *s* nach Konsonaten mit *s* bezeichnet wurde (z. B. *quatorsain*); dementsprechend haben manche lateinische Schriftwörter mit Kons. + *s* die stimmhafte Aussprache angenommen: *balsamine*, *balsamique*, *transiger* und andere mit *trans* zusammengesetzte Wörter haben sie bis heute bewahrt, bei *persécuter* hat die normale Aussprache mit stimmlosem *s* in den letzten Jahrhunderten gesiegt.

§ 238. — Eine Schwierigkeit ergibt sich ferner bei den Zeitwörtern auf *-gare*, die man bei der Aufnahme mit *-gẹ(r)* sprach, aber doch zunächst *-ger* schrieb, da *-guer* als *-güẹ(r)* gefaßt werden konnte. In der Regel siegte auch hier die der Orthographie angepaßte Aussprache, so daß *mitiger, fustiger, abroger, déroger, interroger* bald durchwegs mit *žẹ(r)* gesprochen wurden. Bei *propager* scheint diese Aussprache allerdings schon bei dem ersten Auftreten durch die Schreibung *-gie* bezeugt zu sein. Nur bei *naviguer* wurde die entsprechende Aussprache der Pariser Kreise mit *ž* schließlich von der Sprechweise mit *g* der Marinekreise verdrängt, die das Wort vermutlich nicht aus der Schrift, sondern direkt mündlich aus dem Italienischen bezogen.

§ 239. — Viel schwieriger sind die Verhältnisse bei den griechischen Buchwörtern. Hier sind die Konsonanten in den verschiedenen Perioden verschieden behandelt worden, und diese verschiedene Behandlung lebt heute noch fort. Was zunächst κ und χ betrifft, so sind sie im Mittelalter nach lateinischer Weise vor *e* und *i* als *(t)s,* sonst als *k* gesprochen worden. Für κ hat sich diese Art der Wiedergabe seit der ältesten Zeit bis heutigentages erhalten: *cèdre, cinabre, céraste, Cerbère, cercopithèque, cirsocèle, cercope, céraunite* u. a., trotzdem seit dem 16. Jahrhundert κ vor *e* und *i* beim Griechischlesen als *k* gelesen wurde. Der Grund ist, daß die Wörter entweder zunächst in die lateinische Gelehrtensprache übergingen oder daß die Aussprache nach bereits bestehenden griechischen Lehnwörtern mit *s-* geregelt wurde. Einige Ausnahmen gibt es natürlich auch mit der neueren Aussprache. Die ältesten Fälle (κ vor υ) sind sogar älter als das 16. Jahrhundert, stellen aber besondere Fälle dar und sind nicht eigentlich Schriftlehnwörter. Das älteste, *esquinancie,* knüpft wohl an ein Medizinerlateinisches *quinanc(h)ia* an, mit der auch sonst vorkommenden Wiedergabe von υ durch *ui*, *kyrielle* aber an das in der Kirche gehörte traditionell ganz griechisch gesprochene κύριε ἐλέ(ησον). Dann aber seit dem

16. Jahrhundert haben wir *kyste*, *ankylose*, *kératophyte* u. a. — Für χ vor *e* und *i* dürfte (außer dem genannten *esquinancie*) kein Rest mehr mit der Aussprache *s*- bestehen. Da man nämlich meist, der Etymologie eingedenk, *ch* schrieb, übrigens auch in mittelfranz. Zeit das χ vor palatalem Vokal vielfach im Griechischen wie *ś* sprach, löste um diese Zeit die Aussprache *śirüržíe*, *-i̯ẽ*, *śiromãsíe*, *arševe̜ke*, *katešisme* die alte Aussprache *cirurgie, -ien* (noch im 17. Jahrhundert üblich, besonders in der gekürzten Form *süržįẽ*), *ciromancie, arcevesque, catecisme* ab und ebenso sprach man *chyle*, *chyme*, *chimère, chimie*, *architecte, trachée* usw. In der neueren Zeit aber wurde χ auch an dieser Stelle wie *k* gesprochen und die neue Gewohnheit zeigt sich in jüngeren Lehnwörtern: *chélidoine, cheiroptère*, *kilomètre*, *archiespiscopal*, und hat in weniger geläufigen Wörtern die beiden andern Aussprachen verdrängt: *chiromancie*, *chirographe*, *orchestre*, in andern wie in einem Teil der vorhin für *ś* genannten sie ohne Erfolg zu verdrängen gesucht. Anderseits kann aber auch in ganz neuen geläufigen Wörtern durch den Einfluß der Orthographie *ś* das *k* ersetzen, wie in *trichine*, wo die Aussprache mit *ś* bereits die häufigere ist. — Vor andern Lauten ist seit den ältesten Zeiten die Aussprache mit *k* fest: *chœur*, *chaos*, *charybde*, *caractère, écho*, *archaïque* usw. — Ganz ähnliche Beobachtungen lassen sich nun an hebräisch-biblischen Namen machen, die gebräuchlicheren werden mit *ś* gesprochen: *Chérubim, Michel* usw., dagegen *Ézéchiel*, *Melchisedech* u. a. heute mit *k*. *ś* ist auch die Aussprache älterer griechischer Lehnwörter mit *sch*: *schème*, *schisme* (früher *cisme*); auch meist *Éschyle* u. dgl.

§ 240. — Sonst haben wir heute durchweg die alte Gewohnheit, nach lateinischer Art γ vor *e, i* und *y* wie *ž*, φ, auch πφ, wie *f*, ῥ, ῤῥ wie *r*, *rr*, ϑ wie *t* zu sprechen: *philosophie*, *phanérogame*, *saphique*, *géographie*, *diphtongue*, *athée*, *zoologie*, *rhapsode* usw., sogar *t(h)ie* wie *si*: *chrestomathie, aristocratie, amphictyon*, früher auch *ichthyophage* wie «*icciofage*».

Eine gewisse Epoche (15., 16. Jahrhundert), wo man bestrebt war, Griechisch mit neugriechischen Lautentsprechungen zu sprechen, ist an den Anlautkonsonanten fast spurlos vorbeigegangen, nur *syndérèse* für συντήρησις legt ein Zeugnis dafür ab. Denn Wörter wie *avanie, (a)velanède* mit *v* für β sind keine Buchwörter.

Die alte lateinische Aussprache *n* für *gn* (§ 236) hat sich auch in den griechischen Wörtern *physionomie* und *pronostic* erhalten.

§ 241. — Bei Sprechlehnwörtern begnügt man sich, wo genauere Entsprechungen für fremde Konsonanten fehlen, vielfach mit Näherungswerten, wobei es häufig zu Schwankungen kommt. Besonders gilt das von den deutschen Explosivlauten und Spiranten, z. B. *bocambre, dasticoter, thaler* (früher auch *d*-), *képi, canif* (neben älterem *g*-), *sud* (neben älterem *zud*), *hussard* neben *housard, dréger*. Aber auch engl. Wörter: *boukinkan, rédingote*; span. *cagan* (neben *g*-), *patagon*; ital.: *gargousse* aus *cartoccia*. An einem Teil dieser Entsprechungen sind wohl Einmischungen mit schuld wie bei *vertugadin*. Ferner aus orientalischen Sprachen: *pacha* (neben älterem *bacha, bassa*), *sultan* (neben älterem *soudan*), *chacal* (neben älterem *j*-).

§ 242. — Spanisch *b* konnte durch *b* oder *v* wiedergegeben werden: *basquine* (älter auch *v*-), *boléro, cévadille, cavèce. Don Quichote, jonquille* scheinen auf die ältere spanische Aussprache zurückzugehen. Englisch *w* ist nicht immer durch *w* oder *u̯*, sondern auch durch *v* wiedergegeben: *vagon, warrant* (neben *u̯*), s. § 224, 8.

§ 243. — Nicht ganz klar ist die Unsicherheit und das Schwanken zwischen *s*- und *ś*-Lauten in manchen Wörtern: *courtisan* und *artisan* stammen vielleicht aus italienischen Dialekten, außerdem haben wir aber *cimeterre* und *sigisbée* für *cicisbeo*, wo auch *g* auffällt; *bizarre* neben älterem *bigearre* aus dem Spanischen; *cible* aus dial. deutschem *śībe*; *choucroute* aus dial. deutschem *sûrkrût* beruht wohl auf Einmischung von *chou*. Vgl. noch *benjoin*,

jujube, die allerdings zunächst aus dem Mittellateinischen stammen dürften.

§ 244. — Die Affrikaten *č*, *ǧ* werden zu *š*, *ž* vereinfacht: *chicorée*, *chiffre* (wo das Ital. das frühere *cifre* umgestaltet hat), *Chypre*, *chipolata*, *capuchon*; *chaloupe*, *chinche*, *chinchilla*, *chocolat*; *chèque*, *steeple-chase*; *chiaoux*, *chibouque*; *giberne*, *gigantesque*; *jockey*, *jury*, *gigue*. Ebenso *ts* (und daraus entstandenes spanisches *þ*), *dz* zu *s* und *z*: *socle*, *caparasson*, *anspessade*, *caleçon*, *caveçon*, *cigare*, *salsepareille*, *sarbacane*, *cévadille*; *zain*, *lazzi*. Wie ersichtlich, war in den meisten Fällen dabei keine Umänderung der Orthographie nötig. — Daß die Schreibung der Konsonanten einfach beibehalten wird und sie nun so gelesen werden, wie sie nach französischer Orthographie lauten würden, ist verhältnismäßig selten: aus dem Deutschen *zinc*; aus dem Span. *jalap*, *alcarazas*; aus dem Ital. *mozette* (zuerst *-ss-*), *pouzzolane* (neben *-ss-*), *pétéchie*, *lumachelle* (*k* neben *š*), während *nocher*, *chamade*, *supercherie* möglicherweise aus italienischen Dialekten stammen, die *č* sprechen, also zu *chicorée* usw. gehören. Lieber wird die Orthographie in derartigen Wörtern ein wenig umgestaltet: *boghei*, *bocambre*, *guelte*, *faquin* usw. oder auch die Aussprache im Widerspruch mit der Schreibung belassen: *machiavélique*, *Michel-Ange*, *geyzer* (*gẹyzēr*). Die häufigsten Fälle sind noch *s* aus ital. *č* wie in *cedrat*, *cèdre*, *cipolin*, *cervelat*, *capucin*, *fantassin* (danach wohl *matassin* aus span. *matachin*, das früher mit *ch* erscheint); es scheint aber, daß man hier zunächst in Widerspruch mit der Orthographie *š* sprach; sicher ist das wenigstens für einige Fälle: *vermicelles*, *violoncelle*, *fantassin*. (Zum Teil mag übrigens auch Einmischung eines stammverwandten französischen Wortes mitgewirkt haben, wie *cité* bei *cidadelle*, *ciboule* bei *cipolin*). Wir haben also nachträgliche Einwirkung der Orthographie wie bei *fustiger* (§ 238), *trichine* (§ 239), und wie wahrscheinlich auch bei *jasmin*, *janissaire*, die etymologisch mit *y* gesprochen werden sollten; ebenso *alchimie*, wo auch der Einfluß von *chimie* mitwirken konnte.

§ 245. — Bei den im vorigen Paragraphen behandelten Fällen handelt es sich im Grunde darum, daß eine unfranzösische Anlautgruppe durch Schwund des ersten Bestandteils erleichtert wird: *tš* zu *š* usw. Es ist dies dasselbe Mittel, das seit alter Zeit in Anwendung war, und das wir schon gelegentlich lat. *gn* zu *n*, *ks* zu *s* (§ 236) gefunden haben. Hieher gehört auch aus älterer Zeit *tisane* (aus griech. *pt-*), wie man im Mittelalter auch *saume* für *psaume* sagte. Auch in neuerer Zeit wird es noch gelegentlich in andern Fällen angewendet, z. B. *bifteck*; *fifre, fenin* aus deutsch *pf-*.

§ 246. — Endlich ist noch zu erwähnen, daß in germanischen zusammengesetzten Wörtern ein ursprünglicher Auslautkonsonant leicht silbenanlautend wird: *mastoc*, *banquise*. Ein ursprünglich anlautendes *h*, auch *w* steht dabei nicht im Weg: *blocus, bocambre*, *cromorne*, *boukinkan*; *bouquette, beaucuit*, *rétoile* (aus *right-whale*). Umgekehrt kommt es besonders bei *s*-Gruppen vor, daß das anlautende *s* in den Auslaut der vorigen Silbe versetzt wird und dadurch ein einfacher Konsonant im Silbenanlaut zurückbleibt: *castine*, *anspect*, *moleskine.*

§ 247. — Die folgende Übersicht möge die Quellen der neufranz. Konsonanten im Silbenanlaut (Wortan- und -inlaut) und die erwähnten Einzelheiten in der Entwicklung an Beispielen zusammenfassend veranschaulichen.

a) Liquiden:

r: altfranz. *r̄* (anlautend), *r, rr* (inlautend), § 231: *roi*, *mari*, *verrai*; aus *z* (?): *sureau* (§ 231). Buchwörter: *référence*, *rhapsode* (§ 240). Fremdwörter: *rosbif*, *carrosse.*

l: altfranz. *l*: *laine*, *couleur*. Buchwörter: *légalité*. Fremdwörter: *laquais*, *sterling.*

m: altfranz. *m* (auch aus *m-n* SB. § 182, 188 Anm.): *mari*, *amer*, *nommer*, *charmer*. Buchwörter: *mémorable.* Fremdwörter: *meeting, marmelade*, *cromorne* (§ 246).

n: altfranz. *n*: *noce*, *connaître*; aus *l*: *niveau*, *-eler* (§ 234). Buchwörter: *nominateur*; *sinet* (§ 236), *physionomie* (§ 240). Fremdwörter: *niche*, *fanal*; *manille* (§ 234).

ń: inlautend altfranz. *ń* (aus lat. *gn* und *ni̯* SB. § 153—2, 160, 203): *champignon*, *daigner*, *baigner*; *agneau* (§ 199 a); anlautend s. § 233. In nachlässiger Aussprache für *ny*: *pa-ńẹ* (§ 146, 1). Buchwörter: *régner*, *magnétique* (§ 235). Fremdwörter: *gnou* (§ 233), *incognito*.

§ 248. — b) Reibelaute:

w: s. § 233. *wi (wu̯i)*, *awār (awu̯ār)*.

v: altfranz. *v* (inlautend aus lat. *p*, *b*, *v* SB. § 105 f., 112; aus *u̯* SB. § 206, 2): *vêtir*; *cheveu*, *cheval*, *mouvoir*, *sauver*, *évêque*, *janvier*; *pivoine* s. § 34. Buchwörter: *vivipare*. Fremdwörter: *vedette*, *cervelat*; *cévadille*, *vagon* (§ 242), *avanie* (§ 240). *velte* (aus *Viertel* vgl. § 241, auch älteres *voudre* für *foudre* «Fuder»).

z: altfranz. interv. *z* (SB. § 126—1, 135—1, 193, 196, 198 Anm.): *raser*, *voisin*, *raison*, *maison*, *croiser*, ferner *douzaine* und ähnliche Ableitungen; *besicles* (§ 231); *zézayer* (§ 233). Buchwörter: *zone* (§ 233), *balsamine* (§ 237), *causal*. Fremdwörter: *zouave* (§ 233), *zain*, *zinc* (§ 244), *colza*; *housard* (§ 241), *artisan*, *bizarre* (§ 243), *lazzi*, *mozette* (§ 244).

ž: aus dem Altfranz. mit *g* oder *i* geschriebenen Laut oder Lauten (= *d'* ?, *ǧ* ?, wann *ž* geworden?) (SB § 138, 150, 152 Anm., 153, 141, 143, 191, 204 f.): *jaune*, *gentil*; *argent*, *songer*, *nager*, *venger*, *léger*, *changer*, *congé*; *registre*. Buchwörter: *jugulaire*, *gémeau*, *mugir*; *mitiger* (§ 238). Fremdwörter: *dréger* (§ 241); *jonquille* (§ 242); *jujube*, *sigisbée* (§ 243); *giberne*, *jasmin* (§ 244).

y: anlautend § 233; inlautend (vgl. § 230) aus altfranz. *i̯* (SB. § 140, 152, 191 Anm.): *moyen*, *payer*, *aïeul*; aus altfranz. *l'* (SB. § 159, 153—2, 200): *vieillir*, *veiller*, *meilleur*, *cueillir*; außerdem Fälle an der Wortbildungsfuge wie *boyau*, *crayon*, *citoyen*, *pitoyable* (ML. hG. § 141), auch *cahier*, und jüngere wie *plébéien*, *caféier*; durch Verschiebung der Silbengrenze: *ǭl-yọ̈*, *vọ̈r-yẽ* (§ 228); an der Silbengrenze aus sekundärem *i̯* entstanden: *cri-yẹ*, *pli-yã*, *uvri-yẹ*, *də-mi-yọ̈̄r*, *abę-yi* (§ 185 l), vgl. § 119—1; vulgär für *li̯*: *yę̄vr*, *pi-yẹ* (§ 233). Buchwörter: *ïambe*, *hiémal* (§ 233);

vaciller (§ 235). Fremdwörter: *imbroglio*; *tavaïole* (§ 230); *yacht* (§ 233).

f: altfranz, *f*: *faveur*, *enfer*. Buchwörter: *fébrifuge*; *philosophie* (§ 240). Fremdwörter: *faquin*, *stockfiche*, *fifre* (§ 245).

s: aus altfranz. *s* (SB. § 125, 127, 131): *sac*, *passer*, *verser*; aus altfranz. *ś* (SB. § 131, 136, 194, 197, 199—2): *laisser*, *vaisseau*, *froisser*, *baisser*, *poisson*; aus altfranz. *c* = *ᵗs* (SB. § 134, 137, 195, 198, 199, 193 Anm.): *cent*, *merci*, *racine*, *chasser*, *acier*, *lancer*, *précieux*, *action*, *gracieux*. Wann die drei Laute zusammengefallen sind, läßt sich kaum konstatieren, aber wohl in der Île de France schon in der altfranz. Periode. Buchwörter: *célation*, *cédule* (aus *sc*-), *soumission*; *Xerxès* (§ 236); *ocelle*, *sensorium*; *cirsocèle*, *esquinancie* (§ 239); *aristocratie* (§ 240). Fremdwörter: *hussard*, *sud* (§ 241), *cible* (§ 243); *caleçon*, *sarbacane*, *cervelat*, *vermicelle* (§ 244). Ferner aus der Gruppe *sl* in den beiden Pronominalformen *ça* und *çui* in volkstümlicher Aussprache (Schnellsprechformen).

š: aus altfranz. *š*, früher *č*, geschrieben *ch* (SB. § 139, 142 f., 192, 134): *chèvre*, *pécher*, *coucher*, *sachons*, *échine*; *chercher* (§ 234). Buchwörter: *chirurgie*, *archevêque*, *chérubim*, *schème* (§ 239). Fremdwörter: *chacal* (§ 241); *Don Quichote* (§ 242); *choucroute* (§ 243); *chicorée*, *nocher* (§ 244); *chako*, *châle*, *schelme*, *pacha*, *hercher*.

h: s. § 233.

§ 249. — c) Verschlußlaute:

b: aus altfranz. *b*: *bête*, *charbon*; *brebis*, *courber* (SB. § 112 Anm.). Buchwörter: *balbutier*. Fremdwörter: *boghei*, *bifteck*, *rosbif*; *bocambre* (§ 241); *basquine* (§ 242).

d: aus altfranz. *d*: *doigt*, *chaudière*, *aider* (SB. § 122—2c). Buchwörter: *dédicatoire*, *syndérèse* (§ 240). Fremdwörter: *dandy*, *dock*, *médaillon*.

g: aus altfranz. *g*, *g̯u*: *goutte*, *angoisse*, *vergogne*; *gâgner*, *langage* (SB. § 154, 156). Buchwörter: *guttural*, *légume*; *égal*, *second* (§ 234); *naviguer* (§ 238). Fremdwörter:

patagon, redingote (§ 241); *boghei*, *guelte*, *geyser* (§ 244); *gavion*, *vagon*.

p: aus altfranz. *p*: *part*, *épais*, *couper*. Vereinfachung aus *pl* in der Schnellsprechform *pü* = *plus*. Buchwörter: *perpétrer*. Fremdwörter: *pilastre*, *estrapade*; *pacha* (§ 241); *anspect* (§ 246).

t: aus altfranz. *t*: *terre*, *vertu*, *santé*; *tisane* (§ 245). Buchwörter: *titulaire*, *diphtongue* (§ 240). Fremdwörter: *tarif*, *meeting*; *dasticoter*, *sultan* (§ 241); *bifteck* (§ 245); *rétoile*, *castine* (§ 246).

k: aus altfranz. *c* (= *k*), *qu*: *cœur*, *faucon*, *aucun*, *cage*; *quel*, *cinquante* (SB. § 154, 156). Buchwörter: *concurrence*, *quotient*, *antiquité*; *esquinancie*, *kyrielle*, *ankylose*, *chélidoine*, *chaos*, *Ézéchiel* (§ 239). Fremdwörter: *câble*, *carogne*, *étriquer*; *képi*, *cagan* (§ 241); *faquin*, *Michel-Ange* (§ 244); *blocus*, *moleskine* (§ 246); aus *h*: *bocambre*, *Xérès*.

(': s. § 227—2.)

B) Gruppen.

§ 250. — Wir haben hier zwischen primären und sekundären Gruppen zu unterscheiden. Über die Bedeutung dieser Ausdrücke vgl. § 160. Für beide Arten gilt vielfach das, was wir bei den einfachen Konsonanten über die Behandlung der Buchwörter und Fremdwörter gesagt haben, § 239—46.

a) Primäre Gruppen.

§ 251. — Sie bestehen alle seit altfranzösischer Zeit und mit Ausnahme von *vr* sogar schon im Lateinischen (*dr* im Wortanlaut im Lateinischen nur sekundär vorkommend). Doch haben sich die Fälle durch Zusammenrücken nach Schwund eines Vokales und Aufnahme von Fremdwörtern vermehrt.

In ganz ähnlicher Weise kommen auch im Neufranzösischen immer neue Wörter hinzu. Was den Vokalschwund betrifft, handelt es sich stets um ein ə. (Bei manchen Verbindungen gibt es nur wortinlautende Bei-

spiele.) Doch ist der Schwund zumeist bloß fakultativ, zum Teil schon recht alt, wie bei *ferai*, *pelote*, aber in alter Zeit nicht ganz durchgeführt, so daß die Tendenz immer von neuem wirken kann. Über diesen Schwund vgl. § 210.

§ 252. — Alle hiehergehörigen Gruppen haben als zweiten Konsonanten entweder *r* oder *l*. Über die *r*-Gruppen sind noch einige Bemerkungen im besondern zu machen.

Im Altfranz. bestand (besonders bei Labialen) ein großes Schwanken zwischen K+*r*+V und K+V+*r*: z. B. *grenier* und *guernier*, *berbiz* und *brebiz*, *froument* und *fourment*. Zur Erklärung dieser Doppelformen vgl. Streitfr. der rom. Ph. I, § 25. Es handelt sich dabei stets um Vortonsilben und zumeist, aber nicht immer, um den Vokal *e*; dabei ist der Trieb zur Schaffung dieser Konkurrenzformen so mächtig und wirkt so unmittelbar, daß er sich nicht nur an dem alten Erbgut betätigt, sondern auch neu aufgenommene Wörter häufig alsbald in beiden Formen erscheinen. Diese Verhältnisse dauern bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts; dann aber scheint in dem Maß, wie sich die hintere Aussprache des *r* festsetzt (§ 231), die Möglichkeit der Bildung neuer Doppelformen zu verschwinden. Bei einigen weniger gebräuchlichen Wörtern pflanzen sich die Doppelformen, die ehemals bestanden, bis auf den heutigen Tag fort: *breloque* und *berl-*, *berline* und *brel-*, *ébrener* und *éberner*; ferner mit weiteren Veränderungen und Bedeutungsdifferenzierung *créneau* und *carneau* (§ 199 b), vielleicht auch *effrayer* und *effarer*. Im großen und ganzen aber hat sich um 1700 die Sprache für eine der Formen entschieden, entweder für die etymologische: *Breton*, *brelan*, *grenier*, *froment*; *épervier*, *turbulent* oder für die unetymologische: *pimprenelle*, *brebis*, *bretauder*, *chambrelan*, *frelater*, *fromage*, *étraper*; *bernage*, *gourmet*. Im ganzen hat man also, wie die Beispiele zeigen, in Paris mehr Vorliebe für die Verbindung K+*r*+V. Viele noch im 16.—17. Jahrhundert aufgenom-

mene Fremdwörter nehmen diese Gestalt an: *frelater*, *grabuge*, *grabeler*, wohl auch *cravache*. Die spätern *vidrecome*, *havresac* stellen dagegen wohl einen Näherungswert an die deutsche Aussprache vor.

§ 253. — Durch anders geartete Metathese sind ebenfalls *r*-Gruppen zustande gekommen, so schon vor dem 16. Jahrhundert *breuvage*, *abreuver*; *espadrille* für *espardille*.

Außerdem wird *r* in einzelnen Fällen eingeschoben, zumeist unter der Einwirkung eines folgenden *l* oder *l'*. Alte Fälle sind *breuille* und *brouaille*, *mitraille*, *vrille*; ferner *fronde*, wo irgendwelche Einmischung vorliegen wird, wie auch bei einigen der andern Fälle. Ferner *fanfreluche*, *étrésillon*, *patrouiller*, *tringle*, *fraisil*, *fringale*.

§ 254. — 1. *r*-Gruppen.

br: altfranz. *br*: *bras*, *bref*, *branche*; *arbrisseau* (SB. § 80), *chambrière*, *marbrier* (SB. § 186, 189—2); *brouette* (alter Schwund, § 251); *brebis* (§ 252), *abreuver*, *breuille* (§ 253). Jüngerer Schwund: *fourberie*. Schriftwörter: *brachycéphale*, *crabron*. Fremdwörter: *brave*, *brandebourg*, *subrécargue*; *brindestoc* (aus *spr*-, vgl. § 241, 245).

dr: altfranz. *dr*: *drap*, *droit*; *tendrai* (SB. § 80); *vendredi*, *voudrai*, *poudreux*, *madré* (SB. § 123, 186; S. 71); *oindrai* (ML. hG. § 181). Jüngerer Schwund: *dinanderie*. Buchwörter: *drame*, *péridrome*. Fremdwörter: *drain*, *drège*, *druse*, *madrague*, *madrigal*; *goudron* (vgl. § 241), *espadrille* (§ 253); *vidrecome* (§ 252).

gr: aus altfranz. *gr*: *gré*, *degré*, *grâce*, *grenier* (§ 252); *gras* (SB. § 27); *segrais* (aus *-cr-*, vgl. § 234), hieher auch vermutlich *migraine*. Jüngerer Schwund: *droguerie*. Buchwörter: *grade*, *pérégrinité*, *épigraphe*. Fremdwörter: *granit*, *grog*, *filigrane*; *grabuge* (§ 252).

pr: aus altfranz. *pr*: *pré*, *premier*; *romprai* (SB. § 80); *pimprenelle* (§ 252). Jüngerer Schwund: *empereur*. Buchwörter: *précipiter*, *primaire*, *diaprun*. Fremdwörter: *prime*, *waterproof*.

tr: aus altfranz. *tr*: *trois*, *treize, montrer*; *pétrir* (SB. § 80); *naîtrai* (ML. hG., § 181); *étraper* (§ 252); *mitraille* (§ 253); jüngere Fälle: *tringle*, *patrouiller* (§ 253). Jüngerer Schwund: *quarteron*, *chanterai*, *-elle*; aus *-trer-* : *contrôle*. Buchwörter: *trapèze*, *métrique*, *thrène* (§ 240). Fremdwörter: *traban*, *tram*, *estrapade*.

kr: aus altfranz. *kr*: *craie*, *crête*, *écrire*, *crier*; *ancrer* (SB. § 80). Jüngerer Schwund: *querelle*, *maquereau*. Buchwörter: *chronique*, *proscription*; *secret* (ursprünglich mit *g* gesprochen, § 234; *k* durch die Orthographie wieder hergestellt). Fremdwörter: *crône*, *cravate*, *crabs*, *escroquer*; *crevette* (aus franz. Dial.).

vr: aus altfranz. *vr*: *vrai* (alter Schwund); *avril*, *février* (SB. § 109); *ouvrir*, *livrer*, *vivrai* (SB. § 80), *suivrai* (SB. § 80, 155). *vrille* (§ 253). Jüngerer Schwund: *laverai*, *rêverie*, *souverain*. Buchwörter: *névrose*, *névralgie* gehen auf die Zeit zurück, wo man die Diphthonge αυ, ευ mit neugriechischer Aussprache wiedergab, vgl. § 240. Fremdwörter: *vrac*; *havresac* (§ 252).

fr: aus altfranz. *fr*: *frère*, *frange*, *effroi*, *fromage* (§ 252); *ferai* (§ 251); *fronde*, *fraisil* (§ 253). Jüngerer Schwund: *chaufferette*. Buchwörter: *friction*, *phrase* (§ 240). Fremdwörter: *frégate*, *sassafras*; *frelater* (§ 252).

2. *l*-Gruppen.

bl: aus altfranz. *bl*: *blâmer*, *blanc*, *blé*, *ambleur* (SB. § 80), *doubler* (SB. § 110), *d'emblée* (SB. § 103, Erklärung richtig?), *trembler* (SB. § 186); *bluter* (älterer Schwund). Jüngerer Schwund: *belette*, *blin*, *bobelin*. Schriftwörter: *blaste*, *oblong*. Fremdwörter: *blackbouler*, *blinde*; *blague* für deutsch *balg* stammt wohl zunächst aus einem Dialekt, dem die Verbindung *-lg-* ungewohnt war.

gl: aus altfranz. *gl*: *glace*, *sangloter*, *glaire* (SB. § 27); *étrangler* (SB. § 80). *église* (§ 234); auffällig *reine-claude*. Jüngerer Schwund: *goguelu*, *réglisse* (mit *c* zu *g*, § 234). Buchwörter: *glabre*, *triglyphe*. Auffällig *églogue*, vgl. § 285. Fremdwörter: *globe-trotter* usw.

pl: aus altfranz. *pl*: *plante*, *plein*, *remplir*, *peuplier*.

Jüngerer Schwund: *pelade, pelage, pelotte, pelouse, peluche, pelure, appeler.* Schriftwörter: *placenta, duplicata.* Fremdwörter: *platine*; für italienisches *pi-*, da sich das Gefühl für die Entsprechung *pl* = *pi* bereits herausgebildet hatte: *esplanade.*

kl: aus altfranz. *kl*: *clos, clef, enclume, sarcler* (SB. § 80). Jüngerer Schwund: *coqueluche.* Buchwörter: *classique, chlamyde, chlore, cyclone, trochlée.* Fremdwörter: *clown, démascler.*

fl: aus altfranz. *fl*: *flamme, ronfler, siffler, néflier* (SB. § 80), *superflu* (altes Lehnwort). Jüngere Synkope: *flipot.* Buchwörter: *fluvial, influx*; *phlébotome* (§ 240). Fremdwörter: *flamant, flanelle, influenza.*

b) Sekundäre, normale Gruppen.

1. *y*-Gruppen.

§ 255. — Es kommen vor: *py, by, fy, vy, ty, dy, sy, zy, šy, žy* (selten), *ky, gy*; ferner *my, ny*, die eigentlich zu den normwidrigen zu zählen wären (§ 146, 1). Einige der Gruppen kommen nur inlautend vor. Nach stimmlosen Lauten ist häufig der Ansatz des *y* stimmlos, nach stimmhaften Lauten wird häufig *i̯* statt *y* gesprochen, besonders nach *m* und *n*, außerdem kommt für *ny* auch *nń* und *ń* vor, vgl. a. a. O. Ferner tritt statt *ky* und *gy* häufig *k'y, ǵy*, auch direkt *k', ǵ* und sogar *t', d'* ein; doch gilt diese Vereinfachung der Aussprache heute als vulgär; früher war sie sehr allgemein verbreitet.

Die hauptsächlichen Quellen sind: 1. Kons. + *i*-Diphthong *(ie, ien, ieu).* 2. *i* im Hiatus mit Vokalen, in alten und neuen Ableitungen und in alten Lehnwörtern, besonders auch im Hiatus mit altem *i̯*: *ancien, chrétien.* 3. *i* im Hiatus in Buchwörtern. 4. *i* und *y* in Fremdwörtern. In den letztern drei Fällen ist die Aussprache mit *i̯* und sogar mit silbischem *i* häufig, auch nach stimmlosen Lauten.

Überblicken wir die Verhältnisse näher, so haben wir eigentlich zwei getrennte Quellen: *i* und *i̯*; *i̯* in 1., *i* in

2. und 3., in 4. bald *i*, bald *i̯* : *i̯* besonders in den italienischen Wörtern, wo *i̯* aus *l* entstanden ist, also schon ursprünglich nicht silbebildend ist, aber auch sonst, wo es einem fremden *y* entspricht, sonst meist *i*. Die beiden Quellen unterscheiden sich auch in der metrischen Behandlung, indem nur die aus *i* entstandenen Fälle theoretisch als eine Silbe zählen. Es kommen aber viele Schwankungen und Ausnahmen vor, namentlich haben die gebräuchlicheren Fremdwörter schon früh *i* durchwegs zu *i̯* reduziert; bei den *i*-Fällen und Fremdwörtern sind im folgenden jene Beispiele, die auch metrisch stets ein nichtsilbisches *i* aufweisen, mit * bezeichnet worden. Durch das Schwanken erklärt sich, daß auch umgekehrt in 1. sich manchmal die Zweisilbenmessung findet, besonders im Mittelfranz., seltener im frühern Neufranz., s. Tobler, Vom Versbau[4], 72 ff.

§ 256.

py: 1. *pied, pierre, épieu, piège*. 2. *épier, piailler, piété, champion*; **piètre* (aus *peestre* mit Dissimilation?). 3. *piézomètre, opium*. 4. **alpiou*, **piastre* u. a.; *pian, lampion*.

by: 1. *bien, bière* «Bahre». 2. **biais*. 3. *biographe, adverbial*. 4. **bière* (Schriftlehnwort? oder aus süddeutsch-diphthongischem *bi*^{ə}*r*?).

fy: 1. *fiel, fier* (Adj.), *fianter*. 2. *fier* (Verb), **fiacre*, *fiole*. 3. *ophioglosse*. 4. **fioriture*, **fiord* usw.

vy: 1. *vieux, neuvième, vient*. 2. *viande, violet*, **serviette*. 3. *diluvium*. 4. *violoncelle, cheviote*.

ty: 1. *tiède, tiens, métier*. 2. *question*. 3. *thyade, antrustion*.

dy: 1. *dieu*. 2. **diable, diadème*, **diacre, étudier*. 3. *dièse, diérèse, adiante*. 4. *diève* (Schriftlehnwort).

sy: 1. *ciel, siècle, sien, essieu, concierge*. 2. *scion, précieux, création, soucier*. 3. *sciographie, alcyon*. 4. **sieste*, **terre de Sienne*.

zy (fehlt wortanlautend): 1. *menuisier, parisien, deuxième, plusieurs* (aus älterem *pluseurs* aus nicht ganz

klaren Gründen). 2. *ecclésiaste, rassasier.* 3. *allusion, lésion, physiologie.* 4. *fantasia.*

šy: 1. *chien.* 2. *chier, chiasse.* 4. **chiourme* (für ital. *č*), *chiaoux* (für türk. *č*), **fashion* (*šy* neben *zy* und andern Aussprachen).

žy (fehlt anlautend): 1. Verbalformen wie *nagions, nagiez.* 2. *chirurgien, spongieux.* 3. *angiologie, contagion, prodigieux.* 4. Italienische Schriftlehnwörter wie **agio*, **appoggiature.*

ky: 1. *quiert, cinquième, échiquier.* 2. *inquiéter*, danach *inquiet* usw. 4. *kiosque.*

gy (fehlt wortanlautend): *Enghien* (gewöhnlich -*gẽ*); analogisch in Ableitungen wie *baguier, figuier, aiguière.*

my: 1. *mien, mieux, premier.* 2. **miette, amiable.* 3. *simiesque, myope, miasme.*

ny: 1. *nièce, panier, dernier.* 2. *niais, nielle* (Pflanze). 3. *calomnier, minium.* 4. *nielle* (Gravure), *miniature*, **biniou.*

Betreffs der wohl nur ganz selten vorkommenden normwidrigen Gruppen *ly, ry*, s. § 146, 1.

§ 257. — 2. *w*-Gruppen.

w-Gruppen treten fakultativ für K+$\underset{\smile}{u}$ oder K+$\underset{\smile}{ü}$ ein, besonders wenn der Halbvokal nicht aus einem selbständigen Vokal entstanden ist. Am häufigsten scheinen *kw, gw, sw, zw* zu sein. Nicht vorzukommen scheinen die Labialen, Labiodentalen, *l* und *r* vor *w*. Bezüglich der Quellen s. § 224 f.

§ 258. — 3. Liquidengruppen.

Die sekundären Liquidengruppen entstehen zumeist durch Ausfall eines *ə* und Silbengrenzenverschiebung § 206. Daneben in einer beschränkten Anzahl von Fremdwörtern und griechischen Buchwörtern (einige wie *gm, gn* auch in lateinischen), ferner in allerhand fremden Eigennamen, von denen im folgenden in der Regel abgesehen wird.

Natürlich wird auch vielfach die ursprüngliche Silbenteilung beibehalten oder es kommen Zwischenstufen zu Gehör; doch dürften alle unten genannten Gruppen auch

wirklich vorkommen. Immerhin habe ich diejenigen mit einem Fragezeichen versehen, wo mir dies nicht ganz sicher scheint und mein Material nicht ausreicht, um die Existenz dieser Gruppen im Silbenanlaut festzustellen. Einige selten zu belegende Gruppen mögen im folgenden übersehen sein.

Viele der hiehergehörigen Gruppen kommen nur inlautend vor.

aa) *r*-Gruppen.

sr: *serai*, *serin*, *seringue*, *casserole*.

zr (nur inlautend): *oseraie*, *oserai*.

šr (nur inlautend): *cacherai*.

žr (nur inlautend): *dangereux*, *songerai*.

bb) *l*-Gruppen.

tl: *atteler*, *côtelette*, *matelas*, *matelot*. Schriftwörter: *atlante*, *thlaspi*. Fremdwörter: *gentleman*.

dl: *delà*, *modeler*. Fremdwörter: *puddler*.

vl (vielleicht schon im 16. Jahrhundert bestehend, da man bereits Schreibungen wie *envloper*, *devloper* findet): *vlà* aus *vela*, dazu vermutlich *vlan*; *velours*; *chevelu*, *trivelin*.

sl: *celui*, *cela*, *bracelet*. Fremdwörter: *slave*, *sloop*.

zl (nur inlautend): *ciseler*.

šl: *échelon*. Fremdwörter: *schlague*, *schlich*, *chelem* (aus *slem*!).

žl: *gelé*, *gelinotte*, *angelot*.

cc) *n*-Gruppen.

pn: *penard*, *penaud*, *dépenaillé*. Griechische Wörter wie *pneumatique*, *pneumonie*, *capnomancie*, *hypnotisme*.

? *bn* (sehr selten, nur inlautend): lateinische Buchwörter wie *abnégation*, *obnubilation*.

tn: *tenir*, *maintenant*.

dn: *Denis*. Fremdwörter: *cadenas* (aus dem Prov.). Die fremden Eigennamen wie *Dnester*, *Dnieper* wurden lange Zeit ohne *d* gesprochen, vgl. § 245.

kn: *quenouille*, *souquenille*. Griechische Buchwörter: *cnémide*, *strychnine*, *technique*, *acné*. Fremdwörter: *ichneumon*, *knout*.

gn: *guenon*, *guenille*, *baguenaude*. Schriftwörter: *stagnation*, *igné*, *magnat*, *inexpugnable* usw., auch in dem für lateinisch gehaltenen *incognito* und in *magnolia* neben *ń*; *gnomon*, *gnose*, *diagnose*. Fremdwörter: *gnou* (neben *ń*), *gneiss*.

fn: *fenêtre*. Griechische Wörter: *daphné*.

vn: *venir*, *souvenir*.

sn: *cenelle*, *assener*. Fremdwörter: *snob*.

? *zn* (sehr selten und nur inlautend): *dizenier*, *Pézenas* (*pẹznās* neben *pẹzẹnās*).

šn: *chenal*. Fremdwörter: *chenapan*.

žn: *Genève*, *genêt*, *agenouiller*.

? *mn*: *mener*, *promener*. Griechische und lateinische Schriftwörter: *mnémonique*, *mnémotechnie*, *calomnie*. Gewiß selten, da wohl zumeist *m-n* oder *·m·n* geteilt wird.

dd) *m*-Gruppen.

Hauptsächlich in Adverbien und Substantiven auf *-ment*.

tm: *traitement*. Griechische Wörter: *tmèse*, *atmosphère*.

dm: *demander*, *demi*, *lendemain*; Zusammenrückungen: *vademanque*. Schriftwörter: *cadmie*, *cadmium*; in *admirer* u. dergl. ist das *d* durch Einfluß der Orthographie nachträglich eingeführt.

km: In volkstümlicher Aussprache in *commander*, *commencer* u. dergl.; *symboliquement*. Griechische Wörter: *acmite*.

gm (nicht anlautend): *vaguement*. — *vaguemestre*. Buchwörter wie *augmenter*, *stalagmite*, *pragmatique*.

sm: *semer*, *sucement*. Griechische Wörter: *smille*. Fremdwörter (aus *zm*!): *smalt*, *smalah*.

zm (nur inlautend): *amusement*, *casemate* (§ 212—1).

šm: *chemin*, *chemise*, *truchement*, *cauchemar*.

? *žm* (nur inlautend): *logement*.

Bei der Verbindung Labial + *m* (*échappement*, *étouffement*, *bravement*, ferner in Fällen wie *obmettre* u. dergl.) scheint die Silbentrennung vor dem Labial nur selten vorzukommen.

(Für *y* in *ny*, vielleicht auch in *my*, tritt gelegentlich *ń* ein, vgl. § 146, 1.)

§ 259. — 4. Spirantengruppen.

Obwohl manche Spirantengruppen wie *bv* normal wären, dürften sie selbst in Lehnwörtern nicht vorkommen. Man spricht wohl immer: *ǫb-vi̯e*, *süb-vẹr-tīr*. — In den älteren Wörtern, wo sich die unten aufgezählten Gruppen finden, sind sie durch den Einfluß der Orthographie entstanden. Fälle wie *adjuger, suggestion* und namentlich die mit *ks*, *ps*, *gz* wurden vor dem 16. Jahrhundert ohne den ersten Konsonanten der Gruppe ausgesprochen. Dann wurde durch den Einfluß der Orthographie der Konsonant, und zwar zunächst am Ende der vorhergehenden Silbe gesprochen; aber obwohl diese Aussprache auch heute noch gelegentlich zu konstatieren ist, folgte man doch bald dem allgemeinen Zug, die Konsonanten möglichst in die folgende Silbe zu verlegen.

šf: individuelle, seltene Aussprache für *šv* in Fällen wie *cheval.*

sf: s. § 260 aa.

dv: *devant*, *deviner*. Schriftwörter wie *adverbe.*

sv oder *zv*: Schriftwörter wie *transversal.* Fremdwörter: *svelte.*

šv: *cheval*, *cheveu*, *achever.*

ps: früher Ausfall in *soupçon.* Schriftwörter: *psalme*, *psautier* (beide lange Zeit ohne *p* gesprochen), *psychologie*, *pseudo-*, *métempsycose*, *épilepsie*; *subséquent*, *subsister*, *obsèques*, *absolu.* Fremdwörter: *canapsa*, *keepsake.* Außerdem in der Interjektion *pst.*

ts: *dessus*, *dessous*, *deça*, *médecin.* Fremdwörter: *tsar*, *tzigane.*

ks: früher Ausfall in *tocsin.* Schriftwörter: *xylographe*, *xérophtalme*; *succéder*, *exciter*, *toxique*, *sexuel.* Fremdwörter: *tsar* (*ksār* neben *ts-*), *boxer.*

bz: selten in *besace*, *besoin*, *ambesas* u. dergl. In *subsister* neben *-ps-* (durch den Einfluß von *exister*).

dz: in jüngeren italienischen Fremdwörtern wie *mezzosoprano*, *mezzanino, influenza.*

gz: Schriftwörter wie *Xavier, Xanthippe*, *Xénophon*,

Xerxès; *exercice* und die sonstigen aus *ex-* + Vok.; *sexagénaire*, *hexagone* usw. Die Aussprache mit *gz* erklärt sich vermutlich als eine Kontamination einer älteren Aussprache mit einfachem *z* für intervokalisches und anlautendes *x* mit der neuen humanistischen. Im 16. bis 18. Jahrhundert wurde versucht, die lateinische Aussprache mit *ks* hier durchzuführen, jedoch ohne Erfolg. Vgl. Th. II, 328.

? *fz* oder *vz*: Schnellsprechformen wie *faisais, il vous a dit* = *ivzadi*.

pš: nur in der Interjektion *pchutt* und deren Ableitungen.

tš: in Fremdwörtern für *č*: *tchèque*, *vitchoura*; junge italienische wie *cicérone* (neben *s*).

bž (nicht anlautend): in Lehnwörtern und vom Schriftbild beeinflußten Wörtern wie *objet*, *subjuguer*, *abject*.

dž: Lehnwörter und vom Schriftbild beeinflußte Wörter: *adjuger, adjoindre*. Jüngere Fremdwörter: *djerme*, *djinn*, *gin*, *budget*.

gž (nicht anlautend): vom Schriftbild beeinflußte Wörter wie *suggérer*, *suggestion*.

Aus drei Lauten bestehen die Gruppen, in denen ein Hiatus-*i* nach einer der genannten Spirantengruppen zu *y* werden konnte. Sie kommen nur in Schriftwörtern oder daran angeglichenen vor:

psy: *réception*, *captieux, absorption*.

ksy: *action*, *anxiété*, *succion*, *flection*, *infectieux*.

Reine Okklusivgruppen s. § 261.

c) Sekundäre, normwidrige Gruppen.

1. Spirantengruppen.

§ 260. — Normwidrige Gruppen finden sich, abgesehen von den in § 256 aufgezählten aus Liquida + *y*, hauptsächlich im Anlaut. Sie kamen wohl erst im 16. Jahrhundert auf, in Lehnwörter früherer Zeit, z. B. *station*, dürfte *est-* usw. gesprochen worden sein, auch wenn in Anlehnung an das Lateinische das *e-* ungeschrieben blieb.

Im Inlaut nach Konsonanten ist in Fällen wie *substance*, *obstacle*, *superstition*, sogar in solchen wie *feldspath*, *tungstène* die Teilung *süps-tãs*, *fęls-pat* usw. üblich. Die Teilung *süb-stãs* kommt zwar auch vor, wohl aber nur bei Leuten, die sich der Etymologie bewußt sind und ihr Ausdruck geben wollen. Bei diesen kommt etymologische Teilung sogar nach Vokal vor: *ẽ-spęk-tǫr*, *ẽ-sta-lę*. Sonst wird im Gegenteil der erste Bestandteil sogar im Anlaut womöglich in die vorhergehende Silbe geschoben, vgl. § 146, 3.

aa) Spirans + Spirans.

sf: Griechische Wörter wie *sphère*, *sphinx*, *sphacèle*, *sphincter*; auch

sfr: *sphragistique*.

bb) Spirans + Okklusiv.

ft: Griechische Wörter: *phtisie*, *phtisique*. Lange Zeit sprach man hier das *f* überhaupt nicht, § 245.

sp: ausnahmsweise durch Synkope: *cependant*, vgl. § 146, 2 b. Buchwörter: *spécimen* usw. Fremdwörter: *spadassin*, *spahi*, *speetch*; *feldspath* (s. o.).

st: jüngere Synkope in Schnellsprechformen: *c'est-à-dire* = *stadīr*, vgl. *cette femme* = *stəfàm*, heute wohl nicht mehr üblich. Buchwörter: *stéréobate*. Ausnahmsweise in Fällen wie *abstention*, *substance* s. o.

sk: ausnahmsweise jüngere Synkope in *sequin*, *secouer*. Buchwörter: *squelette*, *scandale*, *scabieux*, *scolaire*. Fremdwörter: *skalp*, *scottish*.

zb oder *sb*: Fremdwort: *sbire*.

zg oder *sg*: ausnahmsweise jüngere Synkope: *second*. Fremdwort: *Sganarelle*.

cc) Dreifache Gruppen.

Kommt besonders vor in der Verbindung *s* oder *z* und primäre Gruppe.

spr: Fremdwörter: *sprot*, *sproposito*.

str: Buchwörter: *stratégie*, *strophe*. Fremdwörter: *stras*.

skr: Buchwörter: *scribe*, *scrupule*, *scrutin*.

spl: Synkope in der Schnellsprechform *splę* (*s'il te*

plaît). Buchwörter: *splendide, splanchnique.* Fremdwörter: *spleen.*

skl: Buchwörter: *sclérotique.*

sgr oder *zgr*: Fremdwort: *sgraffite.*

Auch eventuell *skw* in Buch- und Lehnwörtern: *squale, squame*; *square.*

2. Reine Okklusivgruppen.

§ 261. — Bei ihnen mag man zweifeln, ob man sie zu den normalen oder zu den normwidrigen zählen soll. Es gibt ihrer nur wenige und ganz junge.

pt: ausnahmsweise bei jüngerer Synkope: *petit, peut-être.* In der Regel wohl nur so, daß bloß ein Teil des *p* in die Anlautgruppe gehört: *sõ·p·ti-sak.* Griechische Wörter: *ptérodactyle, ptyalisme.*

kt: Griechische Wörter: *cténite.*

bd: Griechische Wörter: *bdellium, bdellaire.*

β) Im Wortauslaut.

§ 262. — Soll ein Konsonant im Wortauslaut und gleichzeitig im Silbenanlaut stehen, so folgt daraus, da es im Französischen normalerweise keine vokallosen Silben gibt, daß der Konsonant mit der ersten Silbe des folgenden Wortes verbunden ist: *il-mõ-tõ-nes-kal-yẹ*, vgl. § 59. Es können nun zwei Fälle eintreten, entweder der Konsonant ist ein ständiger Bestandteil des betreffenden Wortes und kommt dann in andern Verbindungen auch silbenauslautend vor oder der fragliche Konsonant kommt nur im Anlaut mit dem nächsten vokalisch anlautenden Wort verbunden vor und fehlt in den übrigen Fällen. Wir nennen die ersten feste Konsonanten, die letzteren unfeste. Unter dem landläufigen Ausdruck Bindekonsonanten versteht man in der Regel die zweite Art.

A. Feste Konsonanten.

§ 263. — Die Wörter, um die es sich hier handelt, hatten in der Regel ein ə am Schluß, das unter Umständen noch hörbar ist (§ 162 D). Nur in dem kleineren Teil

der Fälle, namentlich oft nach *r*, war ein solches *ə* nicht vorhanden (§ 162 E).

Es kann nun das Wort, um dessen Auslautkonsonanten es sich handelt, vor einem andern stehen, das, alleinstehend, mit einem Vokal beginnen würde (Typus III, IV), dann bildet also die fragliche Konsonanz den Anlaut der betreffenden Silbe; oder es steht vor einem Wort, das an und für sich mit einem Konsonanten anlautet (Typus I, II), dann kann der auslautende Konsonant mit der folgenden Konsonanz die in § 254 ff. besprochenen normalen (primären oder sekundären) Gruppen bilden. Zur Bildung von abnormalen Anlautgruppen kommt es in dem einen oder andern Fall wohl nur ganz ausnahmsweise, z.B. etwa *ę-lyę* manchmal statt *ęl-yę (elle y est).*

α) Vor vokalischem Anlaut.

§ 264. — Geht ein Wort, das selbständig auf einen einzelnen Konsonanten auslauten würde, einem vokalisch anlautenden voraus, so tritt also der Konsonant in den folgenden Silbenanlaut: *õ-pa-vu̯a-zọ-si.*

Hat dagegen das erste Wort eine normale Auslautgruppe, so kann, da eine normale Auslautgruppe nie zugleich eine normale Anlautgruppe sein kann, nicht die ganze Gruppe in den Anlaut treten, sondern nur der letzte Konsonant: *lęr-bę-vęrt; il-fęr-mün-pǫrt.*

In diesen beiden Fällen können also nur einzelne Anlautkonsonanten, keine Gruppen entstehen. Und zwar kommen alle Konsonanten so vor, mit Ausnahme von *h* und *w*, die überhaupt nicht auslautend vorkommen.

§ 265. — Diese Erscheinung ist sehr häufig und tritt bei wohl konzipierter, familiärer, rascher Rede wohl ausnahmslos innerhalb der Sprechgruppen ein. Durch diese Bestimmung sind nun aber auch die Gründe der doch auch häufig vorkommenden Ausnahmen ersichtlich: 1. Mangelhafte Konzeption, bei der der Sprechende am Ende des Wortes nicht ganz sicher ist, wie er fortfahren wird. 2. Langsame und bewußt deutliche Aussprache. Hieher

gehört ein Beispiel wie *dǫrm-ã-kǫr* in einer von Passy besprochenen Grammophonplatte.

Eine weitere Frage ist, ob die Konsonanten, die auf diese Weise anlautend werden, ganz gleich artikuliert werden wie ursprünglich anlautende Konsonanten. In den Phonetiken finde ich nirgends eine Angabe, daß ein Unterschied bestünde. Ich habe aber die Empfindung, daß alle Konsonanten in dieser Bindung durchschnittlich kürzer gesprochen werden; und daß man namentlich die Fortes durchschnittlich schwächer artikuliert, so daß sie sich hie und da fast wie Lenes anhören.

§ 266. — Die in Rede stehende Erscheinung findet sich sogar unter Umständen am Schluß einer Teilgruppe (§ 53). Nur tritt dann der Konsonant nicht vollständig in den Anlaut, sondern er wird verlängert, und die Silbengrenze fällt in ihn hinein:

ki-kọ̄ˑz̄ˑa-vẹ-ka-ni-mâ-syō̂; õ-rə-marˑk̄ˑa-droat

In diesem Fall scheint eine Schwächung der Artikulation nicht stattzufinden.

§ 267. — Schließt die vorangehende Silbe mit einer normwidrigen Konsonantengruppe, so gibt es auch hier Fälle, wo nur der letzte Konsonant einen normalen Silbenanlaut bilden kann; dann gelten die früheren Bemerkungen: *lə-tẹks-ta* . . . (*le texte a* . .). In andern Fällen aber geben die letzten zwei Konsonanten einen normalen Silbenanlaut ab, und dann können beide zur nächsten Silbe gezogen werden: *õ-nã-tra-lọ-tẹl*; *tü-ẹ-pǭ-tẹ-tra-ta-šẹ*; *lə-pur-prẹ-la-ku-lǭr-dẹ-ru̯a*. Daneben besteht ein zweites Verfahren, bei dem die Silbengrenze in den letzten Konsonanten fällt: *ün-šãbˑrˑa-õ-li*; *õ-lükˑsˑi-mọ-dẹ-rẹ*. Dieses Verfahren scheint bei langsamem, deutlichem Sprechen vorzuwiegen, und namentlich auch dann, wenn am Ende der Teilgruppen gebunden wird.

β) Vor konsonantischem Anlaut.

§ 268. — Der letzte Konsonant eines Wortes kann als Anlaut einer Silbe auch dann erscheinen, wenn er

mit dem Anlautkonsonanten des nächsten Wortes eine normale Gruppe eingeht: *kẹ-ksu*, *ka-tsu*, *vẽ-tsẽk*, *vẽ-tnǫ̈f*, *rə-prã-dla-lẹtr* (*reprendre la lettre*), *ža-lõ-žla-kǫrd* (*j'allonge la corde*), *a-vẹ-klə-lu* usw. Es scheint dies besonders in recht fließender Rede vorzukommen. Sehr häufig begnügt man sich damit, einen Teil des Endkonsonanten in die folgende Silbe zu ziehen, so daß die Silbengrenze also in den Endkonsonanten des Wortes fällt: *ün-grã·d·vil*, *sẹ·t·šãbr*, *sẹ·tün-grãd-fẹ·t·šẹ-vu.* Wie das letzte Beispiel zeigt, kommt die Erscheinung auch bei eng aufeinanderfolgenden Teilgruppen vor.

Natürlich bleiben in solchen Fällen die Konsonanten häufig auch ganz im Auslaut des vorhergehenden Wortes.

---

§ 269. — Hierher gehören auch die Fälle, wo der Wortkörper nur aus einem Konsonanten besteht, der also entweder silbenanlautend oder silbenauslautend sein kann. Es unterscheiden sich diese Fälle aber doch von den mehrsilbigen Wörtern. Es bestanden nämlich hier schon seit den ältesten Zeiten Doppelformen. a) Die eine bloß aus dem Konsonanten bestehende war von jeher vor Vokalen die übliche. Sie war also immer silbenanlautend, und die Schwächung, von der oben die Rede war, ist nicht zu konstatieren. Es handelt sich um die Wörter: *m*, *t* (für *te* und in familiärer Redeweise für *tu*), *s* (*se*; neutrales *ce*; *si* vor *il(s)* neben *si-il* in familiärer Redeweise), *n*, *ž*, *k*, *l* (*le* und *la*, Artikel und Pronomen), *d*. Dadurch daß sich anlautendes *i* des nächsten Wortes konsonantisiert, sind auf diese Weise auch Anlautgruppen entstanden: *ty*, *dy*, *sy*, *žy*, *ky*, in diesen Fällen sogar manchmal auch normwidrige Gruppen: *my*, *ny*, *ly*: *i-sya-taš* (*il s'y attache*), *dyǫ̈* (*d'yeux*), *i-nya* (daneben *in-ya* und *i-ńa*, *il n'y a*), *tü-lya*, *lyẹ̄r*, neben gewöhnlichem *tül-ya*, *li̯-ẹ̄r* (*tu l'y as . . .*, *lierre*). b) In den vorkonsonantischen Fällen war durchwegs ein *ə* vorhanden, das noch jetzt gesprochen werden kann. Bei dem Schwund desselben ist der Konsonant

zunächst in den vorhergehenden Auslaut getreten (§ 206) und dann erst wieder teilweise oder ganz in den Anlaut. Hier handelt es sich nur um die Wörter *t*, *s* (*se*; neutrales *ce*), *ž*, *k*, *d*: *pâ˙d˙rẹ-zō* oder *pâ-drẹ-zō*, *pa-lẹ˙d˙žüs-tis* oder *pa-lẹ-džüs-tis*; *tü-vu̯a˙k˙nu* . . . oder *tü-vu̯a-knu* usw. Ein solcher Konsonant ist häufig geschwächt. Natürlich kann unter Umständen dieser Konsonant auch vor einen der unter a verzeichneten Fälle treten, wodurch dann der Anlaut einer Silbe zwei Wörter ganz enthält: *ksẹ* = *que c'est*, *žlẹ̄m* = *je l'aime* usw.

B. Unfeste Konsonanten.

§ 270. — Hier handelt es sich stets nur um einzelne Konsonanten, die vor Wörtern zu stehen kommen, die mit Vokal anlauten, so daß nun deren erste Silbe mit einfachem Konsonanten anlautet. Eine scheinbare Ausnahme bilden die Fälle, wo der vokalische Anlaut sich sekundär konsonantisiert hat, wodurch dann verschiedene *y*-, vielleicht auch *w*-Gruppen entstehen: *lẹ-zyọ̈* aus *lẹ-ziọ̈*, vielleicht auch *lẹ-zwa* aus *lẹ-zua* (*les oies*).

§ 271. — Nicht alle Konsonanten werden so verwendet. Es fehlen: *b*, *d*, *g*, *f*, *s*, *š*, *ž*, *ń*, *m*, *w* (?), und natürlich *h* und '. Von den übrigbleibenden sind am häufigsten als unfeste Auslautkonsonanten *z* und *t*; dann folgt *n*. *r* gehört fast nur der gewählteren Rede an, ist aber darin nicht ganz selten. Ganz selten dagegen und nur auf ganz bestimmte Fälle beschränkt sind *p*, *k*, *v*. *l* kommt heute für die Umgangssprache nur in zwei Fällen in Betracht. *y* erfordert besondere Betrachtung.

§ 272. — Auch hier scheinen wenigstens die Verschlußlaute im Durchschnitt schwächer artikuliert zu werden als im Wortanlaut, und es kommt, wenn auch viel seltener, vor, daß die Silbengrenze statt vor dem Konsonanten in dem Konsonanten liegt, z. B. *sẽ*^{b}*-tirẹnẹ* = *Saint Irénée.* Daß sie nach dem Konsonanten liegt, wird von den französischen Phonetikern als unkorrekt verworfen, aber sie führen dabei doch eben Franzosen an,

die so sprechen, und das scheint nun häufiger zu sein, als man zunächst erwarten würde (vgl. Passy, Les sons français 51, 1): *lə-kō̄t ki-la-vẹ***t***-i-ma-ži-nẹ*; *sẹ***t***-a-psọ-lü-mā-vrẹ*; *ō̆-nō-ā***n***-'ọ* (un nom en *eau*); *mẹm-kə-sẹ-tẹ***t** ⁝ *ō̆-pyẹ***t***-kọ-šō*. Also sogar an der Gruppengrenze.

§ 273. — Die Fälle, um die es sich hier handelt, haben sich um einen Grundstock herumgruppiert, wo die betreffenden Konsonanten etymologisch berechtigt und seit den ältesten Zeiten vorhanden waren. Die Aussprache derartiger Bindekonsonanten war bis zum 16. Jahrhundert noch viel regelmäßiger als jetzt und auch bei nicht ganz engen syntaktischen Verbindungen möglich, aber allerdings hat in manchen Fällen eine fakultative Vernachlässigung früh begonnen, besonders in den Endungen *-es*, *-ent*, ferner Konsonant nach Konsonant und nach Anusvâra. Aber diese Vernachlässigung scheint doch eben fakultativ gewesen zu sein und ein starker Schritt zu ihrer Beseitigung ist erst im 17. Jahrhundert gemacht worden. Daß sie gerade um diese Zeit so stark abgekommen sind, hängt damit zusammen, daß damals die Endkonsonanten auch in der Pausaform, wo sie bis ins 16. Jahrhundert gesprochen wurden (§ 288), verstummten. Im 17. Jahrhundert also wurden die Bindekonsonanten auf jene Fälle beschränkt, wo enge syntaktische Verbindung vorliegt, und da dann in der Regel die begriffstärkeren Wörter am Ende der Gruppe, die begriffsschwächeren vorherstehen, so finden wir zumeist begriffsschwache Wörter, besonders Formwörter mit Bindekonsonanten ausgestattet. In feierlicher Rede, beim Vortrag, in der Poesie ist man allerdings etwas konservativer, und dadurch mag die Gebildetensprache an und für sich Bindungen in etwas reichlicherem Grad aufgewiesen haben als die Sprache der andern Stände. Unter dem Einfluß der Gebildetensprache ist dann in den letzten Jahrhunderten eine schwache Bewegung im rückläufigen Sinn in der eigentlichen Gemeinsprache eingetreten, die die Bindekonsonanten begünstigte, während in den niedern Volksschichten

die alte auf die Beseitigung der Bindekonsonanten gerichtete Tendenz sich eher fortsetzt, so daß hier selbst bei engem syntaktischen Zusammenhang sich oft die Beseitigung der Bindekonsonanten konstatieren läßt. Die Fälle, wo durch Grammatikerzeugnisse sich nachweisen läßt, daß die Bindung durch die Gebildetensprache an Ausdehnung gewonnen hat, sind im folgenden durch (*) bezeichnet worden. Genaueres über die vielfachen Schwankungen s. Th. II. Beim Vortrag von Gedichten werden noch heute viele Bindungen durchgeführt, die sonst völlig unerhört sind; auf diese wurde keine Rücksicht genommen.

Die Auswahl der Konsonanten, die wir § 271 konstatiert haben, erklärt sich durch Analogieströmungen. Stimmhafter Konsonant war in der Pausaform stimmlos geworden und also hier mit dem entsprechenden stimmlosen zusammengefallen. Vor Konsonant waren beide verstummt. Vor Vokal, also in der Bindung, hätten sie nach der Etymologie auseinandergehalten werden sollen. Es ist nun aber immer nur einer der beiden Konsonanten als Bindekonsonant vorhanden; die Fälle, welche den andern haben sollten, haben analogisch nach den Fällen, wo der eine berechtigt war, diesen angenommen. Welcher der beiden gewählt wurde, hängt von den Stärkeverhältnissen ab. Da also *z* z. B. bedeutend häufiger berechtigter Bindekonsonant war als *s*, so ist auch etwa in *pas*, wo eigentlich *s* berechtigt wäre, *z* eingetreten. Diese analogische Bewegung, durch die der eine der beiden Konsonanten nicht mehr zur Bindung verwendet wird, fällt wohl bereits ganz vor das 16. Jahrhundert.

§ 274. — Aber die Bindekonsonanten treten auch häufig für einen etymologisch berechtigten ein, der sich durch mehr unterscheidet als bloß in der Stimmhaftigkeit, und sie treten auch dort ein, wo etymologisch überhaupt kein Konsonant berechtigt war. In diesen Fällen läßt sich die Auffassung als «wortauslautender Konsonant» manchmal anzweifeln. Bei dem häufigen *ãtkat(rə)zyọ̈*, das sogar von der Akademie anerkannt wird, z. B. wird

man zunächst mit Hinblick darauf, daß man auch *katzǫm*, *katzǫfisyę* hört, das *z* als einen analogischen Auslautkonsonanten betrachten, der nach dem Muster von *dǫ̈-z*, *truâ-z* usw. angetreten ist. Andrerseits erklärt sich die viel größere Häufigkeit der ersteren Verbindung daraus, daß *yǫ̈* «Augen» zumeist in Verbindung mit einem vorhergehenden Binde-*z* vorkommt (*lę-zyǫ̈*, *dę-zyǫ̈* usw.), wie tatsächlich in vielen Mundarten *zyǫ̈* fest geworden ist.

Diese analogischen Bindekonsonanten brandmarkt man in den meisten Fällen, wo sie sich mit der herrschenden Orthographie nicht vereinigen lassen, als Kennzeichen der Unbildung (cuirs, velours, pataquès). Sie sind auch oft ein solches wirklich, indem die Beobachtung, daß die Gebildetensprache häufig dort bindet, wo die Sprache der weniger Gebildeten einfach ungebunden läßt, diejenigen, die ihrer Sprache den Anschein eines höhern Niveaus geben wollen, verleitet, Bindekonsonanten auch am unrechten Fleck einzuführen. Oft aber sind sie einfach das Resultat der Analogie, wie in dem angeführten *quatre z'hommes*. Weil man sie aber ganz allgemein für ein Zeichen der Unbildung hält, so besteht von seiten der Gebildetensprache eine starke Strömung gegen sie. Ein Teil davon aber ist zur Zeit, da die Orthographie noch nicht so stabil war, von dieser akzeptiert worden.

§ 275. — Ein Moment, das die Erhaltung und Neueinführung von Bindekonsonanten bis zu einem gewissen Grade gefördert hat, sind die § 141 berührten Intensitätsverhältnisse in der Silbe, die den konsonantisch anlautenden Silbentypen förderlich, den vokalisch anlautenden hinderlich sind. Das zeigt sich darin, daß nach Konsonanten (zumeist *r*) Bindekonsonanten etwas weniger beliebt sind als nach Vokalen, vgl. *dã-zõ* . . mit *vę-rõ* (vers un), *il-sę-ra* (il sert à . .) mit *il-mę-ta*, *õ-na-ža-mę-zü* (neben *õnažamęü*) mit *õ-na-tu-žu-rü*.

§ 276. — Wir haben also *z*: Berechtigt in Formwörtern, Pronomen, Zahlwort: *lę* (auch *dę*, *ǫ* = *aux*), *mę* (*mes*), *tę*, *sę* (*ces* und *ses*), *nǫ*, *vǫ*; *dǫ̈*, *truâ* usw., auch *diz-*

nọ̈f usw. (§ 200); *ẹl* (*elles*); *nu*, *vu*, *lẹ*; — Präpositionen besonders bei den zweisilbigen heute nicht obligatorisch: *dã*, *sã*, *šẹ*, *su*; analogisch (für *s*) schon frühzeitig in *(də)pṳi*, *dẹ*, *(a)prẹ*; — Adverbien: *trẹ*, *plü*, *mṳẽ* vor Adjektiven und Adverbien; nicht obligatorisch, zumeist bloß in engen Gruppen: *asẹ*, *žamẹ*, *pâ* (letzteres analogisch § 273); noch weniger allgemein *mẹ* (*mais*); — ferner in Adjektiv oder Wort mit adjektivischer Verwendung vor dem Substantiv (*bõ-zọm*); seltener im umgekehrten Fall Subst. Plur. + Adj. (*): *mẹ-zẹks-ki*.

Zu den Pronomen ist noch zu bemerken, daß die Bindung der pers. Pr. nur obligatorisch ist, wenn sie vor dem Verbum finitum stehen, aber z. B. *avẹ-vu-ẹ-tẹ* neben *avẹ-vu-zẹ-tẹ* (*). Eine frühzeitige Analogie ist der Plural *i(l)-z . .*, woneben die etymologische Form *il* noch bis ins 17. Jahrhundert gebraucht wurde, ferner das Poss. Pron. *lör-z* vor Mehrzahl. Ebenso, wie wir gesehen haben, das Zahlwort *kat(rə)z* § 273f.

In den Zeitwörtern tritt etymologische Bindung ein in den 2. Personen sing. und plur. Ind. Konj. (auch Plur. Imp.) aller Zeiten in der Verbindung Hilfszeitwort + Hauptzeitwort(*); *être* + prädikative Bestimmung: *vu-zẹd-zã-fa-mīy* (*); seltener und mehr der gebildeten Sprache angehörig (*) in andern engen Verbindungen. Dasselbe gilt für die 1. Person Sing. und Sing. Imperativ jener Zeitwörter, die hier kein etymologisches fakultatives *ə* aufweisen, nur ist hier der Bindekonsonant zum Teil analogisch, allerdings auch in die Schreibung eingedrungen, die nur für *j'ai* und Imp. *va* an der alten *s*-losen Form festhält und dadurch die häufigen Bindungen wie *žẹzẹtẹ* zu Sprachfehlern degradiert. Analogisch, aber obligatorisch, wie in diesem Fall auch in den genannten Imper., ist die Bindung in den andern Imperativen vor *ã* und *i*: *dọn-zã*.

Beim mask. sing. der Adjektiva tritt vor dem Subst. regelmäßig die etymologische Bindung bei jenen Adj. ein, die im Fem. *z* annehmen: *mọ-vẹ-zọm*, *ọ̃-rọ̈-zã-fã*. Ana-

logisch dagegen in Fällen wie *du-za-mi*, *frę-z..*, *grọ-z..* (für *s*). Bei Subst. + Adj. wohl nur mehr in stehenden Verbindungen wie *pę-zọ-nọ-rabl.*

Schließlich in festen Redensarten wie *də-tã-zã-tã*; analogisch in *pâ-za-pâ.*

§ 277. — ***t***: etymologisch in *sət* (auch *st*, *sęt* = *cet*). Einige Zahlwörter vor dem Hauptwort, auf das sie sich beziehen, sehr häufig, fast regelmäßig: *sęt*, *wit*, *vẽ*, *sã*; auch *vẽt dö̧* usw. (§ 200). Präpositionen wie *avã*, *dəvã* (nicht obligatorisch). Adverbia wie *pụẽ*, *tã*, *ọtã*, *tu*, *fǭr*, auch *kọmã* und die übrigen Adv. auf *-mã* häufig in engen syntaktischen Verbindungen. Konjunktionen: *kã* (*quant*) und analogisch aber sehr alt *kã̧* (*quand*).

Zeitwörter: vor dem nachfolgenden Subjekt *il*, *ęl*, *õ* (in der Einzahl zum großen Teil analogisch); sonst: *être* (*est*, *sont* usw.) + Präd.-Bestimmung (*); 3. Pers. Plur. häufig: in der Verbindung Hilfszeitwort + Hauptzeitwort, sonst seltener (*). 3. Pers. Einz., soweit diese nicht auf einen Kons. ausgeht, häufig bei Hilfszeitwort + Hauptz. (*) (nach *a*, *va* und im Fut. *-a* als «cuir» geltend, aber sehr häufig: *i-la-tü* = *il a eu* usw.), aber auch sonst häufig in enger Verbindung bei den Zeitwörtern, die im 16. Jahrhundert noch ein *-t* in Pausaform hier hatten (außerdem häufige cuirs wie *va-tã-gę̄r*, *va-ta-lẹ-kọl*). Häufig auch im Gérondif (analogisch).

Mask. Adj. Sing. + Subst. Etymologisch (bei den Adj. mit *t* im Fem.) *fǭr*, *pəti*, *savã*, *mẹšã̧* usw.; *tu* (letzteres auch vor Adj., und hier sogar im Plural). Unetymologisch: sehr alt in *grã*, *vę̄r*; *sə-gõ*, *prọ-fõ*. Sonst nicht in den Adjektiven mit *d* im Fem.

Feste Verbindungen z. B. *prę-ta* . . .; unetymologisch: *pyę-ta-tę̄r*; *də-fõ-tã-kõbl.*

§ 278. — ***n***: *un* (gesprochen *õ-n* . ., seltener *ü-n* . .). *mon* (gesprochen *mõ-n* . . oder *mo-n* . .), ebenso *ton*, *son* (vor Mask. und Fem.; vor letzterem analogisch seit dem 14. Jahrhundert).

on (gesprochen *õ-n* . . oder *o-n*. .) vor dem Verbum fin., seltener in Fällen wie *a-tõ-nü* (*).

en (Adv. und Präpos., gesprochen *ã-n*. .); als Adverbium nur vor Verbum finitum.

Häufig auch *byẽ*, seltener *ryẽ* in engen Verbindungen.

Mask. Adj. im Sing. + Subst. *bõ*, *plẽ* usw.

(Wo die Aussprache des Vokals von der ungebundenen Form abweicht, liegen ältere Formen vor, auch für *ã-n* wurde ehemals *e-n* gesprochen; die neueren sind analogisch nach der ungebundenen Form.)

§ 279. — Die selteneren Bindekonsonanten:

r: Adj. + Subst. *prə-myę*, *lę-žę* und einige andere; nirgends obligatorisch. Nur in der Gebildetensprache, aber hier häufig, bei den Inf. auf *ę*: *a-lę-ra-lę-kǫl*. *r* ist auch vielfach unfester Konsonant in der volkstümlichen Aussprache der Präpos. *pur*, *par*, *sür*, die in der Volkssprache vor Konsonant oft ohne *r* gesprochen werden.

p: bloß in den Adverbien *trǫ* und *bǫku* in engen Verbindungen, aber in beiden nicht obligatorisch.

k: *cinq* vor Subst.; *donc*, wo aber *k* teilweise auch sonst gesprochen wird.

Adj. + Subst. Teilweise etymologisch *frã-k*.., *blã-k*..; unetymologisch *lõ-k* . .

Feste Verbindungen: *krǫkãžãb*; *pǫrkępik* (*k* wird in *porc* allerdings auch sonst teilweise gesprochen). Unetymologisch: *sąkęǫ*.

v: Nur das Zahlwort *nö̜-v* in *nö̜-vö̜r* und einigen andern festen Verbindungen. Sonst ist die Form *nö̜-f* eingetreten, wie sich auch *nö̜f* vor konsonantisch anlautendem Subst. eingeschlichen hat. Im 16., 17. Jahrhundert war die Aussprache *nö̜-v* auch sonst vor V. üblich.

l: *il* vor dem Zeitwort nur in der nachlässigen Umgangssprache, sonst ist *il* heute durch die Gebildetensprache verallgemeinert. Dasselbe gilt von *kęl* + Subst.

Für die Bindeformen *al*, *d(ə)l* (Präp. + Art.), *bęl*, *nuvęl* (Adj.) sind sonst stark abweichende Formen ein-

getreten; die ursprünglichen Bindeformen *fǫl*, *mǫl* sind heute wohl nicht mehr recht am Leben.

§ 280. — ***y***: Auf altes *l'* gehen zurück: Adj. + Subst. *vię-y* (die ungebundene Form *vyö̦* stark abweichend; und zu ihr eine neue Bindeform *vyö̦-z* . .). *žãtiy* nur in der Zusammensetzung mit *ǫm*, analogisch.

Auf *i* gehen zurück *y* (*y*), *ky* (*qui*): *i-ya*, *kyę̄s*, aber nur in schneller Rede für die ungebundene Form: *i, ki*. Sonst *i-li-a*, *il-ya* oder *i-li̯a*, vielleicht auch *i-l'a*, *ki-ę̄s* oder *ki-yę̄s*.

y aus *i* kommt auch sonst an der Wortgrenze wie im Wortinnern (§ 119, 1) fakultiv im Hiatus vor, z. B. *i-lü̯i-ya-di*; *si-yę-mabl*. Ob auch ***w*** so vorkommt, weiß ich nicht; doch findet sich *u̯* für *ou*, *où* als Schnellsprechform: *u̯ę̄s* usw.; ebenso *tü̯* für *tü*: *tü̯a*.

2. Silbenauslautende Konsonanten.

§ 281. — Auch hier sind die Schicksale der wortanlautenden und wortinlautenden Konsonanten in vielfacher Hinsicht miteinander ähnlich. Dennoch wollen wir sie hier scheiden, da im Wortanlaut nur sekundäre Fälle vorkommen, während im Innern wenigstens ein Konsonant auch primär stehen kann. In beiden Stellungen können die Konsonanten nur vor silbenanlautenden Konsonanten erscheinen, da sie vor einem Vokal durch die uns schon bekannte Tendenz der französischen Sprache sofort als Anlautkonsonant zur folgenden Silbe gezogen würden. Ferner handelt es sich meist nur um einzelne Konsonanten, selten und nur im Wortinlaut um eine Gruppe von zwei Konsonanten.

Im Wortauslaut unterscheidet sich das Bild durch das Vorhandensein einer größeren Mannigfaltigkeit, namentlich existieren hier zahlreiche Gruppen. Diese Mannigfaltigkeit hat ihren Grund darin, daß hier in erster Linie nicht die Stellung vor Konsonanten in Betracht kommt, sondern die vor Pausa, also im Gruppenschluß. Dieselbe Gestalt, die ein Wort am Gruppenschluß hat

und die es durch *eigene Entwicklung* im Innern der Gruppe nie haben könnte, erhält es durch *Analogie* auch oft im Innern der Gruppe, und zwar sowohl vor Konsonanten als auch sogar manchmal vor Vokal. In der Regel allerdings tritt, wie wir § 263—8 gesehen haben, vor Vokal und manchmal vor Konsonant, die auslautende Konsonanz ganz oder teilweise in den Anlaut der nächsten Silbe.

Allerdings können die Wortauslautkonsonanten, selbst im Gruppenauslaut, durch den Antritt eines entweder etymologisch berechtigten oder analogischen *ə* ebenfalls ganz oder teilweise silbenanlautend werden, vgl. § 163; und dasselbe kann innerhalb der Gruppe vor Konsonant geschehen; ja bei auslautenden Konsonantengruppen ist dies sogar, wie wir § 211, α gesehen haben, das regelmäßige. Man kann also im allgemeinen konstatieren, daß innerhalb der Sprechgruppe in der Regel nur *ein* Konsonant silbenauslautend Platz hat; Gruppen von zwei oder mehreren Konsonanten sind hier durchwegs die Ausnahme.

§ 282. — Die im vorigen Paragraph erwähnte Tendenz, die silbenanlautenden Konsonanten *möglichst in den Anlaut der folgenden Silbe zu verschieben*, ist auch heute an allen Stellen vollständig *lebendig*. Dadurch bilden sie nun auch im Wortinnern, wo es möglich ist, mit dem ursprünglichen Anlautkonsonanten Gruppen, und ein großer Teil der § 258f. behandelten sekundären Gruppen ist ja auch tatsächlich so entstanden. Nur verhalten sich die Konsonanten dieser Tendenz gegenüber verschieden: einige leisten ihr starken Widerstand und geben ihr nur selten nach, das sind vor allem die *Liquiden* und *y*. Andere, die *Verschlußlaute*, leisten geringen Widerstand und kommen ihr gern nach; selbst in den Fällen, wo sie mit dem Anlautkonsonanten keine normalen Gruppen bilden, wird häufig zwar nicht der ganze Konsonant, aber doch sein Schlußteil, die Verschlußöffnung, in die nächste Silbe verlegt, vgl. die § 204, 3, 4

gegebenen Beispiele. Eine dritte Gruppe steht in der Mitte, und ihr Verhalten hängt von der Beschaffenheit der folgenden Anlautkonsonanten ab, das sind die Reibelaute mit Ausnahme des *y*.

§ 283. — Aber nicht nur die Silbenstellung dieser Konsonanten ist sehr schwankend, sondern auch die Qualität. Zunächst besteht heute unverkennbar eine Tendenz, alle Fortes zu stimmlosen Lenes zu schwächen, gleichgültig vor welchem Konsonanten sie zu stehen kommen. Man spricht also gern: *ęʃ-pęs*, *dǫg-tǫ̈r*, *tuƀ-prǫ-vǫ-ka-syõ*, *pyęʃ-də* . . (pièce de . .) usw., d. h. es wird der Laut ungefähr so ausgesprochen, wie er in der süddeutschen Umgangssprache in *sagte*, *graʃte* gehört wird. Natürlich ist dies nur der Grenzfall; aber selbst wo der Laut noch Fortischarakter bewahrt, ist die Artikulation bedeutend schwächer als bei anlautender Fortis. Und das ist selbst dann der Fall, wenn er sekundär in den Anlaut der folgenden Silbe tritt (§ 282).

§ 284. — Dann sind die verschiedenen Assimilationserscheinungen zu erwähnen, und zwar erstens was die Widerstandsverhältnisse, zweitens was den Stimmton betrifft. Die erste dieser Erscheinungen ist zum Teil der in § 283 behandelten entgegenwirkend, nämlich dort, wo die Lenis an eine Fortis assimiliert wird. Während die dort erwähnte Schwächung besonders in minder betonten Silben vor sich zu gehen scheint, so kommt diese wohl besonders in starkbetonten Silben zustande, z. B. *ˈgrât-pęl-ˈrin*, *i-ˈsaf-ˈtu* (mit stimmhaftem oder stimmlosem *f*), *la-ˈprǫ̈f-kə* (ebenso), *ˈnûs-ˈpâ* (mit stimmlosem oder stimmhaftem *s*). Was das zweite betrifft, so kann sich diese Tendenz mit der vorhinerwähnten verbinden (z. B. wenn in den letzten Beispielen *f* oder *s* stimmlos sind) oder auch mit der in § 282 erwähnten. Assimilationen in bezug auf den Stimmton weisen also auf: . . *dõg-vu*, *vu-zęd-zẽs-ta-lę*, *ęs-pęz-də-müfl*; *šmẽt-fęr*, *kəš-swi* oder doch *šmẽƀ-fęr*, *kəʃ̌-swi*.

§ 285. — Derartige Stimmtonassimilationen finden jedoch nur an echte Konsonanten, nicht an Liquiden statt; es heißt also wohl unter Umständen *ẹtẹzvẹrsay* (était-ce Versailles), aber nur *ẹtẹsmarli* oder *ẹtẹſmarli* (était-ce Marly); *azbalâsẹ* (à se balancer), aber nur *aslimitẹ* oder *aſlimitẹ*; *kẹgžūr*, aber nur *kẹknṷi* oder *kẹgnṷi*. Ehemals scheinen aber solche Assimilationen bei Buchwörtern vorgekommen zu sein; hierher gehört vielleicht *églogue, dragme* und vor allem zahlreiche Fälle mit *s* vor Liquida: *cosmopolite*, *disloquer*, *Islam*, *Islande*, die Wörter auf *-isme* und *-asme*, wo heute beide Aussprachen (mit *s* und *z*) vorkommen und die mit *s* die ältere zu sein scheint.

§ 286. — Auch in bezug auf die Nasalität kommen Assimilationen vor, durch welche der Verschlußlaut vor einem Nasalkonsonanten oder nach einem Nasalvokal zu dem entsprechenden Nasalkonsonanten wird: *vẽndọ̈*, *byẹntẹ-kọrn* (bien de tes cornes), *vañ-mã* (§ 99).

Bei der folgenden Aufzählung der Quellen ist auf die in § 282—6 aufgeführten Tendenzen der Verschiebung, Schwächung (der Fortes) und Assimilation im allgemeinen keine Rücksicht genommen, da sie sich alle ja nur fakultativ zeigen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß sie in allen Fällen erst eine ganz junge Erscheinung darstellen.

a) Wortauslautende Konsonanten.

A) Einfache Konsonanten.

§ 287. — Es kommen die zwei in § 162 mit D und E bezeichneten Quellen in Betracht. Bei D kommen alle überhaupt im Auslaut möglichen Konsonanten in dieser Stellung vor, also *r*, *l*, *m*, *n*, *ń*, *v*, *f*, *z*, *s*, *ž*, *š*, *y*, *b*, *p*, *d*, *t*, *g*, *k*. Alle diese Konsonanten sind erst im 17. Jahrhundert auslautend geworden, früher standen sie vor dem Neutralvokal, wenn auch dieser vielleicht unter besonderen Bedingungen schon früher verschwinden konnte. Zu erinnern ist nur daran, daß *y* aus zwei Quellen stammt, vgl. § 230, aus *l'* und aus dem zweiten Bestandteil von Diphthongen: *paye* (*pẽy* und *pẹ*), *voient* (*vṷāy*

oder *vṷa*), *essuie* (*ẹsü̯īy* oder *ẹsü̯i*). In letzterem Fall scheint die Beschränkung auf Verbalformen darauf hinzudeuten, daß es sich nur um einen analogisch geretteten oder (in *voient*) analogisch eingeführten Laut handelt. Außerdem scheint es sich in der Interjektion *ay* (*ahi*, *aïe*), die bereits im 17. Jahrhundert einsilbig vorkommt, aus *i* entwickelt zu haben. Auch auslautend *r* ist aus zwei, noch im 17. Jahrhundert unterschiedenen Lauten hervorgegangen, s. § 231.

§ 288. — Bedeutend verwickelter sind die Verhältnisse für E. Hier kommen nur einige Konsonanten vor: *r*, *l*, *f*, *s*, *y*, *p*, *t*, *k*. Diese Konsonanten, die [mit Ausnahme des *y*, das damals noch nicht vorkommt, denn in Fällen wie *ay* (habeo) dürfte vokalisches *i* gesprochen worden sein] im 16. Jahrhundert in Erbwörtern am Schluß stehen konnten, sind seit dieser Zeit zum Teil verstummt, zum Teil erhalten geblieben, ohne daß die Ratio im einzelnen klar würde. Im ganzen dürfte sich aber die Sachlage so verhalten haben: die Aussprache dieser Endkonsonanten war im 16. Jahrhundert je nach der Stellung im Satz verschieden; und zwar war das Prinzip des Unterschiedes im allgemeinen das folgende (immerhin aber so, daß durch Analogien viele Ausnahmen bereits damals vorhanden gewesen sein mochten): Im Innern der Gruppe, **vor Vokal**, wurden diese Konsonanten gesprochen und zwar im allgemeinen zu der folgenden Silbe hinübergezogen; die Fortes *f* und *s* erschienen dabei als stimmhafte Medien *v* und *z*, vgl. § 273. Im Innern der Gruppe, **vor Konsonant**, wurde nur *r* vollgesprochen, und auch dieses mag in Schnellsprechformen, so in den Präpositionen *pour*, *par*, *sur*, einen reduzierten Klang gehabt haben und dann unter Umständen ganz gefallen sein; die andern Konsonanten waren schon seit langer Zeit in dieser Stellung verstummt. **Am Gruppenende** erschienen im allgemeinen *l*, *f*, *s*, *p*, *t*, *k* mit einem geschwächten Laut [*f*, *s*, *p*, *t*, *k* vielleicht als stimmlose Lenis, *p*, *t*, *k* etwa bloß implosiv (ohne Verschlußlösung) gesprochen?].

Doch wurden diese Laute dann voll ausgesprochen, wenn sie unter besonderem Akzent standen (ein Zeugnis über die Wirkung des Akzentes z. B. von Van der Aa, Th. II, 15), so häufig in den Zahlwörtern *deux*, *trois*, *cinq*, *six*, *sept*, *huit*, *neuf*, *dix*, *vingt*, die meist mit distinktivem Akzent gesprochen werden, vgl. ein Zeugnis wie das von Bouhours, Th. II, 166. Beim *r* scheint ein alter Unterschied weiterzuleben: wo ursprünglich ein Konsonant darauffolgte oder *rr* da war, blieb es auch am Gruppenende mit starker Aussprache (r^1), wo es auf ursprünglich intervokalisches *r* zurückgeht, hatte es einen geschwächten Laut (r^2). Eine besondere Bemerkung verdient das heutige *y*, das in dieser Stellung stets auf ein altes *l'* zurückgeht. Dieses scheint nach tiefen Vokalen (*a*, *ę*, *ǫ*) stets voll ausgesprochen worden zu sein, nach hohen Vokalen (*i*, *u*) wie *l* mit geschwächtem Laut. Wie es vor Konsonanten gesprochen wurde, ist unklar. Die Aussprache eines geschwächten Lautes in Pausa ist uns direkt bezeugt für *r*, *l*, *f*, *s*, *p*, *t*, *k* (Th. II, 11ff., 35f., 93, 133, 137ff., 147ff.; Mél. Wahlund 184 für *l*). Nur für *l'* haben wir kein derartiges Zeugnis.

§ 289. — Außer den oben angeführten Endkonsonanten scheint es übrigens im 16. Jahrhundert nur noch *m* und *n* als Auslautkonsonanten gegeben zu haben. *m* vor allem als Vertreter eines früheren *p* oder *b* nach Nasal: *šã*^{m} (champ), *plǭ*^{m}; *n* in stark betonter Stellung, etwa in *un* als Zahlwort: *ü̃*^{n}. Ferner in Fremdwörtern wie *Adam*, *hymen*. Diese Konsonanten sind in Erbwörtern später völlig gefallen, nur in Fremdwörtern sind sie von neuem als volles *m* und *n* angetreten, vgl. § 299.

§ 290. — Es scheint nun, daß die mechanische Entwicklung dazu führte, daß die reduzierten Konsonanten in Pausastellung ganz schwanden, aber nicht gleichzeitig, sondern vor allem früher nach langem als nach kurzem Vokal (eine bezeichnende Stelle z. B. Th. II, 93) und ebenso auch nach Nasalvokalen (ebenda 98). Aber es scheint, daß auch die Qualität des Vokals die Rolle ge-

spielt hat, die wir § 288 für *l'* konstatiert haben, nämlich daß die Vokale den Konsonanten um so mehr Lebenskraft verliehen haben, je tiefer sie waren (besonders für *l* deutlich, vgl. *mal*, *ciel* — *cul, soûl, chenil*). Immerhin hätte die lautliche Entwicklung alle derartigen reduzierten Konsonanten (also *l'* nach hohen Vokalen und r^1 nicht) zum Schwinden gebracht, wenn nicht allerhand Gegenströmungen vorhanden gewesen wären. Zunächst sind bei manchen Wörtern die Fälle sehr zahlreich, wo ein verhältnismäßig starker Sinnakzent sich mit dem Gruppenakzent vereinigte, z. B. Zahlwörter *cinq* bis *dix*, *tous*, *plus*, *hélas, fils* (ursprünglich Vokativ), *fat*, *mat*, *net*, *donc*. Dann hat die Gebildetensprache wohl einigen Einfluß im gleichen Sinn ausgeübt, indem einerseits beim lauten, deutlichen Sprechen, wie es auf der Kanzel, im Gerichtssaal zu Hause ist, gewiß die Endkonsonanten weniger vernachlässigt wurden (so erklärt sich vielleicht *fait* und *but* durch den Einfluß der Advokatensprache), andrerseits die Rücksicht auf die Deutlichkeit das Verstummen absichtlich vermeiden ließ (bei Gefahr von Homonymität, wie bei *sens*, *vis*). Natürlich ist die erhöhte Deutlichkeit dort besonders notwendig, wo der Wortkörper an und für sich klein ist (ganz besonders deutlich bei r^2: *hier*, *mer* gegenüber sonstigem *-ẹ*; *sac*, *bec*, *coq, duc* gegenüber *tabac*, *estomac*, *croc*). Ferner spielen die Analogien eine große Rolle, z. B. hält häufig das Feminin den Endkonsonant des Maskulins (die Adjektiva auf *-el*, *tel*, *quel* neben schon sehr früh bezeugtem *tẹ*, *kẹ*; *amer*, früher auch viele andere Adjektiva auf *-(i)er*), das *r* in *menteur* usw., wo man im 16. Jahrhundert noch recht allgemein *-ọ̈* sprach, wurde nach *professeur* u. a. Buchwörtern, die das *r* überhaupt nie einbüßten, wiederhergestellt. Nun ist aber namentlich zu beachten, daß gerade zu der Zeit, wo die reduzierten Konsonanten doch schließlich ihrem Schicksal hatten erliegen müssen, viele neue konsonantische Auslaute mit Vollkonsonant geschaffen wurden (die D-Fälle, § 287), von denen auch wieder analogische Wir-

kungen ausgehen; so sind damals die Verba auf *-ir*, gerade als das Verstummen des *r* verallgemeinert werden sollte, durch *dire*, *écrire* usw. beeinflußt worden, wie *voir*, *avoir*, *pouvoir* usw. schon früher durch *croire*, *boire*.

§ 291. — Diese Verhältnisse, an und für sich schon so schwierig, werden nun noch mehr verwickelt durch die gegenseitige analogische Beeinflussung der Stellungsdoubletten. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Pausastellung am stärksten ist und daß die ihr entsprechenden Formen auch vor Konsonanten und sogar vor Vokalen maßgebend geworden sind. Aber es ist dies nur allmählich geschehen, nach Maßgabe der sich immer mehr verstärkenden Möglichkeit, Konsonanten silbenauslautend vor andern Konsonanten zu sprechen, bei *f*, *k*, *l* im ganzen früher (schon im 16. Jahrhundert) als bei *p*, *t*, *s*. In feste Verbindungen ist deshalb der konsonantische Auslaut vielfach überhaupt nicht gedrungen, z. B. *béjaune*, *coq d'Inde*.

Die umgekehrte Beeinflussung, durch die vorkonsonantische Form, wird im 16. Jahrhundert mehrfach für die Sprache der niedern Volksschichten konstatiert. Ferner scheinen die Wörter auf *r*[2] ihr *r* vielfach durch den Einfluß der vorkonsonantischen Form in festes verwandelt zu haben, z. B. in Fällen wie *meilleur* und bei den Nomina Aktoris auf *-eur*, wo ein direktes Zeugnis für die zu erwartende Verteilung: *pọrtọ̈* (*porteur*) aber *pọrtör d'ọ* von D'Aisy vorliegt (Th. II, 166). Aber auch hier kommt das Umgekehrte vor und führt zum Verstummen, besonders in der Verbalendung und im Suffix *-ẹr*, bei *məsyọ̈r* u. a. Warum bald die eine, bald die andere Richtung der Analogie die maßgebende wurde, wäre noch im einzelnen zu untersuchen.

§ 292. — Ferner ist der Einfluß der flexivischen Formen zu erwähnen, in erster Linie des Plurals mit seinem *s*. Vor diesem waren im Altfranzösischen die Konsonanten mit Ausnahme des *r* verstummt. Es standen sich also im 16. Jahrhundert etwa gegenüber die Pausa-

formen Sing. *klę*^{f} — Plur. *klę*^{s}. Das Plural-*s* hatte nun das Schicksal der meisten Endkonsonanten und verstummte in der Regel, während im Sing. der Endkonsonant sich festigen konnte. Ein Überbleibsel dieser Verhältnisse ist *ǫ̈f* — *ǫ̈*, *bǫ̈f* — *bǫ̈*. Meistenteils dringt aber der Sing.-Kons. auch in den Plural ein, — und zwar bei *k*, *p*, *f*, *l* zum Teil schon im 16. Jahrhundert, vielleicht auch schon früher.

§ 293. — Was die sekundären Auslautkonsonanten betrifft, sind vor allem die Verhältnisse bei Schriftlehnwörtern sehr verwickelt.

Es handelt sich in der Mehrheit um griechische oder lateinische Lehnwörter, die, da ja dem Französischen der spezifische Wortakzent überhaupt fehlt, mit dem Gruppenakzent auf der letzten volltönenden Silbe gesprochen werden. Nun sind zwei Verfahren üblich. Das eine Verfahren besteht darin, daß das Wort unverändert übernommen wird (I; die 3. in § 212, 3 erwähnte Art), der letzte Vokal wird also als Volltonvokal gesprochen, die etwa danach folgenden Konsonanten werden ausgesprochen. Oder aber (II) als letzter Volltonvokal wurde in — oft unvollkommener — Annäherung an den Akzentcharakter der beiden klassischen Sprachen, der vorletzte Vokal des ursprünglichen Wortes gesprochen; der letzte Vokal wird, wie wir bereits wissen (s. l. c.) entweder (a) überhaupt beseitigt oder (b) durch *ə* ersetzt. Hier interessiert uns zunächst I und IIa, da die Fälle von IIb sich nicht von den gewöhnlichen D-Fällen (§ 287) unterscheiden. Nun ist aber zu beachten, daß sich die beiden Verfahren IIa und IIb nicht nur bis ins 17. Jahrhundert, also solange das *ə* gesprochen wurde, deutlich unterscheiden, sondern auch später vielfach nicht bloß orthographisch und in der Intensitätsverteilung des betonten Vokals. Da nämlich die Verschiedenheit von IIa und IIb sich noch oft in der Behandlung des Endkonsonanten ausspricht, so kommen sie auch bei heutigen Entlehnungen, bei denen eben die Analogie nach der älteren Behandlung

bei der Übernahme oder auch bei der Neubildung maßgebend ist, zum Teil zum Ausdruck. Mit andern Worten: Bei IIa fällt auch die Endkonsonanz vor dem lateinischen Auslautvokal in vielen Fällen, bei IIb bleibt sie stets erhalten.

II tritt fast nur dort ein, wo im Griechisch-Lateinischen die Endungen Vokal oder Vokal + *s* oder Vokal + *m* (griech. ν) vorliegen, und ist in diesen sehr häufigen Fällen die weitaus gewöhnlichere Art. Aber es existiert doch nicht ausschließlich, sondern unter Umständen werden diese Endungen auch unverändert in die französische Sprache übernommen und nach französischer Art ausgesprochen, und zwar besonders dann, wenn man das Wort als fremdes kennzeichnen will oder deutlich das Gefühl dafür beibehielt, daß es sich um fremdes Gut handelt; dann tritt also auch bei diesen Endungen I ein, so namentlich bei vielen Eigennamen.

Für die Frage, ob IIa oder IIb gewählt wird, sind in erster Linie die schon früher vorhandenen Entlehnungen maßgebend. In der ersten Zeit dürften die Entlehnungen aus dem Lateinischen in diesem Punkt die Vorgänge bei der erbwörtlichen Entwicklung kopiert haben, also *comput*, aber *nature, sepulcre.* Daneben finden wir aber schon im 12. Jahrhundert *-e,* wo es in Erbwörtern nicht berechtigt wäre, zum Teil wohl um dem paroxytonen Charakter des lateinischen Wortes möglichst nachzuahmen, zum Teil aber auch aus andern Gründen. Beim Mask. nämlich handelte es sich darum, den Endkonsonanten der vor dem Flexions-*s* verschwinden oder modifiziert werden hätte müssen, deutlich hervortreten zu lassen (*idole, ysope*); beim Femininum dürfte außerdem Anlehnung an die Hauptmasse der Feminina in Betracht kommen (*fraude*). Die Rücksicht auf den Auslautkonsonanten spielte schon damals eine große Rolle, wo ein sonst unüblicher Auslaut entstanden wäre; besonders bei stimmhaftem Stammende (*custode*) oder bei mannigfachen Gruppen (besonders den *y*-Gruppen: *refugie, adversarie*),

aber auch in *bigame* u. a. Fällen ist das auslautende *e* dadurch gegeben. Andrerseits aber hat sich in einer Anzahl von Endungen das Gefühl für die Gleichheit einer bestimmten lateinischen und französischen Endung so eingebürgert, daß hier stets, auch noch in der neuesten Zeit, nur die *e*-lose Form angewandt wird: so *-ion*, *-ien*, *-el*, *-ant* und *-ent*, *-ment*, *-if*, *-ont* (*-undus*) u. dgl. Ist hier ohne Zweifel ein meist großer Stock von Erbwörtern maßgebend, so gibt es aber auch eine Reihe rein gelehrter Endungen, bei denen die *e*-losen Formen als Muster dienten wie *-al*, *-at*, *-ut* usw. allerdings hier nirgends so konsequent.

Als dann im 14.—16. Jahrhundert die absoluten Endkonsonanten mit einem reduzierten Klang gesprochen zu werden pflegten, begünstigte die Tendenz, sie deutlich hervortreten zu lassen, die Anfügung eines *e*. Freilich waren wieder durch orthographische Erwägungen manchmal die *e*-losen Ausgänge erwünschter; so konnte etwa durch die Orthographie *public*, *caduc*, *fisc* die lateinische Orthographie genauer nachgeahmt werden als durch die Schreibungen mit *-que*, und dies dürfte bei diesen Wörtern nach langen Schwankungen den Ausschlag gegeben haben.

§ 294. — Anpassung an die bestehenden Gewohnheiten ist auch die Hauptregel für die Fremdwörter aus andern Sprachen, soweit sie auf mündlichem Weg entlehnt sind. In den in Betracht kommenden romanischen Sprachen ist Ausgang auf tonlosen Vokal ja die Regel; dieser wird in Sprechlehnwörtern meist durch ə ersetzt; *baïoque*, *caque-sangue*, *pilote* usw. Diejenigen Auslautkonsonanten, die etwa das Provenzalische oder das Spanische kennt, verträgt das Französische um so eher: *auvel*, *arzel*, *fat*, *truc*, *cortès* usw. Die Anhängung eines ə ist hier seltener: *cèpe*, *cannibale*. Wo sich aber das — berechtigte oder unberechtigte — Gefühl der Gleichheit mit einem französischen oxytonen Ausgang einstellt, kann auch dieser eintreten: *ballet*, *concert*, *zain*, *alezan*, *récif*, *béret*, *apostis*, *balourd* für früheres *balo(u)rde*, *camp* wegen

champ usw. Manche, wo die französischen Anknüpfungspunkte an sich nicht so leicht zu entdecken wären, dürften zunächst aus dem Süden Frankreichs kommen, oder nach Analogie solcher aus dem Provenzalischen gekommener umgeformt sein: *forçat, bandit, crédit* (siehe dazu § 300), *stuc*, *tabac*, *trafic* (früher *trafique*), *transit*, *tuf* (früher *tufe*).

§ 295. — In den Sprechlehnwörtern aus den germanischen Sprachen ist ebenso das unbetonte *e* durch ə ersetzt worden: *hase*, *blende*, *steppe*, hie und da auch andere Endungen wie in *varlope, chope,* wobei aber für *-en* die Frage zu erheben ist, wieweit schon etwa in den in Betracht kommenden deutschen Dialekten das auslautende *-n* verstummt war. Häufig wird auch, wenn der Einfluß des Schriftbildes nicht zu groß ist, der Endkonsonant durch ein ə gestützt: *gangue, schabraque, bouledogue, choucroute*, *craque, vidrecome*, *redingote.* Auch hier findet man Verstummen der Endkonsonanten, wo Analogie an die vorhandenen französischen Endungen eintritt: *budget, colza, biranbrot.*

Übrigens ist zu beachten, daß die Anpassung an die französischen Endungen oft noch weiter geht und manchmal ganz unverwandte Endungen eingepflanzt werden (Suffixtausch): *épinard, scorbut* (für *scheurbuik*), *barras* (für gask. *-asc*), *croupiat* (für prov. *-as*).

§ 296. — Was nun die Quellen im einzelnen betrifft, so ist zu beachten, daß für jene Fälle, wo urspünglich ə folgte, der Konsonant eigentlich silbenanlautend gewesen ist, und es gelten dafür dieselben Beobachtungen, die wir oben über silbenanlautende Konsonanten gemacht haben (§ 235ff.). So geht beispielsweise *s*, *š*, *ž* vielfach auf *ts*, *č*, *ǧ* zurück: *bravache*, *cartouche*, *caliche*, *médianoche*; *cortège*, *plage*; *carrosse*, *esquisse*, *stance*; *z* auf *dz* in *bronze*; ferner analog den § 243 erwähnten Fällen *s* für *č* in *capuce*; *z* für *ǧ* in *valise*; umgekehrt *š* für *ts* oder *s* in *gouache, fétiche.* *š* ferner durch den Einfluß der Schrift

oder in Nachahmung einer dialektischen Aussprache für ital. *ky*: *panache* (vgl. § 244).

§ 297. — Aber auch dort, wo nicht ein stummes *ə* folgte, finden sich Vereinfachungen fremder Konsonantengruppen, ähnlich denen, auf die wir in § 245 hingewiesen haben: *mastoc* aus d. *mastochs*, *punch* (= *põš*), *sport* usw. In *cottage* liegt wohl einfach Einfluß der Schreibung vor.

§ 298. — Bei Schriftlehnwörtern auf *g* + *u*, *a* sind zwei Verfahren üblich. Entweder wird die lateinisch-griechische Aussprache mit *g* bewahrt (Orthographie *-gue*) oder mechanisch auch hier die Endung in der Schreibung durch *-e* ersetzt, und dann (aber vielleicht nicht von allem Anfang an) *ž* gesprochen. Also einerseits *gyrovague*, andrerseits *aéropage*. Bei *stratège*, *-gue* dauert das Schwanken bis heute. Da bei einer Schreibung wie *anthropophage*, *sarcophage* sich für die frühere Zeit nicht mit Sicherheit die Aussprache bestimmen läßt, so kann man über das historische Verhältnis der beiden Verfahren nichts Sicheres sagen.

§ 299. — Überhaupt ist der Einfluß der Orthographie auf die Aussprache hier sehr wichtig, und zwar in zwei entgegengesetzten Richtungen:

Einerseits trachtet er die Endkonsonanten, die bis dahin nicht ausgesprochen wurden (sei es, daß sie nach dem, was wir gemäß § 290 erwarten, schon verstummt waren, sei es, daß sie überhaupt nur aus irgendwelchen historisch-etymologischen Rücksichten eingeführt wurden), lautend zu machen; und zwar sowohl bei selteneren, aber alten Wörtern wie *luth*, *rut*, *hanap*, *julep*, *cens*, *couvrechef*, *fief*, *ès*, *tilleul*; *filleul*, *épagneul* (hier kommt auch der Einfluß des Feminins dazu), besonders Eigennamen wie *Rheims*, *Aix*; als auch bei jüngeren Buch- und Fremdwörtern: *Mathias*, *maïs*, *dot*, *lut*, *granit*, *arsenic*. Auch bei häufig gebrauchten Worten verhilft wohl gelegentlich die Schreibung der Gebildetenaussprache gegen die Volksaussprache zum Sieg: *toujours*, *il*.

Zu den genannten Buch- und Lehnwörtern gehören namentlich die auf die Endungen *-um*, *-em*, *-en*; hier wurde früher Nasalvokal gesprochen, während heute Oralvokal + Konsonant zu hören ist: *examen*, *item*, *Jérusalem*, *opium*, *décorum*, *Abraham* usw.

§ 300. — Andrerseits verstummen die Endkonsonanten auch noch nachträglich in Fremdwörtern, wenn sie gebräuchlich werden und namentlich wenn sie Endungen aufweisen, für die die Verstummung gewohnheitsmäßig besteht: *placet*, *aneth*, *opiat*, *coït*, *subit*, *chaos*, *pus* u. a. Ferner in Fremdwörtern aus andern romanischen Sprachen, wo sie wohl ebenfalls zunächst gesprochen worden sein mögen, wie in *fourquat*, *gabarit*, *jas* und den genannten *forçat* usw.

§ 301. — Noch einige Einzelheiten:

Wo in früherer Zeit durch den Einfluß der Orthographie ein stimmhafter Konsonant, der sonst nicht am Ende vorkam (§ 288), lautend werden sollte, wurde er durch den entsprechenden stimmlosen ersetzt, also *b*, *d*, *g*, *z* durch *p*, *t*, *k*, *s*. Besonders in Eigennamen: *Job*, *Jacob*, *David*, *Fribourg*, *Metz*, *Rodez*, aber auch *bourg*, *gaz* und zum Teil *nid*, *sang*, *joug* u. a. Als aber dann durch das Verstummen des *ə* auch die stimmhaften Konsonanten im Auslaut möglich wurden, wurden diese Wörter dort, wo sich überhaupt die Gewohnheit erhielt, die Endkonsonanten zu sprechen, der Orthographie genau angepaßt. Nur *męs* und teilweise auch *rǫdęs* und *burk* hat sich erhalten, aber sonst spricht man heute *žǫb*, *žakǫb*, *žug*, *gāz*, *david*.

Bei den vielfachen Schwankungen kommt es auch gelegentlich vor, daß ein ganz unetymologischer Endkonsonant antritt wie in *velours*. — Ferner wird durch die Schreibung die Gebildetensprache zu Verwechselungen geführt, so finden wir die Aussprache *mil* neben *mīy* «Hirse», umgekehrt *avriy* neben *avril*.

§ 302. — In der folgenden Übersicht sind die Verweise auf altfranzösische Verhältnisse, die §§ 247 ff. ge-

geben wurden, nicht wiederholt. Sie gelten aber für alle D-Fälle, da ja hier der Konsonant ursprünglich silbenanlautend war.

a) Liquiden.

r (nach Nasalen nur *genre, tinrent, vinrent*): aus *-re*: *frère*, *noire*, *poire*, *gloire*, *adversaire* (SB. § 201 Anm.); aus *-rre*: *terre*, *pierre*, *beurre*; aus *-r*: *hier*, *air*, *amour*, *menteur*, *tiroir* usw., vgl. §§ 290, 291; aus *r*: *fer*, *mort*, *tiers*, *nerf*, *jour*. Falsch angefügt *velours* (§ 301). Schriftwörter: *nectar, avatar, lupanar*, *magister, auster* (im Mittelalter auch *austre*); *ignare*, *phare*, *amphore*. Fremdwörter: *bar*, *tsar*, *partner*, *hamster* (wohl zum Teil auf schriftlichem Weg); *bizarre, cigare, square, sbire, store.* Mit Erleichterung (§ 297): *sport, lord* (orthographischer Einfluß?), *brandebourg.*

l (nach Nasal bloß *branle, chambranle*): aus *-le*: *pelle*, *mule, île*; aus *-l*: *ciel*, *autel* u. dgl., *filleul*, vgl. §§ 288, 290, 298; aus *l'* durch orthographischen Einfluß: *cil*, *babil* (neben 0); auch *péril, grésil* (neben 0 und *y*), vgl. § 301. Schriftwörter: *pétale*; *hydromel, scalpel* (älter *-elle*); *sol* «Fußboden», aber auch *nickel*; *parallèle, stèle*; aus *-l(l)iu*, *-l(l)ia*: *idylle*, vgl. die älteren *concile*, *évangile*, *vigile, monopole.* Lehnwörter: *auvel*, *arzel* (vgl. § 294), *alguazil*; *bill*; *pale-ale*; *régal*, *madrigal* (älter *-le*), *parasol, piédestal*; *pédale*, *carambole.* Eigentümlich *archipel* (aus ital. *archipelago*).

m (nach Nasal bloß *vînmes, tînmes*; nach *u* und *ö* bloß in Fremdwörtern): aus *-me*: *âme* (SB. § 183); *homme*, *paume*, *plume*; *coutume*, *enclume* (vgl. SB. § 120 Anm.). Schriftwörter oder unter dem Einfluß der Schrift stehend: *Adam*, *Abraham*, *opium*, *item*, *olim* (§ 299); *épithalame*, *sésame*, *système.* Fremdwörter: *harem*, *rhum*, *home*, *vidrecome.*

n (fehlt nach Nasalen; nach *u* nur in Fremdwörtern): aus *ne*: *âne*, *avoine*, *chaîne*, *aine, jeune* (vgl. SB. § 188). In Schriftwörtern: *spécimen*, *gluten*, *omicron* (vgl. § 299); *quadrimane*, *phénomène, autochtone*; aus *-niu*, *-nia*: *cétoine* (wie die älteren Fälle SB. § 203 Anm.), mit Erleichterung *Ariane*. Fremdwörter: *gentleman, spleen, renne, diane, pouzzolane, soprane.*

ń (nur aus *ńə*; fehlt nach Nasalen, *u* und *ö*): aus afr. *-ńe*: *vigne, campagne, peigne* (SB. § 123 b); durch den Einfluß der Schrift in ursprünglichen Schriftwörtern für *-nə* (§ 235); *digne, signe, cygne, bénigne.* Fremdwörter: *bagne, duègne, vigogne*; aus frz. und prvz. Dialekten: *cocagne, châtaigne, fagne* (aus dem Wallon.).

§ 303. — b) Reibelaute.

v (nur aus *və* außer etwa in ausländischen Eigennamen): *rive, cuve, veuve* (SB. § 206, 1 a), *fève, vivent*; *trève, suivent* (SB. § 155), *fleuve* (SB. § 191 A). Lehnwörter: *cave* «hohl», *effluve.* Fremdwörter: *burgrave, margrave*; *brave, lave, alcôve* (span. *b*, § 242). Für *-vr* s. § 314 f.

z: aus *ze*: *cervoise, heureuse, onze, douze* usw.; *chaise* (§ 231). Schriftwörter: *emphase, obèse, trapèze*; auch wohl *gaz, fez, ukase*; eigentümlich *céruse* (für *-ssa*). Fremdwörter: *fadaise* (aus prov. *fadeza*); *valise, bronze* (§ 296). Für *s*: *arbouse, steeple-chase* (*-šẹ̄z* trotz engl. *čeⁱs*, Einfluß der Schrift?), *buse* «Kanal», *obus* (neben *-s*, wegen *obusier*?).

ž (stets aus *žə*): *âge, ai-je, frange, loge.* Schriftlehnwörter: *adage, cartilage*; *œsophage, mage, toge* (früher *-gue*, vgl. § 298), *aréopage, quadrige, meninge.* Fremdwörter: *alfange*; *solfège, cortège, cottage* (§ 296); eigentümlich *lège, grabuge.*

y (fehlt nach Nasalvokalen und *ü*, auch von jüngern Entlehnungen abgesehen nach *o*): aus *l'e*: *paille, fille*; aus *l'*: *œil, ail*; *gril* u. dgl. (neben 0): aus *i̯e*, nur Fälle wie *paye, asseyent*; *voient, ennuient, aie, ait* (neben 0), vgl. § 287; *aïe, haïe* (Interjektionen). Durch orthographischen Einfluß, vgl. § 40, 301: *anguille, fenil* (neben 0). Auch in Schriftwörtern durch orthographischen Einfluß: *camomille, pastille, smille.* Fremdwörter: *passacaille, barille, vanille* (span. *l'*), *canaille, bisbille* (it. *l'*); *houille* (wallon.); durch Einfluß der Schrift *torpille*; aus *i, y* nur selten, zumeist in Eigennamen wie *Tolstoï, Hanoï, Véies*; *bey* (= *bẹy*, neben *bẹ*); *cobaye, cipaye.*

f: für *fe* (selten): *greffe, étoffe, coiffe* (SB. § 192—2); für *f*: *vif, neuf, bref, soif* (vgl. ML. hG. § 251); *sauf*;

bœuf, *œuf* (neben *bọ̈*, *ọ̈*), *couvre-chef*, *fief* (§ 298). Buchwörter: *pontif*, *orthographe*, *polygraphe*, *lymphe*. Fremdwörter: *tarif* (§ 294), *bichof*; *carafe*, *hippogriffe*; aus dem Argot: *pignouf*, *sous-off* (§ 44); mit Erleichterung *kulturkampf (-ãf)*. Für *fr*, *fl* s. § 314f.

s: für *-se*: *presse*, *face*, *angoisse* usw.; für *s*: *six*, *dix*, *tous*, *plus*, *hélas*, *vis*, *os*, *fils*, *lis*; *tandis*, *jadis* (neben 0), *sens* (0 nur mehr in *le bon sens*), *cens* (§ 299). Schriftwörter: *palmarès*, *oasis*, *bellis*, *Vénus* usw. (vgl. § 166); *vorace*, *colosse*, *sacerdoce*. Fremdwörter: *express*, *vasistas*; *calebasse*, *carrosse*, *capuce* (§ 296). Für *st* s. § 311, für *sm* s. § 316.

š: für *še*: *vache*, *tanche*, *manche*, *ache*. Buchwörter: *pistache* (eigentümlich, für älteres *-ce* unter Einfluß der ital. Orthographie); *aristoloche*, *orobranche*, *hémistiche*, *bronche* (gr. χ, vgl. § 239). Fremdwörter: *ganache*, *sabretache*, *pouliche* (norm.-pik.); *Scaramouche*, *corniche*, *caliche*, *panache* (§ 296); *scottish*, *stockfisch*; mit Erleichterung: *farouch*, *lunch* (§ 297).

§ 304. — c) Verschlußlaute.

b: aus *be*: *aube*, *jambe*, *robe*; junge Ableitung: *radoub* (*-ub* neben *-u*). Schriftwörter: *Job*, *Jacob*, *gab* (vgl. § 301), *dithyrambe*, *éphèbe*, *diatribe*. Junge Fremdwörter: *nabab*, *cab*, *snob*. Für *br* und *bl* s. § 314f.

d: aus *de*: *coude*, *amande*. *d* durch den Einfluß der Schrift neueingeführt: *sud*. Buchwörter: *David* (§ 301), *celluloïd*; *myriade*, *quadrupède*. Schriftlehnwörter: *stand*, *lied*. Fremdwörter: *plaid* «Plaid» (neben *plẹ*); *sérénade*, *alcade*, *vade*, *guirlande*, *blinde*. Für *dr* s. § 314f.

g: aus *ge*: *langue*, *longue*. Durch Einfluß der Orthographie: *joug* (§ 301). Schriftwörter: *exsangue*, *collègue*, *vulgivague*. Fremdwörter: Eigentümlich in *zinc* (*zẽg* neben *zẽk*, vgl. die Verwechslung von Lenis und Fortis § 241), ebenso *zigzag*; *fugue*; engl. *-g*: *bouledogue*, *drague*, *grog*; deutsch *ṅ*: *gangue*. Für *gl* und *gr* s. § 314f.

p: aus *pe*: *nappe*, *taupe*, *lampe*, *rompent*; *cep*, *hanap* (§ 298). Buchwörter: *agape*, *Olympe*, *municipe*, *myope*.

Fremdwörter: *handicap, turnep, cèpe* (gask. *cep*, Ende des 18. Jahrhunderts), *estampe, chaloupe.* Für *-pr* und *pl* (vgl. *échoppe* = *scalpru*) s. § 314f.

t: aus *te*: *bête, cinquante.* Aus *t*: *sept, net, soit* «es sei», teilweise erhalten in *août, fait, but, luth, rut* (§ 299). Schriftwörter: *sycophante* (zuerst *-ant*), *acanthe, omoplate, indigète, presbyte, hirsute*; *exeat, stabat, tacet, déficit, prurit, Sabaoth.* Fremdwörter: *fat* (§ 294), *redingote* (§ 295), *patate, banknote, bergamote*; *watercloset* (neben *-ę*). Für engl. *þ*: *Portsmouth.* Für *tr* s. § 314f.

k: aus *ke*: *évêque*; aus *-k*: *sac, échec, cinq, sec, vrac, coq*; *donc* (neben *dõ*). Schriftwörter: *public, caduc* (§ 293), *glauque, orgiaque, stoïque*; *époque, oxyrhynque* (vgl. § 239), *synecdoque* (neben *-oche*); mit Vereinfachung: *respect*, s. § 307. Fremdwörter: *bifteck, loustic, truc* (§ 294); für d. *h'*, *h*: *schlich, krach*; *chèque, banque, macaque, baroque*, mit Vereinfachung: *mastoc, yacht* (*yȧk* neben *yǫt*). Für *kl* und *kr* s. 314f.; vgl. *manique* für *manicle.*

B. Auslautgruppen.

§ 305. — Gruppen im Auslaut kommen ziemlich zahlreich vor. Man kann sie nach der Anordnung der Konsonanten einteilen, vgl. § 146, a) in normale Gruppen, b) in normwidrige, c) in gemischte, wo teils die normale, teils die normwidrige Reihenfolge befolgt ist.

Nur ein kleiner Teil der überhaupt vorkommenden Gruppen jedoch sind primär, d. h. als Fortsetzung der altfranzösischen Verhältnisse vorhanden. Die andern (sekundären) kommen durch zahlreiche Entlehnungen aus toten oder lebenden Sprachen auf, oder durch Latinisierung von erbwörtlichem oder früher aufgenommenem lehnwörtlichem Gut, resp. durch Einfluß einer auf einmal vorhanden gewesene Konsonanten Rücksicht nehmenden Schreibung. Natürlich enthalten viele Entlehnungen auch die primär vorkommenden Verbindungen. Primär vorhanden sind: von den normalen: *r* + beliebigem andern

Konsonanten (ausgenommen *y*); von den normwidrigen: jene Konsonantengruppen, die auch primäre Anlautgruppen geben (§ 254); von den gemischten: *r* + einer der genannten abnormalen Gruppen (doch kommen hier nicht alle denkbaren Verbindungen auch wirklich vor).

§ 306. — In der überwiegenden Mehrzahl der primären Fälle stand nach der auslautenden Konsonantengruppe ursprünglich *ə*. Das Wort hatte noch im 16. Jahrhundert eine Silbe mehr, eine Silbe, die bei a) mit einem einfachen Konsonanten, bei b) und c) mit einer der primären Konsonantengruppen begann. Wollte man diese Gruppen nicht als primäre ansehen, weil hier das *ə* gefallen ist, so blieben nur drei primäre Gruppen übrig: *-rk*, *-rf*, *-rs*; und gerade bei den wenigen hiehergehörigen Fällen wäre es doch wieder aus einem andern Grund zweifelhaft, ob man diese Gruppen als primäre ansehen kann.

Im 16. Jahrhundert allerdings scheinen in Erbwörtern die Gruppen *-rp*, *-rt*, *-rk*, *-rf*, *-rs* noch vorgekommen zu sein, und zwar wurde der Endkonsonant mit jenem reduzierten Laut gesprochen, von dem in § 288 die Rede war. Aber es scheint, daß diese reduzierten Konsonanten normalerweise gefallen wären und wo sie sich bis zum heutigen Tag gehalten haben, scheint dies dank der Gebildetensprache geschehen zu sein, die wieder unter dem Einfluß der Orthographie stand.

Im 16. Jahrhundert gab es allerdings auch andere Konsonantengruppen, die durch die analogische Einführung eines flexivischen *-s* entstanden. Man gebrauchte etwa zu sa^{k} als Plural sa^{ks} statt des früheren sa^{s}. Dann aber wurde das *k* vollwertig und der reduzierte Flexionskonsonant verstummte; wir haben also die Reihe sa^{s}, sa^{ks}, sak^{s}, *sak*, und so in den meisten Fällen, wo derartige Konsonanten heute gesprochen werden (Ausnahmen § 292); doch wird in manchen Fällen der Ausgleich erst vorgenommen worden sein, als das Plural-*s* völlig verstummt war.

§ 307. — Etwas stärker vertreten ist und mannigfaltiger gestaltet sich der ə-lose Typus beim sekundären Wortmaterial. Bei Fremdwörtern, die erst im 18., 19. Jahrhundert aufgenommen wurden, kommt der Unterschied zwischen den Formen mit Schluß-*e* und ohne Schluß-*e* weniger in Betracht, da es bei diesen mehr eine orthographische Frage ist und die lautlichen Verschiedenheiten, von denen § 163 die Rede war, wenn sie überhaupt bei derartigem sekundären Material beachtet wurden, sich wohl erst nach der Orthographie regelten. Aber bei älteren Lehnwörtern und bei Wörtern, die eine Latinisierung erfuhren, bestanden tatsächlich wichtige phonetische Unterschiede. Im allgemeinen wurde auch bei den Schriftwörtern, die vor dem Auslautvokal zwei Konsonanten aufwiesen, der Ersatz der Nachtonendung durch *-e* dem *e*-losen Typus vorgezogen, vgl. § 293, aber davon gibt es zahlreiche Ausnahmen. Wie sich die Sache im einzelnen verhalten hat, dürfte aus dem folgenden Beispiel der Wörter auf *-kt* klar werden. Das Französische besaß erbwörtlich eine Reihe Subst. und Part. wie *fait*, *dit*, *trait*, die im 16. Jahrhundert gewöhnlich etymologisch mit *-ct* geschrieben wurden: *faict, dict* usw., die man aber in Pausa *fę*^{t}, *di*^{t}, *trę*^{t} usw. sprach (§ 288); daran schließen sich auch alte Lehnwörter wie *effet*. In einer Reihe weiterer Fälle war der Vokal latinisiert worden: *respe*^{t} oder *rēpe*^{t} für älteres *rēpi*^{t}, ebenso *süspe*^{t}; *kõtra*^{t} für *kõtrę*^{t} (Adj.) usw. Nach diesen Mustern konnten im 15., 16. Jahrhundert eine Reihe Wörter (lat. auf *-ctu*) aufgenommen werden, die zwar mit *-ct* geschrieben, aber vermutlich mit ^{t} gesprochen wurden: *kõtra*^{t} (Subst.), *sirkõspe*^{t}, *dire*^{t}, *aspe*^{t}, *abže*^{t} u. dgl. — Die lateinische Orthographie verleitete immer in solchen Wörtern das *k* zu sprechen. Schon im Mittelalter hatte man es versucht, wobei ein *u̯* resultierte: es finden sich Formen wie *contraut* (vgl. *taux* § 188, *storiaus* § 317). Schließlich konnte es sich als *k* zunächst im Silbenauslaut einbürgern. Man sprach also etwa in der Mitte des 16. Jahrhunderts m. *abže*^{t}, f. *abže*^{k}*-te*. Eine

Reihe von Wörtern, wo man das Bestreben hatte, das *k* jedenfalls hören zu lassen, zeigt infolgedessen die Wiedergabe der Endung *-us* durch *-e*: *pacte*, *compacte.* Schließlich dringt das ^{k} auch in die *e*-losen Formen: *respe*^{kt}, wobei dann, als die reduzierten Konsonanten in der Regel schwanden und die nicht geschwundenen voll wurden, vgl. § 290, das *t* schwinden konnte und in diesem Fall entweder auch das *k* schwand oder aber vollwertig wurde. Wir haben also heute entweder 0: *sujet, objet*, *respect, aspect*, *instinct*, *distinct* oder *-k*: *aspect*, *respect*, *circonspect* oder *-kt*: *pacte*, *contact*, *respect*, *exact*, *correct*, *distinct.* Wie die gegebenen Beispiele zeigen, dauern die Schwankungen zum Teil bis heute. Die Aussprache auf *-*^{t}, dann *-t*, die bei manchen dieser Wörter bis ins 17. Jahrhundert üblich war, ist heute durchwegs aufgegeben; aber auch sonst waren die Schwankungen ehemals natürlich noch größer.

Ähnlich, wenn auch nicht immer so kompliziert, wird es sich wohl auch bei den andern hieher gehörigen Endungen verhalten haben.

Erwähnt sei noch, daß die meisten Gruppen nach Nasalvokal fehlen.

I. Normale Gruppen.

α) Primäre Gruppen (*-r*-Gruppen).

§ 308. — *rp*: aus *rpe*: *serpe*, *harpe*, *écharpe*; *carpe* (altes Lehnwort). Schriftwörter: *Euterpe, métacarpe.* Fremdwörter: *escarpe.*

rb: nur aus *rbe*: *barbe*, *gerbe*, *herbe*, *courbe*; *verbe*, *superbe* (alte Lehnwörter). Schriftwörter: *acerbe*, *sorbe.* Fremdwörter: *téorbe.*

rt: aus *rte*: *charte*, *quarte*, *certes*, *perte*, *heurte.* Schriftwörter: *sparte*, *catharte*, *aorte.* Fremdwörter: *dogcart*, *escorte.* Aus *rtr*, vgl. § 314f., *marte* neben *martre.*

rd: nur aus *rde*: *corde*, *merde, garde*, *bâtarde*, *perdent.* Schriftwörter: *barde, péricarde*, *absurde.* Fremdwörter: *horde.*

rk: aus *rke* (meist alte Lehn- und Schriftwörter):

marque, cirque; aus *rk*: *arc, porc* (neben *pǭr*), *parc, turc*; *bourg* (neben *-būr*, vgl. § 301). Schriftwörter: *cysticerque, orque*; *gymnasiarque, aristarque* (vgl. § 239). Fremdwörter: *mark, barque, hourque.*

rg (aus *rg* nur in Eigennamen und jungen Schriftentlehnungen): aus *rge* (alte Entlehnungen): *orgue, vergue.* Schriftwörter: *erg, pygargue, exergue.* Fremdwörter: *subrécargue, largue, boutargue, iceberg.*

rf (aus *rfe* nur sekundär): aus *rf*: *nerf, cerf, serf.* Schriftwörter: *amorphe* und andere Komposita auf *-morphe.* Fremde Eigennamen wie *Altorf.*

rv: nur aus *rve*: *verve,* Verbalformen und Ableitungen wie *serve, conserve.* Schriftwörter: *larve, Minerve, conferve, torve.*

rs: aus *rse, rce*: *bourse, herse, farce, force, garce*; aus *rs*: *mars, ours* (unter gelehrtem Einfluß, daneben *ūr*, besonders im Plural), *mœurs* (gelehrter Einfluß); *Gers, Anvers* (neben gewöhnlicherem *-ę̄r*). Schriftwörter: *métatarse, sesterce, cirse, thyrse.* Fremdwörter: *comparse, torse, morse.*

rz: nur *quatorze.*

rš: aus *rše*: *fourche, perche, torche, porche, marche.* Fremdwort: *kirsch.*

rž: nur aus *-rge*: *verge, barge, concierge, héberge, orge, forge, gorge, Georges.* Schriftwörter: *démiourge, dramaturge* (§ 298); Verbalformen wie *émerge.* Fremdwort: eigentümlich *alberge* (aus span. *-chiga*).

rl: nur aus *-rle*: *Charles, berle, perle, merle.*

rm: nur aus *-rme*: *arme, charme* (SB. § 188 Anm.), *larme, ferme, orme, dorment.* Schriftwörter: *parme, épiderme.* Fremdwörter: *berme, chiourme.*

rn: aus *rne*: *taverne, marne, Marne, cerne, orne*; aus *rn* in Eigennamen aus dem Süden: *Béarn, Tarn* (neben *-ār*), *Born.* Schriftwörter: *urne, alterne, orne* «Esche», *cairn.* Fremdwörter: *carne* (viande), *darne, berne* (Mantel), *caserne, giberne, maritorne.*

rń: nur *hargne, vergne, Auvergne, borgne, lorgne, épargne.*

β) Sekundäre Gruppen:

1. *l*-Gruppen.

§ 309. — Sie bilden eine fast ebenso komplette Reihe wie die *r*-Gruppen.

lp: latinisiertes älteres Wort: *coulpe*. Schriftwörter: *pulpe* oder *poulpe*. Verbalformen oder Verbalableitungen von Lehn- und Schriftwörtern: *scalpe*, *inculpe*, *palpe*.

lb: Schriftwörter: *bulbe*. Fremdwörter: *galbe*. Außerdem nur Eigennamen wie *Albe*, *Elbe*.

lt: durch Einfluß der Schreibung: *soulte* (neben *soute*). Schriftwörter: *indult*, *volt*; *asphalte*, *basalte*, *pelte*, *Celtes*, *adulte*. Fremdwörter: *cobalt*, *malt*, *smalt*, *spalt*; *halte*, *guelte*, *svelte*, *volte*, *récolte*.

ld: durch den Einfluß der Schrift ist *l* gehalten in Eigennamen wie *Isolde*, *Théobald*. Fremdwörter: *trinkgeld*, *tilde*, *solde*; *skalde*, *wergeld*, *guilde*, *kobold* sind eigentlich Schriftwörter.

lk: durch Latinisierung oder Einfluß der Schreibung: *foulque* (ursprünglich Dialektform). Schriftwörter: *orichalque*. Fremdwörter: *talc*, *catafalque*, *calque*.

lg: nur das Schriftwort *algue*, ferner die Verbalformen *promulgue*, *divulgue*, vor dem 16. Jahrhundert eingeführt, mit unter Einfluß der Schrift restauriertem oder erhaltenem *l*.

lf: Schriftwörter: *sylphe*, *monodelphe* u. dgl. auch *elfe*. *l* durch othographischen Einfluß wieder eingeführt in dem Fremdwort *golfe*.

lv: durch Latinisierung oder orthographischen Einfluß in den Verbalformen *résolvent*, *absolve*. Schriftwörter: *valve*, *vulve*. Fremdwörter: *salve*.

ls: Schriftwörter: die Verbalformen *convulse*, *expulse* (orthographischer Einfluß). Fremdwörter: *balse*, *valse* (mit *ts* zu *s* § 296 und *e* für *er* § 295).

lm: durch Latinisierung oder Einfluß der Orthographie *palme*. Lehnwörter: *calme* (im 15. Jahrhundert *eaux carmes*, vgl. ML. hG. § 213). Aus einem Lehnwort ist das Verbalsubstantiv *spalme* abgeleitet.

Einige der übrigbleibenden Verbindungen kommen vereinzelt in fremden Eigennamen vor. *lz*: *Seltz* (neben *-ls*), *lš*: *Welche*, *lž*: *belge*, *ln*: *Lincoln*.

2. Nasalgruppen.

§ 310. — *ms*: nur in dem jungen Lehnwort *rams*.

Fraglich ist die Hiehergehörigkeit von *mn*: Es findet sich nur in Schriftwörtern wie *hymne* (im Mittelalter und noch im 16. Jahrhundert *inne* gesprochen, Th. II, 509), *indemne*, in der Verbalform *contemne* und in einigen antiken Eigennamen.

3. Spirantengruppen.

§ 311. — *ft*: nur die Schriftwörter *aphte*, *naphte* und die Schriftentlehnung *clephte*.

sp: nur *jaspe* (älteres Schriftwort, *s* durch die Orthographie gehalten), die Formen des schriftentlehnten Verbum *crispe* und einige antike Eigennamen.

st: ältere Lehnwörter, *s* durch Einfluß der Schrift oder Latinisierung erhalten: *Christ*, *Antéchrist*, *lest*, *ost*, *hast*; *est*, *ouest* (noch im 17. Jahrhundert *ę*, *uę* gesprochen Th. II, 157); *chaste*, *ecclésiaste*, *manifeste*, *geste*, *triste*, *holocauste*, *langouste*, *juste*; *sophiste* u. dgl., daher die Ableitungssilbe *-iste*. Schriftwörter: *haste*, *enthousiaste*, *scoliaste*, *fastes*, *néfaste*, *iconoclaste*, *gymnaste*, *vaste*, *arbuste* u. dgl. Fremdwörter: *ballast*, *toast*, *whist*, *compost*, *trust*; *baste*, *caste*, *contraste*, *à l'improviste*, *leste*, *sieste*, *mangouste* usw. Die Interjektion *zest*. In den niedern Schichten und in gewissen Wörtern auch in der familiären Sprache der Gebildeten wird diese häufige Verbindung noch heute durch Abwerfen des *t* erleichtert: *žüs*, *batis*.

sk: durch Orthographie oder Latinisierung erhalten oder neueingeführt: *tamarisc*, *musc*, *lentisque*; (unetymologisches *s* aus der Schrift in die Aussprache eingeschleppt): *flasque* (Adj.), wohl auch *odalisque*. Schriftwörter: *fisc* (früher *fisque*, § 293), *obélisque*, *disque*, *francisque*, *mollusque*. Fremdwörter: *masque*, *vasque*, *casque*, *burlesque* u. a. auf *-esque* (daher Suffix *-esque*), *fresque*, *risque*, *kiosque*, *busc* (früher

busque), *brusque*. *presque*, gewöhnlich im Innern der Gruppe in der Gestalt *prẹs-k(ə)*, kommt doch auch gelegentlich am Ende der Gruppe als *prẹsk* vor. *sk* für *ks* s. § 138, 4.

Sonstige hiehergehörige Verbindungen kommen nur in fremden Eigennamen u. dgl. vor, z. B. *zd*: *Dresde*, *yk*: *cheik*; *yd*: *lloïd* (*lǫyd* neben *lǫid*) vor, ferner in vulgärer Analogiebildung bei Verben, wie *feuill'te*, *ach'te*. Ebenso sind Gruppen, die aus zwei Spiranten bestehen, äußerst selten: *gneiss* (*gnẹys* neben *gnẹs*).

4. Okklusivgruppen.

§ 312. — *pt*: Durch Latinisierung oder Einfluß der Orthographie ist *p* wieder eingeführt in mittelalterlichen Lehnwörtern: *rapt, apte, inepte, concept* (neben *kõsẹ*), *précepte, Égypte*, ebenso in Verbalformen wie *excepte*. Schriftwörter: *adepte*, *crypte*. Fremdwörter: *transept*.

kt: die Gruppe wieder hergestellt oder erhalten durch orthographischen Einfluß, vgl. § 307: *compact, tact, direct*, *épacte*, *pacte* (früher *pact*), *architecte*, *acte* usw. Schriftwörter: *exact*, *intact*, *dialecte, vindicte*, *docte*; auch *yacht* (*yakt*, daneben *yak* und *yat*). Fremdwörter: *verdict*, *convict*.

bd, *gd* nur in entlehnten Eigennamen: *Charybde*, *Agde*.

5. Dreiergruppen.

§ 313. — Selten und nur in fremden Eigennamen und Namen fremder Einrichtungen: *verste*, *Tobolsk*, *volsque*.

II. Normwidrige Gruppen.

§ 314. — Unter den normwidrigen Gruppen verlangen die Liquidengruppen noch einige Bemerkungen. Das *r*, *l* oder *m* wird nach Verschluß- und Reibelauten sehr schwach oder auch gar nicht artikuliert und ist schon im Altfranzösischen in dieser Stellung schwach artikuliert worden, so daß die Liquide schon damals in Schnellsprechformen häufig ganz ausfiel, vgl. § 138—3; das Nebeneinander von Formen mit und ohne *r* oder *l* hat dazu geführt, daß auch gelegentlich analogisch eine unberechtigte Liquida angetreten ist. Außerdem kommt

aber seit älterer Zeit bis in die jüngste Vertauschung dieser Liquiden untereinander häufig vor, meist so, daß die gewöhnlichere Verbindung an Stelle der ungewöhnlicheren tritt. Von diesen Fällen abgesehen, gehen die *r*- und *l*-Gruppen zumeist auf die entsprechenden altfranzösischen zurück; außerdem sind vielfach lateinische Lehnwörter nach der Analogie dieser Erbwörter behandelt worden, z. B. *cadaver* — *cadavre, bugula* — *bugle*.

Die deutschen, englischen usw. Fremdwörter auf unbetontes *-er, -el* sind häufig in diese Gruppen eingereiht worden, vgl. *robre* (neben *rob*) aus engl. *rubber*, *reître*, sofern nicht das § 295 angegebene Verfahren gewählt wurde oder, was besonders in jüngeren Wörtern der Fall ist, *-er*, *-el* als Vollsilbe behandelt wurde (*thaler*, *ulster*, *tunnel* usw.).

α) Primäre Gruppen.

§ 315. — *pr*: aus afr. *pre* (außer in Eigennamen nur in): *rompre*, *âpre*, *vêpres*; *lèpre*, *propre*, *stupre* (alte Lehnwörter); mit Vertauschung: *pampre*, *diapre* (3. Pers.). Lehnwörter: *câpre*.

br: aus afr. *bre*: *membre*, *nombre*, *novembre* usw.; *ténèbres, candélabre*, *cinabre*, *ambre*, *gingembre* usw.; mit Vertauschung: *timbre*. Schriftwörter: *macabre* (verlesen aus afrz. *macabré*), *félibre*, *glabre, algèbre, célèbre*, wohl auch *zèbre*. Fremdwörter: *calibre*, *palabre*, *hombre*; *robre*; mit Vertauschung: *sabre* (früher *sable*); aus *m'r*: *bocambre* (zur Nasalierung vgl. § 323).

tr: aus afr. *tre*: *fenêtre*, *ventre*, *chantre*, *autre*, *mettre*, *naître*, *cloître*, *hêtre, feutre*; (alte Lehnwörter): *centre*, *patenôtre*, *theâtre*, *idolâtre*, *géomètre*. Analogie oder Vertauschung: *saumâtre* (Suffixtausch?), *litre* (schwarzes Band), *épeautre*; *chapitre*, *épître*, *titre*, *apôtre*; *pupitre*. Schriftwörter: *antre*, *élytre*, *urètre*. Fremdwörter: *reître, belitre* (?), *cotre, outre* «Schlauch». Analogie: *youtre*. — Mit absichtlicher Entstellung: *diantre*.

dr: aus afr. *dre*: *gendre*, *fondre*, *joindre*, *moindre*, *gindre*, *foudre* (Blitz), *coudre*, *poudre*; (alte Lehnwörter): *cori-*

andre, salamandre, cèdre (Baum), *hydre*; mit Vertauschung oder analogischer Entwicklung: *esclandre, Londres, filandre.* Schriftwörter: *méandre, polyèdre.* Fremdwörter: *foudre* (Faß), *cadre, escadre, calandre* (Insekt), *palissandre, cèdre* (Frucht).

kr: aus afr. *kre*: *ancre, chancre, vaincre, pouacre, acre, sucre*; (alte Lehnwörter): *âcre, simulacre, nacre, cancre, ocre*; analogisch hinzugefügt oder vertauscht: *encre, diacre.* Schriftwörter: *médiocre, involucre, lucre.* Fremdwörter: *quacre, bookmaker.*

gr: aus afr. *gre*: *bougre, aigre, maigre, allègre, malingre*; (alte Lehnwörter): *podagre, onagre, tigre, staphisaigre, congre.* Schriftwörter: *intègre.* Fremdwörter: *nègre*; *dogre, lougre, lagre.*

fr: aus afr. *fre*: *soufre, souffre*; (altes Lehnwort): *affres* (?), *safre* (Mineral); *chiffre.* Mit analogischem Zuwachs oder Vertauschung: *coffre, gaufre*; *gouffre.* Fremdwörter: *camphre, fifre, Cafre.* Onomatopoetisch: *piffre, baffre* (das Geräusch des «Bampfens» nachahmend), hieher vielleicht auch *goinfre.*

vr: aus afr. *vre*: *chèvre, fièvre, lièvre, vivre, livre, ivre, chanvre, suivre*; mit Vertauschung oder Hinzutritt: *pieuvre, havre.* Schriftwörter: *cadavre, plèvre* (mit gr. ευ zu *ev*, vgl. § 254, 1: *névrose*). Fremdwort: *Hanovre.*

pl: aus afr. *ple*: *ample, simple temple, souple, Étaples.* Lehnwörtlich oder unter Einfluß des Lateinischen: *couple, peuple, triple, quadruple, exemple, disciple*; unklaren Ursprungs: *sinople*; für *bl* in *ensouple.* Schriftwörter: *périple.* Fremdwörter: *steeple.*

bl: aus afr. *ble*: *étable, table, faible, râble, meuble, louable* (SB. § 110); *able, meuble, double, ensemble, comble, éteuble*; (ältere Lehnwörter): *humble, noble, diable, bible, terrible, soluble.* Unklar ist die Endung in *vignoble, chasuble*; mit Vertauschung (Dissimilation): *érable, crible.* Fremdwörter: *rouble, jable* (für *-gel*?); mit Hinzutritt: *cible.*

kl: aus afr. *kle*: *oncle, boucle, escarboncle*; (alte Lehnwörter): *siècle, miracle, tabernacle, pinacle, article*; unklar in

besicles; in *monocle* und *furoncle* ist zuerst *-gle* belegt. Schriftwörter: *cycle, pétoncle.* Fremdwörter: *socle*; mit Hinzutreten: *bernacle.*

gl: aus afr. *gle*: *sangle, ongle, angle, aigle, seigle, épingle*; (alte Lehnwörter): *aveugle, règle, cingle* (3. Pers.); für älteres *cl*: *bigle.* Schriftwörter: *sigle, bugle* (Pflanze). Fremdwörter: *mangle, bigle* (Hund), *jungle, bugle* (Musikinstr.); *espiègle, Zwingle.*

fl: aus afr. *fle*: *nèfle, trèfle*; *enfle, souffle, siffle*; (ältere Lehnwörter): *girofle, gifle, moufle*; mit Antritt: *rafle* (Krankheit). Fremdwort: *buffle.*

β) Sekundäre Gruppen.

1. Liquidengruppen.

§ 316. — Andere als die primären *l*- und *r*-Gruppen kommen auch sekundär nur ganz vereinzelt vor (etwa *sr* in dem ganz jungen Lehnwort *kirschwasser* oder *dl* in den stammbetonten Formen des jung entlehnten Zeitworts *puddler*); auch von *n*-Gruppen läßt sich wohl kaum ein Beispiel beibringen (*Ariadne* gewöhnlich *Ariane* geschrieben und gesprochen). Es bleiben also nur eine Reihe von *m*-Gruppen; es sind griechische Schriftwörter, bei denen sich der Konsonant vor dem *m* durch den Einfluß der Schrift vom Mittelalter her durchgesetzt oder gehalten hat oder die neu eingeführt sind.

tm: Älteres Lehnwort: *algoritme*, wo *tm* unter dem Einfluß von ἀριθμός ein ursprüngliches *(s)m* (s. u.) verdrängt hat. Sonst nur jüngere Fälle: *rythme, logarithme.* In *rythme* ist noch im 17. Jahrhundert stummes *t* bezeugt.

km: nur *Menechmes, drachme* (und *tétradr.*). Letzteres zuerst als *drame*, dann in Anlehnung an die folgende Gruppe mit *-gme* übernommen und so auch heute noch meist gesprochen.

gm: ältere Lehnwörter: *diaphragme, flegme* (es dürfte *g* zunächst durch *u̯* wiedergegeben worden sein, worauf die offenbar abundierenden Schreibungen wie *fleugme* weisen). Jüngere Schriftwörter: *apophtegme, dogme, paradigme, énigme, borborygme.*

sm (zumeist mit stimmlosem *m* oder *zm* mit stimmhaftem gesprochen, in den niedern Schichten bloß *-s*): ältere Lehnwörter: *spasme*, *syllogisme*, *schisme*, *catéchisme*, *cataplasme*, *macrocosme* usw. (im 13.—16. Jahrhundert vielfach ohne *s*: *spame*, *syllogime*, und so auch noch oft später gesprochen, vgl. Th. II, 326). Jüngere Lehnwörter: *enthousiasme*; *idiotisme*, *rhumatisme* usw. (danach Suffix *-isme*); *prisme*, *cataclysme*, auch der Eigennamen *Cosme*. Mit Vereinfachung *asthme*, *isthme*.

2. Spirantengruppen.

§ 317. — Die Spirantengruppen kommen zum Teil auch ohne *ə* vor und sind zum Teil nicht aus eigenen Silben entstanden.

ps: mit durch die Orthographie erhaltenem oder neueingeführtem *p*: *laps* Subst. und Adj. und *relaps* (früher auch *las*), *gypse* (früher *gyps*), *apocalypse*, *éclipse*. Schriftwörter: *biceps*, *forceps*, *seps*, *éthiops*, *princeps*; *prolepse*, *ellipse*, *caryopse*. Fremdwörter: *schnaps*, *turneps* (neben *-ep*). Unbekannten Ursprungs: *reps*.

ks (in der Volkssprache häufig zu *sk* umgestellt, § 138, 4): mit wiedereingeführtem *k*: *storax* (erster Beleg *storiaus*, vgl. § 307), *lynx*, *phénix*; *équinoxe* (ursprünglich *-ce*), *paradoxe*, *sexe*, *annexe*, *prolixe*; *Aix* (früher *ẹ̄s* oder *ẹ̄*). [Die alte Aussprache *s* aus Dissimilationsgründen erhalten in *coccyx*; vgl. auch *crucifix*, *flux*.] Schriftwörter: *axe*, *parallaxe*, *syntaxe*, *réflexe*, *luxe*; *index*, *silex*, *phlox*. Fremdwörter (Schriftlehnwörter): *cowpox*, *aurochs*. Unklar für früheres *-k*: *borax*; auch *anthrax*, *opopanax* sind zuerst mit *-c* belegt, wohl weil man das *s* bei der Übernahme als Flexions-*s* fühlte; ursprünglich in der Obliquusform übernommen wurden: *thorax*, *bombyx*, *larynx*, *pharynx*, *sphynx*.

tš: Fremdwörter: *match*, *sandwich*, *speech*, *mail-coach*; *caratch* (für *dž*!), *tsarevitch*.

Andere Verbindungen kommen nur vereinzelt vor, in fremden Eigennamen u. dgl. *pf*: *Oberkampf*. *ts*: *Austerlitz*, *Biarritz*. *dž*: *Cambridge* und das Spiel *bridge* usw.

III. Gemischte Gruppen.

α) Primäre Gruppen ($r + \text{II}\,\alpha$).

§ 318. — *rpr*: bloß *pourpre* (und *emp-*).

rbr: bloß *arbre, marbre.*

rtr: *chartre* «Kerker»; *Montmartre.* Ältere Lehnwörter: *tartre, martre, meurtre.* Mit Antritt oder Vertauschung: *Chartres, dartre, tertre, chartre (= charte).*

rdr: *perdre, mordre, tordre, sourdre (ardre).* Altes Lehnwort mit Vertauschung: *ordre.*

rkl: nur *cercle, couvercle, sarcle.*

β) Sekundäre Gruppen.

§ 319. — *ltr*: bloß Schriftwort *philtre* und Entlehnung *filtre.*

lkr: nur das alte Schriftwort *sépulcre*, in dem das *l* durch Einfluß der Orthographie erhalten ist.

str: Erbwörter oder alte Schrift- oder Fremdwörter, in denen *s* durch Einfluß der Orthographie erhalten ist: *senestre, cuistre, monstre, ministre, équestre, sylvestre, bourgmestre, rostre*; *r* angetreten: *rustre, régistre* (früher *régître*). Schriftwörter: *astre* (davon unter ital. Einfluß *désastre*), *lustre, illustre, épigastre, orchestre, pinastre, pédestre, sinistre, ténuirostre, palestre* (zum zweitenmal entlehnt) usw. Fremdwörter: *vaguemestre*; *cadastre, pilastre, balustre, piastre*; *médicastre* usw. (davon Suff. *-astre* neben *-âtre*); *s* durch falsche Orthographie eingeführt: *cistre.*

skl: nur das alte Schriftwort *muscle*, *s* durch Einfluß der Orthographie erhalten oder wieder eingeführt.

ptr: nur das alte Schriftwort *sceptre, p* durch Einfluß der Orthographie.

ktr: Altes Schriftwort, worin *k* orthographisch gehalten: *plectre.* Jüngeres Buchwort: *spectre.* Sonst nur antike Eigennamen: *Électre, Leuctres.*

rts: Deutsches Fremdwort: *quartz*; für *rst*: *erbswurts.* Einige deutsche Eigennamen.

kst: Alte Lehnwörter, zunächst das *s* erhalten oder wiederhergestellt, dann, im 17. oder 18. Jahrhundert auch

das *k* gesprochen: *texte, bissexte, prétexte* (fem.), *mixte*; *sixte*. Schriftwörter: *sexte, prétexte, contexte, Calixte.*

kstr: nur das alte Lehnwort *dextre*, in dem erst das *s*, dann das *k* wiederhergestellt wurde, und das Schriftwort *ambidextre.*

b) Wortinlautende Konsonanten.

§ 320. — Primär ist nur *r* als inlautender Konsonant möglich. Sekundär kommen auch die meisten andern Konsonanten vor und eine ziemlich kleine Reihe von Gruppen.

Doch sind hier mehrere Entstehungsfälle zu unterscheiden. Der erste ist der Schwund eines *ə*. Wir wissen schon, daß hiedurch fast nur einzelne Konsonanten in den Schluß der Silbe treten können, vgl. § 206; Gruppen von zwei Konsonanten fast nur in ausgesprochenen Schnellsprechformen und etwa in *parce que*, das wohl auch nur eine verallgemeinerte Schnellsprechform ist.

§ 321. — Der zweite Fall sind Zusammenrückungen von Wörtern, die eine Einheit bilden. Er umfaßt nur Fälle mit *s* und einen mit *l*. Zur Zeit, wo das silbenschließende *s* etwa in *evesque* die erste Schwächung erfuhr (zu ^{s}, um dann über ^{h} zu 0 zu gehen), war man sich wohl in Wörtern wie *presque*, *lorsque* oder *puisque* noch der Zusammensetzung bewußt, so mag es gekommen sein, daß hier das *s* länger seinen vollen Wert behielt; nun hätte es wohl auch dann noch wie anderes wortauslautendes *s* vor Konsonant fallen müssen, vgl. § 288, aber als dies hätte eintreten sollen, war *s* am Silbenschluß durch viele lateinische, eventuell auch italienische Lehnwörter ein geläufiger Laut geworden, und so konnten sie wieder an andere Muster Anschluß finden, was denn auch nach langem Schwanken zwischen der *s*-losen und der heutigen Aussprache im 16. und 17. Jahrhundert endgültig geschah. Diese Wörter haben auch *jusque* mit sich gezogen, das nicht auf einer Zusammensetzung beruht. Die Orthographie war gewiß auch von großem Einfluß

auf diese Wendung; von noch größerer war sie vielleicht in *quelque*, wo der Schwund des *l* ehemals ziemlich allgemein war.

§ 322. — Der dritte Fall sind die Schriftwörter aus dem Lateinischen und Griechischen. Das Schriftbild wirkt hier stark der Verstummungstendenz entgegen. Dadurch wurden hier silbenauslautende Konsonanten bei neueingeführten Wörtern, soweit es möglich war, gesprochen, bei schon früher eingeführten wurden verstummte Konsonanten vielfach neubelebt. Auch hier dürften zwischen dem gänzlich unausgesprochenen und dem heute deutlich ausgesprochenen Konsonanten vielfach reduzierte Konsonanten in der Mitte stehen; eine reduzierte Aussprache in dieser Stellung ist uns für manche Konsonanten, z. B. *b*, *d*, ausdrücklich bezeugt (Th. II, 356 ff., 366). Auch wäre es möglich, daß durch den Einfluß der Schrift Konsonanten, die lautgesetzlich hätten fallen sollen, überhaupt erhalten blieben; jedenfalls ist *s* bereits vor dem 16. Jahrhundert in derartigen Wörtern im Silbenauslaut möglich; erst später konnte man sich an *l* gewöhnen und an die labialen und gutturalen Verschlußlaute (die eine Zeitlang durch *u* ersetzt wurden, z. B. *exactor* durch *exautor*, vgl. *leutrin* § 169 und das § 307 Gesagte, ferner das Zeugnis Palsgraves, Th. II, 336). Eine eigene Stellung nehmen die beiden Nasale *m* und *n* ein, die verhältnismäßig lang, allerdings unter Beeinflussung des vorhergehenden Vokals bestanden hatten, dann in die Anusvâra übergingen und endlich ganz in dem nasalierten Vokal verschwanden, ohne daß man im Wortinnern bei gelehrten Wörtern je einen Versuch der Restitution des Konsonanten machte, wie dies zum Teil am Wortende geschah. Nur in den mit *circom-*, *circon-* zusammengesetzten Wörtern spricht man neben *sirkõ-* auch *sirkǫm-* in Anlehnung an die Lateinaussprache von *circum*. Sonst wurde nur *m* vor *n* seit dem 16. Jahrhundert wieder eingeführt.

Über die Behandlung von *x* s. § 258f. Als dieses wieder in der Gestalt *ks* möglich war, konnte man auch das *cc* der lateinischen Wörter vor palatalem Vokal durch *-ks-* wiedergeben; ebenso wurde in Wörtern mit *-gg-* die Aussprache *-gž-* in diesem Fall üblich, mit Ausnahme von *exagérer,* wo man vielleicht wegen einer Art Dissimilation gegen das bereits vorhergehende silbenauslautende *g* bei der alten Aussprache verblieb.

§ 323. — Mit der Gewöhnung an die silbenauslautenden Konsonanten in den Buchwörtern gewann die französische Sprache auch die Möglichkeit, sie in den Fremdwörtern aus den lebenden Sprachen zu belassen. Auch manche silbenauslautende Konsonantengruppen werden so übernommen, doch besteht eine starke Tendenz, derartige Gruppen zu vereinfachen. — Wo die Verbindung mit dem auslautenden Konsonanten der nächsten Gruppe zu ungewöhnlich war, entfallen sie auch gern ganz, z. B. *paquebot* aus engl. *packet boat.* *n*, *ṅ* und meist auch *m* (dies besonders vor Labial) werden durch Nasalierung des vorhergehenden Vokals wiedergegeben: *anspect*, *boulingrin*, *redingote*, *cambiste*, *champoing*; doch wird, namentlich in wenig eingebürgerten Fremdwörtern, jetzt auch schon vielfach Oralvokal + Nasalkonsonant gesprochen: *mackintosh, plumpudding, hemvé.*

A) Einfache Konsonanten.

α) Primärer Konsonant.

§ 324. — *r*: aus afr. *r*: *charbon*, *argent, servir* usw.; aus anlautendem *r* vor *y* (§ 146, 1): *curieux, derrière* usw. Durch Verstummung von *ə*: *charretier*, *carrefour*, *derechef*; *sûrement, cabaretier.* In Schriftwörtern: *particule*, *curviligne, hyperbate.* Fremdwörter: *kermès*, *waterproof*; mit Vereinfachung *margrave*, *marlborough* (*mal-* neben *marl-*). — Wiederhergestellt ist *r*, wo es bereits durch Dissimilation gefallen war, durch den Einfluß der Orthographie in *mercredi.* Vokal + *r* für *r* + Vokal § 252.

β) Sekundäre Konsonanten.

aa) Liquiden.

§ 325. — *l*: durch Zusammensetzung: *quelque, quel-qu'un* (§ 321). Aus anlautendem *l* vor *y* (§ 146, 1): *collier*. Aus *lə*: *appellerai, élever*. Erhalten durch orthographischen Einfluß: *exalter*. Schriftwörter: *alvéole, amalgame, algèbre*. Mit Erleichterung: *sculpteur* (*skültǭr*). Fremdwörter: *poltron*; *caleçon* (§ 212, 4); *revolver*. Mit Vereinfachung: *coldcream, feldspath* (*d* zumeist stumm). — Durch Überspringen in eine andere Silbe ist *vilebrequin* aus ndl. *wimbelkin* entstanden.

m: aus anlautend *m* vor *y*: *Amiens* (§ 146, 1). Aus *mə*: *samedi, hameçon, aimerai, emmener*. In der Kurzform *mamzęl*. Schriftwörter: fast nur *-mn-*: *omnipotent, insomnie, omnibus, amnistie*; in *circompolaire, circumnavigation* usw. (§ 322); in Eigennamen wie *Amri*. In Fremdwörtern (§ 323): *tramway* usw.; vor *b* und *p* selten und nur in ganz fremdartigen Elementen: *plumpudding, Embabeh*. Mit Vereinfachung: *amman, ammeistre*.

n: aus anlautend *n* vor *y*: *panier* (§ 146, 1). Aus *nə*: *ennemi, vainement, tonneleur*. Durch Assimilation: *vingt-deux* (*vẽndọ̈*), § 286. Fremdwörter (§ 323): *pannequet, mackintosh*.

ń: nur aus *ńə*: *enseignement, saignerai*.

bb) Reibelaute und Verschlußlaute.

§ 326. — Da hier Fortis und Lenis, stimmloser und stimmhafter Laut sich vielfach gegenseitig ersetzen, vgl. 283—5, auch mancherlei Zwischenstufen vorkommen, sind sie im folgenden unter einem behandelt. Erinnert sei auch an die Tendenz, die auslautende Konsonanz möglichst in den Anlaut der nächsten Silbe zu verschieben, wo sie also mit der anlautenden Konsonanz Gruppen eingeht, § 282; da sich diese Tendenz nur fakultativ äußert, so kommen hier manche Beispiele wieder vor, die bereits bei den Anlautgruppen erwähnt wurden (§ 258—261).

f und *v*: aus *fə* und *və*: *chevecier, clavecin, savetier,*

oisiveté, lavement, chauffement; in analogischen Neubildungen wie *cafetière*. In älteren Buchwörtern wieder eingeführt: *diphtongue* (*ditongue* im Mittelalter belegt; dasselbe bedeuten wohl auch Schreibungen wie *dipthongue, obtalmie* «ophtalmie»). Jüngere Schriftwörter: *diphtérie, daphné*. Fremdwörter: *bifteck*.

s und *z*: aus *sə* und *zə*: *doucement, doucereux, passerelle, laisserai, heureusement, jaseran*; auch *dix-neuf* (§ 212, 1), *jasmin* (älter *jasemin*); Erbwörter oder ältere Lehnwörter, *s* durch den Einfluß der Schrift oder des Lat. (oder Ital.) wiedereingeführt oder erhalten: *pasteur, pastourelle, restreindre, destrier, escourgée* neben *écourgée, estoc* neben *étau, soustraire*; *souscrire, construction, transmettre, satisfaire, -faction, blasphème, presbytère*; *asperger, ostention, escarmouche* usw. (Die *s*-losen Formen sind hier meist bezeugt: *pâtoureaux, soutrére, trammettre, satifaire, écarmouche*; auch das Umgekehrte kommt gelegentlich vor, daß ein *s*, das wohl ursprünglich in jüngern Lehnwörtern gesprochen wurde, verstummte, nach Analogie der vielen im 16., 17. Jahrhundert noch geschriebenen *s*, die stets stumm waren, wohl meist in Anlehnung an irgendwelche französischen Erbformen: *écorne* [ital. *scorno*, an *écorner* angelehnt], *écoutille* [an *écouter*], *tempêtueux* [an *tempête*]. In vielen derartigen Wörtern, die sich nach verschiedenen Richtungen angleichen konnten, herrscht noch in der neueren Zeit langes Schwanken, vgl. Th. II, 320 ff.) Jüngere Buchwörter: *construire, ostéologie, mastoïde, ostrogot, asphyxie, asbeste, cosmopolite* (§ 285), mit Vereinfachung die Wörter aus *exp-, ext-, exc* s. § 329. Fremdwörter: *pastille, pastiche, mastigadour, costume, dasticotter* usw., mit Vereinfachung: *lansquenet, anspect, rosbif, risdale* neben *rixdale*, wohl auch *espiègle*.

š und *ž*: aus *šə* und *žə*: *lâchement, acheter, jugement, ménagerie*. Selten in Fremdwörtern: *droschki*.

y (unter Umständen auch *h'*): aus *l'ə*: *cueillerai, habillement, billebarrer, feuilleter*. Aus *i̯ə* (auf analogischem Weg): *payerai* usw., auch in Fällen wie *poudroiement, en-*

nuiement sprechen manche *-u̯aymã*, *-ü̯iymã*. In wenig eingebürgerten Schrift- und Fremdwörtern: *cheiroptère*, *geyser*.

p, *b*: aus *pə*, *bə*: *développement*, *dérobement*. *p*, *b* in Erbwörtern und Lehnwörtern, durch orthographischen Einfluß erhalten oder wieder eingeführt (vgl. *baptiser*, *exempter, promptitude,* wo das *p* trotz der Orthographie noch nicht in die Aussprache eingeführt ist): *septembre*, *septennaier* u. dgl. (daneben noch *sęt-*, vielleicht durch den Einfluß des Zahlworts); *absoudre*, *absolu* (afr. *as-*); *dompter*, *indomptable* (heute gewöhnlich mit *p*, obwohl die Aussprache ohne *p* noch vielfach gelehrt wird); *subtil*, *excepter* (noch im 16. Jahrhundert ohne *p*), *conception* (noch im 17. Jahrhundert ohne *p* belegt), ferner *observer*, *objecter*, *exemption* (auch ohne *p*), *rédempteur*, *péremptoire*, *présomption*, *obsèques*, *subsister* (*ps* oder *bz*, vgl. § 259). Jüngere Schriftwörter, auch diese in der älteren Zeit noch vielfach ohne *p* und *b* belegt: *obséder*, *obsidiane*, *obtus*, *obvier*, *abcès*, *absurde*, *abdomen*, *contempteur*, *subvenir*, *symptôme*, *périptère*, *rhabdomance* u. dgl.

t, *d*: aus *tə*, *də*: *vêtement*, *nettement*, *atteler*, *soutenir*, *maintenant*, *chanterelle*, *lendemain*; alte Zusammensetzungen *chantepleure*, *vingt-quatre*, *tout de même*, *après-demain*, *vademanque*, *mademoiselle* (alte Kurzform, schon früher sogar *mamoiselle* gesprochen). Erbwörter oder alte Schriftwörter, der Kons. bewahrt oder wiederhergestellt: *adjoindre*, *adjuger*, *adjurer*, *administrer*, *admirer*, *admonester*, *adverbe*, *adverse* (alle diese Wörter im ältern Neufrz. noch *aj-*, *am-*, *av-* geschrieben); durch den Einfluß des lateinischen Etymons *adjudant*. Schriftwörter: *adjudication*, *adminicule*, *admettre* u. dgl. Fremdwörter: *landgrave* (*d* erst seit neuerer Zeit gesprochen).

k, *g*: aus *kə*, *gə*: *hoqueton*, *jaquemart*, *vaguement*, *vaguemestre*. In alten Zusammensetzungen: *quelquefois* (*kękfu̯a* neben *kęlkəfu̯a*), *quelque chose*. Erbwörter oder Buchwörter, der Kons. durch orthographischen Einfluß wiederhergestellt: *exhausser*, *exil* (afr. Erbwort mit *ess-* oder *eiss-*), *victuaille* (afrz. *vitaille*), *octroyer*; *sanctifier* (noch bis ins 18. Jahr-

hundert ohne *k* gesprochen), *victoire, successeur, octobre, excellent, excepter*; *exemple, -aire, exercer* (afr. *es-*, *ess-*; noch im 16. Jahrhundert *ez-* gesprochen); *exempt* (noch im 16. Jahrhundert *ezã* gesprochen), *exalter*, *exécration*, *exhaler*, *suggestion* (afr. *sugestion*); *hectique* (neben *étique*, das sich wohl durch eine Art Dissimilation aus dem Mittelalter gehalten hat, vgl. *pratique*), *dicton* (die Aussprache *diton* noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts belegt), *ponctuer* (noch im 18. Jahrhundert ohne *k* gesprochen). Auch in Eigennamen wie *Auxerrois*, *Luxeuil, Luxembourg,* sogar *Bruxelles* wurde das *k* wieder eingeführt. Schriftwörter: *victime, anecdote*, *succès*, *excédent*, *auxiliaire, didactique*, *dictionnaire, amygdales, ichthyologie*, *exact*, *ex-æquo*, *exagérer*, *exegèse*, *suggerer.* Fremdwörter: *blackbouler.* Onomatopoetische Bildungen: *tic-tac, toc-toc*, *tric-trac,* vielleicht auch *zig-zag.*

B) Konsonantengruppen.

§ 327. — Wenn wir von jenen Gruppen absehen, die nur in Schnellsprechformen oder in nachlässiger Aussprache (vgl. § 205) durch Schwund des *ə* zustandekommen, wie *rš* (*marcherai*), *rv* (*conserverai*), *rt* (*ouvertement, département*), *rn* (*ornement*), *rm* (*réformerai*), ferner von fremden Eigennamen (*Armstrong*, *Carlsbad*) und wenig eingebürgerten Fremdwörtern (*kirschwasser*, *erbswurts*), so bleibt nur eine ziemlich geringe Anzahl von Gruppen übrig. Zumeist sind die Wörter in den Sprachen, aus denen sie entlehnt sind, Komposita, und die Gruppe findet sich in der Kompositionsfuge.

α) Normale Gruppen:

§ 328. — *rs*: *lorsque* (§ 321), *parce que* (§ 320); Schriftwörter, ältere: *perspective*, *superstition*; jüngere: *perspicuité*, *perspiration.*

rk: ältere Lehnwörter, *k* erhalten oder wieder eingeführt: *arcture*, *arctique.*

rp: Schriftwort: *carpteur.*

ls: altes Lehnwort, *s* durch den lateinischen Einfluß erhalten: *solstice*.

lk: Schriftwort: *mulcter*.

ld: Fremdwörter: *feldmaréchal*, *feldspath* (neben Vereinfachung zu *l*).

lp: Schriftwörter: *sculpteur*, *sculpture* (die Aussprache mit *lp* beginnt allgemeiner zu werden, obwohl hier auch die Akademie an der *p*-losen Aussprache festhält).

ms: Fremdwörter wie *hamster*, *Amsterdam*.

st: ältere und jüngere Lehnwörter, in denen zunächst das *s* gehalten oder wiedereingeführt worden ist und heute auch meist, aber nicht immer das *t* gesprochen wird: *postcommunion*, *postdater*, *postposer* usw.

β) Normwidrige Gruppen:

§ 329. — Hier sind zwei Gruppen, durch die große Zahl lateinischer Schriftwörter, die sie aufweisen, verhältnismäßig häufig.

ks: Es kommt zumeist das Präfix *ex-* vor Kons. in Betracht. Ursprünglich wurde das *k* nicht ausgesprochen; in den älteren Entlehnungen ist es jedoch durch den Einfluß der Schrift wieder eingeführt worden. Jüngere Wörter (Entlehnungen oder Neubildungen) können sogleich mit *ks* gesprochen werden. Doch ist namentlich bei den üblicheren dieser Wörter die Aussprache mit einfachem *s* lange üblich geblieben, s. Th. II, 340f., und auch heute besteht noch die Tendenz, die Gruppe zu *es-* zu erleichtern. Ältere Wörter: *excuser*, *expert*, *exploiter*, *extraire*, *excaver*, *exclamation*, *exclusion*, *excommunier*, *expédition*, *expiration*, *exprès*, *extension*, *exterminer*, *extase*; *mixture*, *mixtion*, *textuel*, *sextuple*; in der älteren Zeit sind Schreibungen wie *esclusion*, *espiration*, *esposiciun*, *estreme*, *mistion* usw. sehr gewöhnlich. Jüngere Wörter: *exporter*, *excrément*, *excursion*, *exfolier*, *expansion*, *externe*, *excarner*, *exponctuer*, *ex-libris*, *ex-voto*; *dextérité*, *sextant*, *sextil*, *bissextil*, *textile*. Auch hier ist die Aussprache mit *s* bei vielen Wörtern teils durch die Orthographie, teils durch Grammatikerzeugnisse noch zu belegen. Fremdwörter: *fox-terrier*. —

Auch in *Aix-la-Chapelle* ist *ks* durch den Einfluß der Schrift wiedereingeführt worden.

ts: Jüngeres Schriftwort: *adscrit*. *d* vermutlich später eingeführt.

ps: Zumeist Buchwörter mit *abs-*, *obs-*, *subs-*. In den älteren ist zunächst das *s* eingeführt worden oder hat sich durch den Einfluß der Orthographie erhalten, viel später bemühte man sich, das *b* zu Gehör zu bringen. Ältere Wörter: *abstenir*, *-tention*, *-tinence*, *absterger*, *abstrait*, *-traction*; *obstacle*, *obstination*, *obscur* (vielleicht Erbwort); *substantif*, *-stance*, *substituer* (afr. *oscur* oder *escur*, *astenir*, *ostinement*, *sustitucion* usw.). Jüngere Wörter: *absteme*, *abstrus*, *obstétrice*, *obstruction*, *substruction* usw. Fremdwort: *chapska*.

c) Wortanlautende Konsonanten.

§ 330. — Hier handelt es sich um einzelne Konsonanten, die an den vokalischen Auslaut des vorhergehenden Wortes angefügt werden. Großenteils sind es dieselben Fälle, die bei dem sekundären Gruppenanlaut als wortanlautend erwähnt wurden, da die Konsonanten ja auch vielfach zu der folgenden Silbe gezogen werden können. Es handelt sich wieder um Silbenreduktion durch Abfall eines *ə* nach dem Anlautkonsonanten (b), § 211 γ, δ, oder um Buch- und Fremdwörter mit normwidrigen Anlautgruppen (c), § 146, 3, oder um die Liquiden bei der § 146, 1 erwähnten Erscheinung (a). *s* aus neutralem *ce* und *ž* aus *je* kann auch im Gruppenschluß vorkommen, sonst sind alle Fälle nur im Gruppeninnern vorhanden.

r: a) *rien*. b) *regarder*, *religion*, *renard*, *redingote*.

l: a) *lieu* usw. b) *le* (Artikel und Pronomen), *lever*, *leçon*.

m: a) *mien*, *mieux*. b) *me*, *mesure*, *mener*. c) *mnémotechnie*.

n: a) *nièce*. b) *ne*, *neveu*.

f, *v*: b) *fenêtre*, *velours*, *venin*. c) *phtisie*.

s, *z*: b) *se*, *ce* (neutr. und mask.), *cet* (volkstümlich auch *cette*), *celui*, *second*. c) *spécimen*, *scolaire*; *svelte*, *spahi*.

š, *ž*: b) *je*, *chemin*, *cheval*, *Genève*. c) *schnick*, *shrapnel*.

p, *b*: b) *penaud*, *petit*, *besoin*. c) *ptérodactyle*, *bdellium*.

t, *d*: b) *te*, *de*, *tenir*, *demander*, *deviner*, *dessus*, *dedans*.

k, *g*: b) *que*, *quenouille*, *guenon*. c) *cnémide*, *knout*, *cténite*.

3. Zwischensilbige Konsonanten.

§ 331. — Bei den ziemlich häufigen Fällen, wo ein Konsonant gleichzeitig zwei Silben angehört, ist zu unterscheiden zwischen kurzen und langen Konsonanten.

Kurze Konsonanten stellen ein Übergangsstadium dar in den Fällen, wo ein Auslautkonsonant der ersten Silbe sich mit dem Anlautkonsonanten der zweiten Silbe vereinigt, seltener umgekehrt. Es wären hier also die Fälle zu erwähnen, die ohnehin schon großenteils doppelt (in § 253ff. und § 326ff., ferner § 269 und § 330, und für *ny*, *my* § 256 und § 325) besprochen wurden. Vgl. außerdem noch § 268. Für *r̄* aus *rər* in Futurformen tritt in Schnellsprechformen auch kurzes *r* ein: *prokü·r·ẹ*, *prẹpa·r·ẹ*.

Über die langen Konsonanten s. § 156. Auf die Fälle, wo zwischensilbige Doppelkonsonanten durch das zufällige Zusammentreffen gleicher Silbenauslaute und Silbenanlaute entstanden sind, kann hier nicht weiter eingegangen werden, da dieses Zusammentreffen zum großen Teil gänzlich okkasionell ist; Beispiele sind l. c. gegeben. Es sollen nur Beispiele für die Fälle gegeben werden, wo der lange Konsonant durch den Einfluß der Doppelschreibung eingeführt wurde (§ 156, 2); natürlich handelt es sich hier zumeist um Schriftwörter, nur ganz ausnahmsweise um Erbwörter. In gewissen Fällen wie *courroux*, *terreur* mag der lange Konsonant auch wegen seiner größern Befähigung, die Emotion zum Ausdruck zu bringen, gewählt worden sein. Immer aber ist die Konsonantenlänge fakultativ und der kurze Konsonant auch möglich.

332. — *rr*: Erbwort: *courroux.* — *erreur, errer, interrompre, irriter, horreur* usw.

ll: Erbwort: *allure.* — *collaborer, collecte, belliqueux, belligérant, illustre, scylla, alléluia, allégro, fellah.*

mm: *sommaire, sommité, mammifère, mammouth*; *immense* und andere mit *imm-*.

nn: *innommé, innombrable, innocent, innover*; *stannifère.*

ss: Erbwort: *issu.* — *essence, messidor, Messaline, classique, classification, osciller turgescent*; *dissuader, dissoudre, susciter, susceptible.*

ff: *affetto, affidavit.*

pp: *appéler, oppresser, Appius.*

bb: *gibbeux, gibbon.*

tt: *dilettant, littérature, littoral* usw.

dd: *addition, adducteur, reddition.*

kk: *acclamer, Bacchus.*

gg: *couagga.*

Viele Einzelheiten über die Geschichte dieser Doppelkonsonanten bei Th. II, 370—390.

Verbesserungen.

S. 93. Seitenkopf: okkasionelle.
S. 175. § 184b aus statt Auf.
S. 190. Z. 5 v. u. 1650 statt 1709.

Anhang.

Texte.

Im Folgenden ist der Versuch gemacht, nfrz. gesprochene Texte, so genau als es mir mit dem Ohr möglich war, nach Phonogrammen wiederzugeben.

Über der Zeile ist die Intensität bezeichnet, und zwar bedeutet ˈ eine schwächere, ˮ eine stärkere Hervorhebung.

Unter der Zeile ist die Tonbewegung zum Ausdruck gebracht, und zwar bedeutet ↑ ↿, daß die betreffende Silbe höher ist, als die vorhergehende, ↓ ⇂, daß sie tiefer ist. Dabei bedeutet ↑ ↓ ein größeres Intervall, etwa von einer kleinen Terz an. ˏ ˎ bedeuten eine steigende oder fallende Tonbewegung im allgemeinen und wurde dort angewendet, wo die einzelnen Töne nicht deutlich voneinander zu unterscheiden waren, also besonders innerhalb der Silbe. ~~~ bedeutet das § 87 erwähnte Tremolieren.

| Gruppengrenze, ¦ undeutliche Gruppengrenze, - Silbengrenze, · undeutliche Silbengrenze, *e·r·a* die Silbengrenze fällt in das *r*.

Die Texte I—IV sind nach Phonogrammen aufgezeichnet, die mittelst des Archivphonographen der Wiener k. Akademie hergestellt wurden. Diese Art der Aufnahme erwies sich als besser, genauer und praktischer als die andern hier denkbaren Verfahren, namentlich als das Abhören von Grammophonplatten, die die Artikulation lange nicht so genau wiedergeben, als die Phonogramme. Um jedoch eine bequeme Kontrolle des von mir geübten Ver-

fahrens zu ermöglichen, wurde auch unter IV. ein Teil einer käuflichen von P. Passy besprochenen Grammophonplatte auf dieselbe Weise wiedergegeben.

I.

Sprecher: Herr Ch. G. M. aus Lyon, hat lange in Paris zugebracht, lebte dann hauptsächlich in Österreich, hat aber nach Urteilen von Franzosen eine vorzügliche von Provinzialismen freie Aussprache.

Text: Aus A. Daudet's «La Chèvre de M. Seguin» vgl. die schematisierte Transkription in Nyrops Man. phon., 2. Aufl., S. 170.

In diesem Text wurde der Versuch gemacht, die relative Dauer der Pausen durch die Anzahl der Gruppengrenzstriche zum Ausdruck zu bringen.

õ-må-tẽ ||| *kǫ-mi-lå-švę-dlå-trēr* ||| *lå-šęvr-sə-rᵊ-tur-nå* ¦ *ę-lu̯i-di-dã-sõ-på-tu̯ã* |||||

ę-ku-tę | *mə-syǫ̈-sə-gẽ* |||| *žə-mᵊ-lã-gi-šę-vu* |||| *lę-sę-mu̯å-å-lę-dã-lå-mõ-tåń* ||||

5 *åh* || *mõ-dyǫ̈* ||| *ę-lǫ-si* || *kri-å-mə-syǫ̈-sə-gẽ* ||| *stü-pē-fę* ||| *ę-dü-ku* ||| *i-lę-så-tõ-bę-sõ-nę-küęl* |||| *pu̯i* |||| *så-sę-yã-dã-lęrb* | *å-kǫ-tēt-så-šęvr* |||

kǫ-mã ||| *blã-kęt* ||| *tü-vǫ̈-mᵐ-ki-tę* |||||

ę-blã-kęt ¦ *rē-põ-di* |||

10 *wu̯i* | *mə-syǫ̈-sə-gẽ* |||

ẹs-kə-lẹrb | tə-mã-ki-si |||

ẹs-kə-lẹrb | tə-mã-ki-si ||| . . . . . .

*uọ-nō̃ ||| mə-syö̜-sə-gẽ || * ||*

tüẹ-pə-tẹt | tü-ẹ-pə-tẹ-trå-tå-šẹ ⁞ trọ-kūr ||| vọ-tük-žå-lō̃-žlå-

kọrd ||||| 15

snẹ-pâ-lå-pẽn || mə-syö̜-sə-gẽ |||

å-lọr ⁞ kẹs-kil-tə-fọ ||| kẹs-kə-tü-vö̜ |||

žü-å-lẹ dã-lå-mõ-tåń ⁞ mə-syö̜-sə-gẽ |||

*mẹm-må-lō̜-rō̜z || tün-sẹ-pâ-ki-l*ya-lˡ-lu || dã-lå-mõ-tåń ||| kə-frå-*

tü ⁞ kã-til-vyẽ-drå || 20

[. . . .] i-dọn-rẹ-dẹ-kud-kọrn || mə-syö̜-sə-gẽ |||

lə-lu | smọk ⁞ byẽn-tẹ-kọrn ||| i-må-mã-žẹ | dẹ-bi·k·ọ̄-trᵊ-mã-tã-

kọr-nẽg-tuå ||||| tü-sẹ-byẽ || lå-pọ̄-vrə-viẹy-rə-nọ̄d ||| kyẹ-tẹ-ti-si-lã-

*dẹr-nyẹ | ün-mẹ-trẹs-šẹ*vr ||| fọrt ||| ẹ-mẹ-šãɓ-kọ-mõ-buk |||| ẹl-sẹ-*

*bå-tü-å-vẹ-klə-l*u | tut-la-nüi || püi || lə-må-tẽ || lə-lu-lå-mã-žẹ ||* 25

pẹ-kâi-rẹ ‖ *pọ̄-vrə-rə-nọ̄d* ‖ *sån-fẹ-riẽ* ⁞ *mə-syọ̈-sə-gẽ* ‖ *lẹ-sẹ-mu̯å-*

å-lẹ-dã-lå-mõ-tåń ‖‖

bõ-tẹ-di-vin ‖ *di-mə-syọ̈-sə-gẽ* ‖ *[mẹ]-kẹs-kõ-lọ̈r-fẹ-dõ* ⁞ *å-mẹ-šẹ̄vr* ‖

ã-kọ-rün | *kə-lᵊ-lu-va-mᵐ-mã-ž(ẹ)* ‖ *ẹ-byẽ* ‖ *ñõ* ‖‖ *žət-sọ̄-vrẹ-mal-grẹ-*

30 *tu̯å* | *kọ-kiñ* ‖ *ẹ-də-pọ̈r* | *kə-tün-rõb-tå-kọrd* ‖ *žə-vẹ̄-tã-fẹr-mẹ-dã-lẹ-*

tåb | *ẹ-tu̯i-rẹs-tᵊ-rå-tū-žūr* ‖

lå-tsü ‖ *[mə-syọ̈-sə-g]ẽ-ã-pọr-då-lå-šẹ̄vr* | *dã-zü-nẹ-tå-blᵊ-tut-*

nu̯år | *dô-til-fẹr-må-lå-pọrt* ⁞ *å-du-blə-tūr* ‖‖ *ma-lọ̈-rọ̈-z-mã* ‖ *i-lå-*

vẹ-tu-bli-i̯ẹ-lå-f-nẹ̄-tr | *ẹ-å-pẹ̄n* ‖ *ü-til-lə-dọ-tur-nẹ* ⁞ *kə-låp-[tit-sã-nå-*

35 *lå]* ‖‖

tü-ri ⁞ *grẽ-gu̯ār* | *pår-blọ̈* | *žə-kru̯å-byẽ* ‖ *tü-ẹ-dü-pår-ti-dẹ-šẹ̄-vr* |

to̯å ‖ *kõ-tsə-bråv-mᵊ-syọ̈-z-gẽ* ‖‖ *nu-zå-lõ-vu̯ār* | *si-tü-rī-rå-tu-tå-lọ̄r* ‖‖

kã-lå-šẹ̄-vrə-blãš ‖‖ *å-ri-vå-dã-lå-mõ-tåń* ‖‖ *sə-fü-tõ* . . .

Bemerkungen.

5. *âh*: *h*, stimmloser, laryngaler Reibelaut.
7. *šẹ̄vr*: *r* hier deutlich stimmhaft (vgl. dagegen Z. 1).
9. Das *ẹ* *(et)* fehlt im Text.

11 f. Das Sätzchen wurde wiederholt, weil dem Lesenden die Seite nicht rasch genug umgeblättert wurde, deshalb auch die Pause nach Z. 12. *ã* beidemal kurz.

13. * Räuspern. Wegen des störenden Schleims wurde auch in der folgenden Zeile der Satz zweimal begonnen.

18. Die ersten zwei Laute recht undeutlich. Gemeint: *Je veux aller* . . .

19. *l**. Zwischenlaut zwischen *l* und *d*. — *l^l* der zweite *l*-Laut mit deutlich vokalischer Färbung.

21. Die ersten Laute von *Je lui* unhörbar. Unhörbare oder undeutliche oder im Verlauf des Abhörens undeutlich gewordene Stellen sind in [ ] eingeschlossen. *kud* deutlich *d*, nicht *d*.

24. *ę**, zu *ǫ̈* klingend.

25. *l**. Zwischenlaut zwischen *l* und *d*.

26. *riẽ* fast zweisilbig. — 29. *mãžę* : *ę* geflüstert.

32. *ãpǫrda* sic! Versprochen für *ãpǫrta*? Fehlerhafte Wiedergabe?

II.

Sprecher: Herr J. M., dessen Familie aus dem Orléanais stammt, hat den größten Teil seiner Jugend- und Lehrzeit in Paris zugebracht und ist momentan Lehramtskandidat. Seine nasalierten *a* klingen mehr oder minder wie nasalierte offene *o*.

Text: Almanach du Rire et de Fantasio, 1910, S. 17 f., Franc-Nohain, Petit précis de la conversation franco-instar II u. III (teilweise).

mə-syǫ̈ | *ę-sã-dutə* | *lə-nu-vę-lẽ-spęk-tǫ̈r* | *dę-kõ-tri-bü-syõ* ||

nu-zę-tyõ | *dã-lę-mę-yǫ̈r-tęrm-zà-vękə-vǫt-prę-dę-sę-sǫ̈r* | *kę-lǫmə* | *šàr-mã* ||

žə-sę | *kə-žə-prã* | *tünə-sük-sę-syõ* | *di·f i·sil* ||

i-lę-sęr-tẽ | *k(il)-sə-rà* | *trę-rə-grę-tę* || 5

sęs-kə-tu-lə-mõd | *vö̜-byẽ-nu-dīr* ||

kęl-dǫ-mãžᵊ | *kə-sà-pǭ-və-pə-tit-fàm* | *ę-tę* | *tu-žur-mà-làd* ||

žə-kruâ | *kə-lēr-dü-pę-i* | *nə-lüi-kō-vnę-pâ* ||

pur-tã | *õ-sà-kli-màt* | *žę-nę-ràl-mã* ||

10 *vu-zęd-zã-fà-mi-l'ə* ||

nu-zà-võ-zü-lə-mà-lǫ̈r | *də-pēr-drõ·ᵇ·ti-gàr-sõ* ||

'à ||

ę-vu-zęd-zẽ-stà-lę | *kõ-plęt-mã* | *dã-là-mę-zõ-tǫ-pẽ* ||

ǫ-sę byẽ-di-fi-sil | *pur-tru-vęr* | *ęg-zàk-tə-mã* | *sə-kõ-vu-drę* ||

15 *nu-zà-võ-bǫ-ku-də-mǫ̈bl* | *là-bi-bli-yǫ-tęk-də-mõ-mà-ri* ||

truâ-dę-mę-nàž-mã | *vàl-tõ-nẽ-sã-di* ||

sę-lã-nüi-də-sęt-viᵇ-fõk-siǫ-nēr ||

nə-mã-pâr-lę-pâ | *à -ę-ki-ə-lə-did-vu* ||

vu-zę-tyę-zà gà-pᵊ | *žə-mə-su-vyẽ* || *kə* | *kã-žə-mə-swi-mà-ri-ę* | *mõ-*

20 *mà ri* | *fü-sür-lə-puẽ* | *di-ę-trə-nǫ-mę* ||

à-gàp | à-tã-dẹ-dõ-kᵊ | nə-kọ-nẹ-sẹ-vu-pâ-lă-bâ | õ·mẹɓ-tsẽ | ki-ẹ-

kõ-sẹ-yẹ-dă-rõ-dis-mã | ki-à-dọ̈-grād-fī-yà-mà-ri-ẹ | õ-nọ̃-ān-'ọ̈ ||

lə-dọg-tọ̈r̄-kà-mü ||

prẹ-si-zẹ-mã | sẹ-tõ-bõ-nà-mi-dà-dọl-fᵊ ||

ū-ẹ-d'i | nu-nu-rə-tru-võ | prẹs-kã-pẹ-i-də·kọ-nẹ-sã-sᵊ || 25

là-vil ⋮ nẹ-pâ-trẹ-gẹẹ | mẹ ⋮ i-li-à-là-prọg-s(i-mi)-tẹ-də-lⁱ-yõ ||

dà-yọ̈r | sə-ki-fẹ | kõ-sà-tà-šẹ-ün-vil | sə-sõ ⋮ lẹ-rə-lă·s·yõ ||

ẹ-kã-tõ-pọ̈-tru-vẹ-õ-pə-ti-nụà-yọ-də-žã-zẹ-mà-blᵊ ||

lẽ-pọr·tã | ẹ-də ⋮ sə-krẹ-ẹ | õ-pə-t(i)-nụà-yọ |||

lẹ-rọ-bi-nọ ⋮ ẹ-tẹ-tà-là-prẹ-fẹk-tür || 30

ui | mẹ̄ | rə-màr-kə-byẽ | kə | si-nə-nu-mẹ-tõ | sür-lə-pyẹ-dẽ-vi-tẹ-

lẹ-rọ-bi-nọ | il-ni-à-pà-drẹ-zõ-pur-nə-pâ-zẽ-vi-tẹ-ọ-si-lẹ-ži-blẽ | ẹ-lẹ-šà-

ni-nẹl | ẹ-à-lọr-tut-là-vil ||

ã-fẽ | tü-fə-rà | sə-kə-tü-vu-drà ||

35 *nə-pu-võ-pur-tã-pâ-lẹ-sẹ-lə-kọ-mã-dã-džã-dȧr-mə-ri-ȧ-kọ-tẹ-dmȧ-dȧm-gõ-bọ* ||

ȧ-vẹ-kü̯n-rȧ-lõž-də-plü | *õ-nə-pu-rẹ-pȧ-zu-vrir̃-lə-bü-fẹ* ||

il-mə-sã-blə-kə-kȧd-bu-tẹy-sü-fi-rõ ||

mẹ-si | *sȧ-fẹ-trẹ̄-byẽ-rȧ-pẹl-tu̯ȧ-ȧ-lȧ-bãk-də-frã*ˢ

40 *lẹ-kup* | *sẹ-plü-dis-tẽ-g(ẹ)* . . .

Bemerkungen.

4. *prã* | *tün* = *prends une.* cuir? Versprochen?

5. Das Eingeklammerte geflüstert (stimmlos). Ebenso 26, 29.

6. *monde*: *õ* kurz.

7. *kẹl-dọ-mãžᵊ*: *ẹ* und *ọ* gegen *ö* neigend.

10. *familʹə.* Sonst konnte ich *lʹ* nirgends konstatieren. Überrest einer provinziellen Aussprache?

18. Text: *A qui le dites-vous?* — *ẹ̣* vielleicht bloß ein Räuspern.

25. *ū-ẹ-dʹi.* Text: *Voyez.* Versprochen? Störung in der Wiedergabe?

27. *attache à une.* Assimilationseffekt.

30. *prẹfẹktūr*: *f* stimmhaft.

31. *kəʹ*: *ə* fast wie ein mittleres *e.* — *nə-nu* = *nous nous.* Dissimilation?

35. Text: *Nous ne pouvons* . . .

39. *frã*ˢ: *s* schwach hörbar.

III.

Sprecher: wie II.
Text: vgl. P. Passy in Phon. Studien I, S. 246.

mʷu̯a-si-dərᵊ-tur |

â | *tüa-rīv-byẽ-tȧr* | *žə-vyẽ-dẹ-krī-rõ-sẹr-ti-fi-kȧ* | *mu̯ȧ-mẹ̄-mᵊ* |

kọ-mã |

lə-vu̯ȧ-si | *žə-vẹ-lə-mõ-trẹ-rȧ-tu-lə-mõ-dᵊ* |

tü-nẹ-tẹ-pâ-lȧ̃ | 5

ȧ-tu-pri | *il-fọ-rȧ-vu̯ȧr-sẹt-lẹtr* |

u̯i | *mẹ* | *kọ-mã*

ẹ-lẹ-dã-lȧ-pọž-də-sȧr-dẽ-gọt | *(ọ)* | *kẹ-li-dẹ* | *mə-syọ̈-mȧ-šü* | *ȧ-vẹ-vu-vọ-trə-trüs* | *vọtʳ-lã-sẽb*

wu̯ī | *pur-ku̯ȧ* 10

ku-rẹ-vītᵊ | *lẹ-žü-mã-bẹi* ⁞ *vyẽ-də-tõ-bẹ-dõ-kub-sã-ã-rã-trã* |

â-mõ-dyọ̈ | *lȧ-žü-mã* | *ẹ-s-ma-tẽ* | *lȧ-vȧ-šᵊ* |

ži-kūr | *pur-vü* ⁞ *kõn-mȧ-kü͡-pâ-zã-kọr* |

lẹ-sẹ-vọ-ƀr̥ə-dẽ-gọt | *ẹl-vu-žẹn-rȧ* |

15 *nõ* | *sȧ-mər-tār̃-də-rẹ* |

mā̃-kẹ |

kua̯ | *ẹ-tü-pās* | *kəs-pọ̄-vrȧ-ni-mȧl* |

il-sə-pọr̃-tə-trẹ̄-byẽ |

kọ-mā̃

20 *sẹ-tün-rüz* | *pu-rọ-bli-žẹ-mȧ-šü* | *a-ọ-tẹ-sȧr-dẽ-gọt* | *ẹ-pur-rə-prā̃-dlȧ-lẹt* |

ȧžĭ-kõ-prā̃ | *i-lọ-pẹ̄r* | *tu-žūr* | *ā-brȧƀ-šə-mīzə* |

pur-vü-mẽ-tnā̃ | *kil-nȧyh'-pā* ⋮ *tru-vẹ̄* ⋮ *klȧ-žü-mā̃-ẹ-mȧ-lȧdə* |

ọ | *žə-sṳi-trā̃-kil* | *mȧ-šü* | *kọ-nẹ-sõ-nȧ-fẹ̄r* | *i-lᵊün-mȧ-nyẹr-dərə-gȧr-dẹ-lẹ-bẹ̄t* |

25 *dā̃-lõyə* | *il-lõ-ru-vrə-lȧ-pọ-pyẹ̄r* | *ẹ-il-vu-dȧ* |

sȧ | *sẹ̄-tü-nā̃-tọrs* |

wu̯ȧ-lȧ | *sẹ-fẹ* |

(ku̯)ȧ |

žə-lẹ-sẹ-ńẹ |

ȧ-lō̇ | *bō̇* | 30

ȧ-bō̃-dẹ-mā̃ | *dọ̈-mi-nüd-də-plüs* | *lȧ-ni-mȧ-lẹ-tẹ-pẹ̄r-dü* |

ẹ-dīr | *kə-siš-sȧ-vẹ-lọr-tọ-grȧ̆f* | *ō̃-nọ-rẹ-pā̃-sẹ-ńẹ-kọ-k(ọt)* |

wu̯ȧ-lȧ-lə-blā̆-dẹɪ̯-pȧńə |

(ọ) | *žẹɒ-tū-sȧ-sür-mȧ-šü* |

ẽ | *plẹ-tīl* | 35

va-dō̃-kə |

žə-vọ̈-byẽ | *mu̯ȧ* |

ā̃ | *sȧ-pris-ti* |

mȧ-lȧ-dru̯ȧ̂ |

ẽ-bẹ-sīl | 40

mẹ-sẹ-mȧm-zẹl | *ki-mā̆-dī* |

mu̯ȧ |

tẹ-tu̯ȧ | *ȧ-ni-mȧl* | *bü-tọ̄r* |

žə-vẹ-ä-lẹ-šẹr̄-šẹ-rün-brǫs |

45 *vīď* | *ǫ-tẹ-vǫ·t·rə-dẽ-gǫt* |

mẹr-si | *s-nẹ-pâ-lȧ-pẹn* |

si |

*mẹ-ǭ-tẹ-dõ-vǫ-trə-dẽ-gǫt*ə |

õ-kuď-br-rǫs | *il-rə-vyẽ* |

50 *vrẽ-mã* | *sẹ-trǫ-dǫ-bli-žā̃s* | *kā̃ĭ-pā̃s* | *kə-mȧd-mụa-zẹl-blā̃š* |

vȧ-brǫ-sẹ-rẹl-mẽẽ |

ụi | *nu-sǫm-kǫm-sȧ* |

õ-vụȧ-byẽ ⋮ *ksẹ-l*ə*-žur-dẹ-zẹ-lẹg-syõ* |

vụȧ-lȧ-lȧ-brǫs |

55 *ai-yə* | *tü-mə-pīk* | *ȧ-vẹk-tȧ-brǫ-sə* |

â-mẹ-zã-fȧ | *kẹl-šā̃*s | *kẹ-lẹ-mǫ-syõ* | *žẹ-mī-zȧ-žūr* | *õ-tü-mü-*

lūs | *su-lȧ-bri-kǫ-tyẹ* |

mȧ-kȧ-šẹt |

Bemerkungen.

8. 

9. *trüs̄* eher als *trus̄*.

11. *lẹ-žü-mã* = *la jument*

18. 

23. *kla*, eines der wenigen Beispiele, die dem § 207 Gesagten widersprechen.

27. 

28. *ku̯a*, erst der zweite Teil des *a* stimmhaft.

31. 

abõdẹmã = *abondamment*

49. *il-rə-vyẽ* verlesen für *je reviens.*

51. *mẹ̄ẽ* = *même.* Der Mund scheint für das *m* nicht ganz geschlossen worden sein.

56. *šãs*, *s* sehr schwach hörbar.



IV.

Teil einer Platte von «The Gramophone Co., Ltd» Nr. 2—41118.
Sprecher: P. Passy.
Text: Haberlands Unterrichtsbriefe. I. 218.

Auch hier ist die Länge der Sprechpause, aber nur sehr annähernd, angedeutet.

ȧ-lǫ-tẹl ||

lȧ-wᵘȧ-tūr | *ã-pǫr-tə* | *vīv-mą̃* | *lẹ-dǫ̈-zȧ-mi* || *ki-kǫ̈·z·ȧ-vẹ-kȧ-*

ni-ma-syõ || *ẹ-fõ* | *dẹ-pro-žẹ* | *ã-šmẽ* || *tẹ·o-dǭr* || *rə-gȧr-də* ⋮ *kü-ri-*

ǫ̈-zmã | *pȧr-lȧ-pǫr-t'ẹ̄(r)* || *õ-dẹ-sã·l-bul-vȧr* | *sẹ-bȧs-tǫ-pǫl* | *u-i-yȧ* |

5 *bǭ-ku-dmu-vmã* || *püi* || *õ-pâs-lȧ-sẹ̄n* | *sür-lə-põ-tǫ-šãž* || *dã-lȧ-si-*

tẹ | *õ-rə-mȧr·k·ȧ-drǫȧt* | *lə-pȧ-lẹ·d·žüs-tis* || *ȧ-gǭš* | *nǫ-trə-dȧm* || *ã-*

süit | *õ-trȧ-vẹrs* ⋮ *lȧ-sẹ̄n* || *pur-läz-gõɒ-fųȧ* || *õ-nãtʳ-dãl-kȧr-tyẹ-lȧ-*

tẽ ||| *ẹ-byẽ-tǫ* | *õ-nȧ-rīv* | *rü-rȧ-siũ* || *lȧ-wᵘa-tūr* | *sȧ-rẹt* ⋮ *də-vã-tõ-*

nǫ-tẹl || *õ-gȧr-sõ-sǭr* | *ẹ-ẹ̄d* ⋮ *lə-kǫ-šẹ* | *ȧ-dẹ-šȧr-žẹ* ⋮ *lȧ-mȧl* || *ã-dẹ-*

10 *sã-dã-dwᵘȧ-tūr* || *tẹ-ǫ-dǭr* || *di-ȧ-sõ-nä-mi* || *i-fǫ-kəs-pẹi* | *lə-kǫ-šẹ* ||

kõ-byẽ-ẹs-kə-žlüi-dųȧ | *žã-lüi-rẹ-põ* | *õ-frã-sẽ-kąt-pūʳ-mä-kurˢ* || *vẽ-*

tsẽ-sã-tīm | *pur-lȧ-mȧl* ||| *ẹ-vẽ-tsẽ-sã-tīm* ⋮ *də-pur-bųȧr* || *sȧ-fẹ-dǫ̈-*

frã ||

Bemerkungen:

Z. 2. *ko·z·a.* Man verspürt eine Gruppengrenze innerhalb des *z*, ähnlich Z. 6 *mar·k·a*, vgl. § 266.

Z. 4. *pǫrt'ēr* der zweite Teil des *ę* und *r* sehr undeutlich.

Z. 5. *lȧ-si-tẹ*: *lȧ*, fast *lä*.

Z. 8. *Rue Racine*, vgl. S. 315, Anm. zu 51.

Z. 10. *kǫ-šẹ*, Intervall der beiden Töne in *šẹ* besonders groß.

Z. 11. *pour la course.* Undeutlich gesprochen, oder schlecht wiedergegeben? Das Intervall zwischen *kur*ˢ und *vẽ* besonders groß.



